3 1761 06874251 9

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dasnordlicht01du

D1238n

THEODOR DÄUBLER

DAS NORDLICHT

ERSTER BAND

296550
2.
3
8.

GENFER AUSGABE

INSEL-VERLAG / LEIPZIG
1921

Printed in Germany

DIE SELBSTDEUTUNG

EINE Erläuterung der Idee des Nordlichtes, wie sie im Gedicht gestaltet wurde, kann nur durch ein paar einleitende, autobiographische Sätze versucht werden. Autobiographisch, in einem gleichnishaften Sinn, ist nämlich auch die Dichtung, besonders in ihrem ersten Teil: sie gibt das Emporleuchten der Vision, ihr Wachstum und Gedeihen, ihre hervorgreifende Verbreiterung. Bleiben wir zuerst beim ursprünglich visionären, nicht beim verdichteten Erdämmern der urweltlichen Anschauungen, die in diesem Werk zur Hämmerung gelangten. Um die Klarlegung durchzuführen, muß ich aber beinah in meine naive Kindheit zurückschweifen: etwa ins 14. Lebensjahr.

Meine Eltern waren durchaus aufgeklärte Menschen. Auch unser Bekanntenkreis gehörte der radikalen Richtung an. Dienstboten wußten das und versuchten meine Einbildung mit Katholizismen zu beschäftigen. Dadurch entstand in mir, einem religiös veranlagten Kind, ein großer Konflikt: der entscheidendste fürs ganze Leben! Oft fragte ich Verwandte um tiefere Gründe des Lebens: natürlicherweise konnte ich da nichts erkunden; man war immer mit der einfachsten Antwort bereit: du bist noch ein Kind und kannst das nicht verstehen! Der Eifer der Katholiken begeisterte mich wohl, ich blieb aber auch ihm gegenüber argwöhnisch, irgendwie witterte ich die Kulissen, den Bühnenbetrieb ohne eigentlich handelnde Person, in einem großen Passionsschaustück, das von Feiertag zu Feiertag das ganze Jahr beherrschen kann. Einmal beschloß ich ganz ernst, in der Richtung, die mir die Erziehung meiner Eltern wies, zu forschen! Mein Gemüt neigte zur Mystik, aber ich glaubte trotzdem nicht. Ganz klar stand es vor mir: alles Leben kommt von der Sonne. Meine Zweisprachigkeit — ich bin Triestiner — kam mir da zustatten. Im Italienischen heißt es: il sole (männlich), la luna (weiblich); ich verglich und entschied mich

in meiner kindlichen Privatmythologie für die italienische Einsetzung der Geschlechter bei den Gestirnen. Das Sonnenlicht war väterlich, die Erde mütterlich, der Mond unentschieden, aber mit stärkerem weiblichen Einschlag. Ich sah in unserm silbernen Nahgestirn etwa eine Traumgottheit: oft eine Amme, ja sogar Hebamme. Aber auch eine Vorstellung vom Arzt hatte schon sehr früh in diese kindlichen Einbildungen hineingespielt. Die Vorgänge bei Zeugung und Geburt waren mir bereits sehr früh verraten worden. Schlaf und Traum, somit der Mond, sind mir immer so rätselhaft und dadurch besonders wichtig vorgekommen. Die Nacht liebte ich vor allem, und schön lebte ich nur im Traum: den Mond hielt ich geradezu für den Retter des Lebens. Ohne ihn, sagte ich mir, müßte ja alles, was die Sonne hervorgezaubert, emporgesogen hat, sofort am Abend, bei Sonnenuntergang, verschwinden; bei Sonnenaufgang aber das Leben ganz neu und kurzfristig, ohne Zusammenhang mit seinem Gestern, wiederentstehen. Der Mond wurde mir zum ersten Architekten, da er eine silberne Brücke durch die Nacht, den Schlaf der Wesen, zu bauen imstande war. Aber genügte er zum hohen Aufbau bis zum Menschen, der in sich die Wesensart der Sterne fühlt und erkennt? Mir dem Kinde nicht! Ich sann weiter. Jemand hatte mir einmal gesagt, daß Sonne und Erde, vor furchtbar langer Zeit, eins gewesen wären. Ich spekulierte: jetzt sind Sonne und Erde getrennt: bevor die Scheidung eintrat, mußten diese, heute vor unserem Verstand und unsrer Sinnesart herrschenden Kräfte unterirdisch (zugleich und eigentlichst untersonnig), gewühlt, auseinanderzerrend gewirkt haben. Schließlich siegten sie. Und nun: die früher alle vom Mittelpunkt losstrebenden Gewalten im Zaume haltende Sonnenkraft ist jetzt zum großen Aufruhr geworden. Die Starrheit der Erde muß, von der Sonne aus, dereinst bezwungen werden. Und die Erde selbst gebiert aus sich

Kräfte, die, der Schwerkraft entgegen, zur Sonne zurück wollen: ich sah darin die mechanische Gesetzmäßigkeit, durch die Leben wird. Jede Pflanze, jedes Tier umhüllt seinen Sonnenflug. Also nicht um die Wärme, Elektrizität, Magnetismus usw. handelt es sich im Grunde für seelisches und leibliches Wachstum: verschiedene bekannte und unerforschte Gewalten umkörpern uns mit Sonne-Mond- und Sterneninhalt. Eigentlich heißt Dasein: Rückkehr zur Sonne. Bei Tag und bei Nacht ist unser Planet der Sonne tributpflichtig. Pflanzen, Tiere, Menschen bleiben der Schwerkraft, der eigentlichen Natur der Erde, entgegengesetzt: Opfer, die die Erde aus ihren Gebeinen dem helleren, vollendeteren Gestirn darbringt. Nach dieser Art die Welt zu schauen, ist das Sonnenlicht Gott und Herrscher.

Bald wurde mirs klar, daß dieses Vorgehen mit eigner Vorstellung stark spekulativ-materialistisch war. Ein Mensch hätte dabei sein müssen, als sich Sonne und Erde trennten, damit man sagen kann: was einst, als unterlegen, wühlte, wurde schließlich das Herrschende; was früher geherrscht hatte hingegen, besorgt nun den kosmischen Aufruhr. Bei solchem Grübeln verstand ich mich plötzlich folgendermaßen: das alles vollzog sich auch, aber nicht vor den Augen eines Menschen, sondern im Menschen selbst, der sonnengeborenen Auges ist. Daher ergänzen wir: solches geschieht immer noch! Und die Sonne endet nicht dort, wo wir ihren Rand sehen: ebenso nicht die Erde da, wo ihr Saum Menschen gestattet, bei Sonne und im Sturm, zu leben und zu schauen. Tatsächlich verhält sichs so: wir selbst sind Sonne und Erde. Mit den äußeren Sinnen fühlen und sehen wir den Boden unter uns, die Sonne über uns. Mit dem innersten Sinn sind wir einig, urverbunden mit allen Welten: Sonne ist bloß unser herrlichster Inhalt. Später erklärte ich mir dieses Verhältnis in folgenden Versen:

Du schwache Nacht, du bist der Schatten unsrer Erde.
Wir sind die Sonne, der die Erde Sterne zeigt,
Denn unsre Erde ist dir richtige Gebärde,
Die gütig Menschen in den Sternenhimmel neigt.

Und etwas weiter:

Die Nacht steht da, wir haben sie aus Macht erschaffen.
Die Erde ward und stand dem Menschen hilfreich bei,
Die Erde läßt die Nacht aus einem Abgrund klaffen,
Und da geschieht die Ewigkeit durch unsern Schrei.

Wir sind vom Licht und sollen Finsternis gebären,
Drum schufen wir die Erde, und da kam die Nacht.
So konnten wir dem Himmel seine Macht bescheren.
Dann lachten wir: die Sonne hat aus uns gelacht.

Wir Männer, die dem Mut zu unsrer Tat entstammen,
Die aus der Flut das Ich bei Nacht ans Land gebracht,
Sind da, den Tag zum Überschwange zu entflammen:
Beflügelt war der Mensch vor seiner Welt gedacht.

Ich soll die Nacht mit meiner Sicherheit belauschen:
Wir haben witternd ihren Untergang gewußt.
Kometen kommt, ihr könnt die Dunkelheit berauschen:
Mein Wissen ist das Licht, die Sonne unsre Lust.

In diesen Versen aus der »Hymne an Venedig« spreche ich meine Kosmogonie aus. Die Stadt Venedig war ja das größte Erlebnis meiner Kindheit! Zur Zeit der Geschlechtsreife flog ich oft hinüber, sowohl leiblich als hauptsächlich im Traum; alles was ich da sah, ging auf einem phantastischen Markusplatz vor sich. Mein Glaube an Sonne, Mond und Sterne war mir ungemein lieb geworden. Ohne ihn und Venedig wäre ich verdorben, denn die Menschen verstanden mich nicht. Ich war ein schlechter Lerner, ein verübeltes Kind. Im Grunde hielt ich allerdings nichts von meinen Visionen, ich liebte sie nur ganz naiv, denn sie waren meine einzigen Freunde. Die Weckeruhr stellte ich auf 4, $^1/_2$5 Uhr, um, am Morgen ausgeruht, bevor das Feindliche des Tages beginnen sollte, etwas in Glück nachdenken zu können. Dichterische Äußerungen

von mir erlebte ich nur spärlich: zwei italienische Schulaufsätze fielen allerdings meinen Hauslehrern als sehr erstaunlich auf: mein Wesen haben aber auch sie nicht begriffen.

Eines Tages, bei Bora, erschloß sich mir plötzlich folgender Sinn: selbstbeschloßner Zwiespalt! Die Menschen nennen vieles Sünde: ich, der kecke Atheist, in der Pubertätszeit, der bei Mondschein über den Karst dahinbrauste, wollte das Böse bloß als Schatten des Hochseligen erfaßt haben.

Einmal auf einem Maskenball (ich selbst trug die Larve) sagte ich mir: das Leben ist nicht bloß gewollte Askese oder Zwang, Pflicht der Sonne gegenüber, damit wir uns zum Hochgestirn emporranken können, und die Erde nicht bloß Feindin, bestenfalls Vagina und Grab. Als Wirksamkeit ging mir auf: das Leben verlangt Fülle, die Geschöpfe dürfen göttlich emporjubeln. Ich lief aus dem Saal, auf die Straße. Ich fühlte glücklich, die Erde birgt in sich noch viel Sonne, die mit uns, gegen die Schwere verbunden, selbst wieder zur Sonne zurück will. Überall. Sogar im Eis. Gerade dort, an den Polen, wo die Nacht am tiefsten, am längsten, besonders mächtig! Eine leuchtende Umschlingung von erlöster Sonne aus der Erde und himmlischer Sonne bringt den monatelangen Nächten um die Pole das Polarlicht. Die Erde sehnt sich, wieder ein leuchtender Stern zu werden. Meine Privatkosmogonie hatte ihre Ergänzung erhalten!

Diese Idee von der Nordkrone ließ mich nicht mehr los. Schnell wußte ich, daß sie eigentlich in uns Wunsch, Freude, Glück, Vertrauen sein konnte. Der Grund dazu lag für mich, ich sahs geradezu, in der Erde. Vielleicht in einem feuerflüssigen noch sonnenähnlicheren Innern! Das Lichterziel, die leuchtenden Kränze um die Pole wurden mir zum Sinnbild von Geschichte aus innerstem Geschehen. Ich erlebte einen Nordschein der Seele; was da vorging,

verdunkelte alles am Tage Geschöpfte. Die Sonne verfinsterte sich mir. In meinen Nächten dämmerte das Vertrauen zu einer letzten, zu einer mittleren Sonne. Nordlicht kann uns den Weg zu ihr weisen: es nähert uns dem Urlicht. Von dem stammen wir Menschen, die alle sichtbaren Sonnen beschlossen, erwogen, zu ihrer Tat gemacht haben, ab. Ich scheute mich, in meiner Plötzlichkeit, keinen Augenblick, meinen naiven Atheismus nunmehr einem himmlischen Glauben an Hierarchien und überirdische Geistigkeit anzuvertrauen. Der Sprung ins Religiöse war aber dennoch ein Entschluß! Ganz kindlich wollte ich alle Bekannten umarmen, ihre Seelen als Wege zum Norden aller Völker ansehen. Also wiederum in Menschen: als Erwühler des Urlichts gleichwertig! Oft hatte ich geheim, vor mir selbst verschlossen, gebetet, nun gestand ich mir Beten zu. Durch das Nordlicht bekam mir unser Geschlecht seine Freiheit. Jeder Mensch, sagte ich mir, benützt sie zur Wahl einer Vision: jeder einzelne kann auch bestimmen, wo und wann er geboren werden will. Wir sind nicht bloß Untertanen einer sichtbaren Sonne!

Folgendes aber bleibt die Aufgabe des Menschen: die Zukunft der Erde durchs Nordlicht zu erfüllen! Wir verkünden: die Erde wird wieder leuchtend werden, aber die Völker sind verantwortlich, daß dieser Stern, der ein dunkler ist, einst der allerhellste sei. Nicht ein Durchgangsplanet, sondern das Feld unsrer heiligsten Aufgabe ist von nun an unser strahlender Zukunftsstern. An den Polen versuchts die Erde schon, wieder hold aufzuleuchten. In strengen Seelen glüht der Beruf, im Menschen das Urlicht zu ergründen. Denn der Mensch birgt die Erleuchtung: in uns wird Zeugnis fürs erste Licht abgelegt werden; im Kosmos geschiehts durch den Nordschein. Noch bevor auf dem Planeten unsre Aufgabe erfüllt ist, steht es geistig fest, daß alle Sterne von der Erde bewegt

werden, sich um sie, als ihren geistigen Mittelpunkt, schmiegen. Denn aus dem Menschen wird die Ursonne hervorstrahlen. Daher faßte ich schon damals das Leben als keine persönliche Angelegenheit auf, sondern jedem Dasein mußte, davon war ich überzeugt, eine überpersönliche Aufgabe mitgegeben sein. Wir sollten hier nicht bloß lernen, sondern es bleibt unsre Pflicht, die Erde zu sich, das heißt zu ihrem eigentlichen Licht zu bringen. Sie wird brennen, ihren feurigen Kern zur leuchtenden Schale hervordämmern lassen. Die Erde, eine dunkle Frucht, keimt bereits empor in eine Welt des erblühenden Lichtes. Religionen erglimmen, um Völker im innern Feuer umzugebären. Wir sind dafür verantwortlich, daß überall, aus allem Tun und Geschehen, das Licht der Hilfe ersprieße. Keine Verkettung im Dasein: Ursprünglichkeit! Das ist die Auferstehung des Fleisches!

Oft kam mirs vor, durch das metaphysische Erfaßthaben der Idee »Nordlicht« müßte es gelingen, hermetische Türen zu sprengen, damit Urlicht sich in die Schöpfung verströmen könne. Einmal, beim Schauen des Reigens hehrer Sternenbilder, glaubte ich auch, mir den Zusammenklang aller Bekenntnisse deuten zu dürfen.

Indien nannte ich das Gewissen der Tropen; alle Pflanzen, Tiere, Menschen sind dort zutiefst aufgewühlter Tribut der Erde: Opfer an die Sonne. Durch diese Wesen ist aber auch der Boden locker geworden, so daß Urlicht, polar nach Norden und Süden, aus dem Menschen herausstrebend, uns, durch seelisch aufgebrachte Freiwilligkeit, ins Sonnige hineinzugedeihen befähigt. Die sichtbare Aufforderung dazu, die planetarischen Beispiele bieten, wie gleich einzusehen ist, Süd- und Nordlicht. Soviel über der Tropen Lebenskraft. Des Inders Seele aber will die Erde durch die Beruhigung in seiner Seele, im Urlicht,

im Ewig-Ungebornen verankern. Wo die Natur am üppigsten, wie im Sturme, aus dem Boden emporsteigt, findet der Mensch den Frieden: und bringt ihn auch. Seiner lebendigst entzündeten Kulturphantastik tritt die Stille des Einzelnen entgegen: sonst bräche die Welt zusammen. Sonnenergebenheit, Sonnenopfer, Leben nach Sonnengeheiß, alles Sonnentum im Irdischen zeitigt Schicksal. Unausweichliches: die Kulissen des Karma lassen uns erschaudern. Doch, wir sagten es schon, des Tropenwaldes Sonnensturm, des südlichen Tieres Sonnentoben, des religiös entzündeten Menschen Sonnenerhobensein wird im allgemeinen Weltgeschehen durch das Brunnensuchen in der Seele bei den Edlen unter den Hindus besänftigt. In Freiheit schwebt ihre Seele: ein Leichtsein hebt den Schwerpunkt der Welt auf. Dadurch bleibt der Mensch mit seiner Schöpfung, der Erde, in den uns beschiednen Maßen und Bahnen des Kosmos. Des Inders Geist ist der Tod der Tropen.

Auf von Indien, in magischer Verzücktheit, bricht der Genius der Geschichte! Jedes Land hat seine Sendung: jedes Volk erklimmt das ihm zugedachte Land, um des Bodens Aufgaben zu überdauern. Irgendeinmal entsteht in Indien der Entschluß, sich selbst mit der eignen überirdischen Belastung zu verpflanzen, von einem Gedankengang verschleppen zu lassen. Über Irans sternwärts gerichtete Höhen gehts nordwärts: in der Spirale, künftigen weiterklimmenden Völkern zu. Jesus Christus erschließt uns die neue Aufgabe: das, was in uns gekommen ist, unsre vorgeburtliche Unvollkommenheit, als Kreuz, in diesem Leben auf uns zu nehmen: die eignen Leiden in heiligen Gemeinschaften auszudulden. Er wirbt um die Höhe aller Bekenntnisse und bringt sie uns, wo er Pfingsten vorbereitet. Das Fest im Geist! Des Urlichts Ausbruch aus der Natur kann uns, auf der nordwärts gerichteten Heimreise, zum Ruhepol in uns, immer zu einem

überraschenden Feiertag werden. Pfingsten erfüllt und erwartet den Nordwärts-Schreitenden. Den Nordwärts-Denkenden. Den, der den Norden erleidet.

Solches schaute ich von nun an immer wieder. Ich hielt aber im Grunde nichts von dem Gesicht, weil nichts von mir. Ein paar Gedichte schrieb ich wohl in größter Traurigkeit, zerriß sie jedoch oder zeigte sie keinem. Ich hoffte vielleicht dereinst Maler werden zu können. Doch einmal erzählte ich einem Altersgenossen etwas vom Nordlicht, und der ermunterte mich, die Geschichte zu verdichten: lange zweifelte und zauderte ich. Endlich, in Neapel, drängten sich solche Visionen bildhaft klar, blumenmäßig und feurig vor: ich schrieb. Plötzlich erfaßte ich den Plan zum Werk. Autobiographisch sollte der erste Teil sein: ein Sonnenpilgertum, das Eigne, in ihm gefaßt werden. Erlebtes in Verdichtungen wollte ich um mein Eigen-Ich stellen! Allerdings mußte schon der erste Teil entschieden gleichnishaft zum zweiten hinüberleiten! In diesem tritt nun das im ersten Teil kräftig gehämmerte Ich so auf, daß es innerste Geheimnisse offenbaren kann. Apokalyptisches Weltwittern um dieses Ich, soweit es überindividuell zu schauen bereits berechtigt ist, setzt ein. Dieses nun aufleuchtende Ich, ich nenne es für mich »lyrisches Ich«, überragt natürlicherweise ganz die eigne Person, wie sie sich in die irdische Sonnenwelt des ersten Teiles eingeschleiert hat: es steht auf einer andern Warte und beherrscht simultan Gestaltungen von Ideen und auch ihm dienende, es vertretende Menschen: darunter auch mich. In diesem Ich sind also ebenfalls meine Person und mein Weib enthalten. Durch Geburt und Tod bleiben wir jedoch auf urwunderreichen eignen Beschluß hin geschieden. Erst rein geistig wollen wir uns finden; über uns als Menschen hinaus im pfingstlichen Ich.

Mit einem Weltzusammensturz fängt der zweite Teil des Epos an; mit der Zusammenfassung aller Geboten-

heiten im Menschen, in der Nordscheinblüte unsrer Erde, schließt er ab. Immer unpersönlicher tritt das Ich im fortschreitenden Gedicht auf. Wohl gestaltete es auch Menschen aus sich hinauf, die noch ganz sonnentrunken, im Irdischen festgehalten werden; aber ich nenne es dann, weil von den Vorgängen, die sich so abspielen, unendlich entfernt: Adam. Weil ganz allgemein menschlich, wird es schließlich als grundsätzlich für unser Geschlecht geschaut. Verweilen wir noch an den Toren des zweiten Teiles: einsam schwebt das Ich über den Abgründen des Weltsturzes. An Millionen Jahre Geduld des »Logos« bleibt es einzig gebunden. Unendlichkeiten vor ihm, wie hinter ihm, sind seine Schwingen. Das Ich war schon immer zugegen, wenn ein Weltabschnitt zertrümmerte. Völker, die sich wie einzelne Seelen, durch Daseinsbeschluß, in Menschengestalt geborgen hatten, sieht es, das Ich (als ewig daran beteiligt), wieder von den Wogen der Urflut verschlungen werden. Alle Völker läßt es symbolhaft (Symbol ist immer äußerster Radikalismus) umkommen. Den Schrei des letzten Volkes vernimmt es:

Und die Menschheit hör ich schreien:
„Ra".
Als ein Echo ohne Ende
Hat der Schrei nun fortgegellt;
Wenn die ganze Welt verschwände,
Dieser Schrei blieb als die Welt!

Der Logos kündet dem Ich seine Ewigkeit, durch seinen eigensten Schrei, den Urruf, an. Den habe ich gesucht und gefunden. Als ich die Meeresbrandung nach ihm umgrübelte, flog ein großer Vogel erschreckt mit dem Schrei »Ra« auf. Ich sah das Tier sofort als Umkörperung seines Angstschreis: mir träumte von Vögeln, die Träger unsterblich bleibender Sprachen in dieser Welt, das heißt: in unserm sonnsüchtigen Wesen, sind. Mit solchen Vögeln bevölkerte ich den Dunkelschlund nach dem Weltsturz.

Dann peitschte das Rasen des Urorkans selbst Inselungen aus sich empor. Sein Sich-ausrasen wird zu Pferden. Ganze Herden bemähnter Flieher erklimmen als Fortsetzung der Brandungswut, brünstig und fast schon gestaltet, eine junge Felsenlehne. Einem neuen Dasein werden seine apokalyptischen Gewalten sofort wieder in den Schoß gesenkt. Die Erde, die sich umgebiert, verjüngt, aus sich selber wieder herauswälzt, bringt im platonischen Jahr des Stieres (als Sternbild) Lemuren hervor, die nach langem Dahindämmern, endlich geschlechtsreif und dadurch mit der Sprache begabt, wiedererwachen. Die Sprachen-Aare verschwinden aber dabei aus unserm Gesichtskreis. Im Zeichen des »Stieres« war die Welt dereinst zusammengestürzt: noch einmal, viel später, erwachte brüllend der Apis Ägyptens. Aus Propheten ringt sich der Logos hervor. Diese dreimalige Stufung von Schrei, Sprache, Verheißung, die sich jedesmal unterm Sternbild des Stieres ereignete, war rein intuitiv erfaßt worden: ich erkenne erst heute, nachdem ich esoterische Werke oft in die Hand bekommen habe, die Rhythmik in der Schichtung der Vorgänge.

Das Ich, das den Trichter des Weltbruchs mit erduldet hat, entschließt sich triebhaft zum Pyramidenbau: seinem (des Welttrichters) Entgegen! Es wohnt ihm aber auch das Wissen über die Hyksos inne: wo Verwesung droht, ahnt sie das kulturverwaltende Ich herbei. Der Boden klafft auseinander: Überflutung durch ein Volk zu Pferde bricht in die kaum gefestigten Fugen und Kreise der wiedererstandenen Welt!

Auch der Urruf: »Ra« lebt in den Gemütern des ratragenden Volkes der Ägypter ausbruchhaft auf: ein König wird geboren, Amenophis der Vierte, der den Untergang des Apis, also des Stieralters, wittert. Es muß dem des Widders weichen: das ist der Augenblick, um das Ertönen des Logos im einzigen Sonnengott Ra zu erahnen:

durchzusetzen! Amenophis der Vierte versuchts. Er schreckt nicht zurück, sogar Theben, die Apisstadt, in Feuer und Rauch aufgehen zu lassen. Sein Vorhaben gelingt ihm jedoch nicht: der Anhang verrät ihn. Wohl aber vollbringt er die Tat im Geist! Verzweifelt läßt sich der König bei lebendigem Leib einbalsamieren. In seinen schmerzzerbißnen Eingeweiden wird der männlichste Gott, der Eifrige, von dem sogar die Silbe Ra abfällt, geboren. Der Gott, der nun ist, darf nicht mehr genannt werden! Das hohe Ich, dem alljährlich Osiris entstrahlt, verläßt das Niltal: die späteren Mysterien der Isis verlaufen traurig: in Wehmut um den ausgewanderten Gott! Auch das war Intuition bei mir. Der Tod Amenophis des Vierten in dieser Form ist reine Erfindung. Zu Diensten einer Plastik, die einen wahren Vorgang im Innern des Menschen als verwirklicht ausdrücken soll: die Kunst muß ergänzen, was in Wirklichkeit sich nicht voll ereignet hat. Ich wußte längst, daß sich der Sonnenmonotheismus einmal gewaltsam in der Geschichte hat behaupten müssen, um aber allerdings sofort ins Geistige umzuschlagen! Ich suchte niemals eine Fährte dazu, fand sie aber sofort, als ich das Ereignis im Epos zu gestalten hatte. Auch ich war ursprünglich, mit einem Satz, von der Anbetung der Sonne zu unserm Einzigen Gott gelangt!

Das Nordlicht habe ich streckenweis in Wien, hauptsächlich jedoch in Paris, gedichtet. Eigentlich fand ich nie das rechte Buch, das mir die nötigen Aufschlüsse hätte geben können. Auch erzählt wurde mir wenig über das, was ich zu fügen und zu gestalten hatte. Ich konnte mich jedoch auf das Auge verlassen. Im Louvre fand ich die nötigen Bildwerke für meine Arbeit. Sogar die Namen indischer Götter und Wesen las ich von Glasmalereien im Museum der französischen Kriegsmarine ab.

Der erste Teil des Epos heißt: »Das Mittelmeer«. Die Welt unsrer beherrschten Kultur, in der das Ich sich

finden, erraffen kann. »Sahara« nannte ich den zweiten Teil. Es bedeutet der Wüste Einsamkeit, aus der das Ich sich rein verstrahlen darf; wo es eigentlich schöpferisch wird und sein Dasein umzugebären beginnt! Das nunmehr spendende Ich konnte sich mir zuerst nur zwischen stürzenden, versinkenden Formen erhellen. Die Sahara-Erfahrungen gaben, wie bereits gesagt, einem Volk die Sehnsucht ein, dem Einsturztrichter entgegen, eine wirkliche Pyramide aufzubauen: das Ich, von dem ich mich nunmehr abhängig fühlte, war hingegen ganz von der Sehnsucht erfaßt, die Pyramide im Geiste aufzubauen. Höher als den Turm zu Babel: den in der Seele geschauten Ararat der Völker. Folgende Aufrufung des Nordscheins, über dem ewigen Eis, gibt am besten den Grundgedanken zu dieser Bergauftürmung in der Seele wieder:

„Du furchtbar großes Blutgespenst! Erwidre ich im Geiste:
Die Erde wurde mir im Traum zum Araratkristalle;
Als Pyramide sah ich schon den Ball, den ich bereiste!
Zur Spitze ward der Pol: zum Zweck, zu dem ich walle."

Der erloschne Vulkan trägt noch eine Krönung kalten Lichts: den Nordschein! »*Die Erde ist trächtig!*« heißt es zu Anfang des Epos. Angedeutet wird, daß sie schon in Wehen liegt. Keinen neuen Mond wird sie nunmehr gebären: Erdbeben, Vulkanausbrüche zeigen aber die Geburt eines neuen, des künftigen Festlandes an, und zwar diesmal im Stillen Ozean. Aber auch die tiefste Mondidee, die Verheißung unsrer Erdmitte, kann von Indern in den Brunnen der Seele geschaut werden: sie führt zum Geist.

Früher waren Erde und Mond vereint: der uns Erdenkindern noch sichtbare Mond ist aber der Spiegel der Erde. Durch Prophezeiung Wissender erhält sie Botschaft über ihre eigne Seele, aber nur im Mondspiegel erkennt sie ihre kosmische Wesensart. Das silberne Gestirn gibt kund, was das Sichverstrahlen der Erde in andern Welten ver-

heißen kann. Ein Mondgeheimnis ist es auch, warum wir sterben müssen. Eine Mondleiche begleitet die Erde auf ihren alten Bahnen durch den Raum. Und die Mondidee will immer wieder unter uns sein: Erde und Mond werden sich noch lange, lange nicht vergessen, es ist aber auch unsre unweigerliche Bestimmung, daß wir Menschen, in unsrer Seele, die Trennung von Mond und Erde, die sich noch vollziehen muß, erleiden, mit durchführen werden. Daher wandelt sich auch der Mond. Er kommt nur wieder, um von uns Abschied zu nehmen. Er vergeht, um sein Wiedererscheinen zu verheißen: ein versteinertes Wahrzeichen des lebendigen Atems der höchsten Gottheit. Als Verkünderin des Todes versinnbildlicht die Mondidee ewige Trennung des dereinst in Liebe Verbundenen. Als Erbringerin von Geburten verspricht sie uns Auferstehung und dereinstige Einzigkeit des Alls. Im Buddha wird der Mond zum Mund. Zu diesen Geheimnissen pilgert das Ich. Es verkörpert sich in Menschen oder in Geistigkeiten, die Völker leiten. In tiefen, selbsterwühlten Grotten unterm Ararat erschließt sich ihm eine Arierwelt. Wer beim Weltsturz wissend und schauend zugegen war, bestimmt, daß auch sein Werk, und wärs der Völker Bau, auf eignen freien Beschluß hin, wieder zertrümmert werden kann: ja muß. Das Ich füllt daher den »Neuen Berg«, versehen mit Glut und Sprudeln, damit der Vulkan im Schicksal zum Bersten gebracht werden kann. Kulturen werden aufgereckt, zum sichtbaren Beweis, daß Völker ihre Sendung erfüllen; worauf es aber ankommt, ist: das »*freigeborne Wort*« im Urlicht. Pfingsten soll es werden: ungenanntes, irdisches Glühen, leuchtendes Gewittern, aus Füllhörnern der Seele dereinst über dem Gletscher hervorstrahlend, sogar Sonne und Sterne befruchtend! Aus sämtlichen Rassen ein Ausbruch. Für die Menschheit ihr Ausspruch. Verschiedne Wege zum gleichen Ziel sind aber den Völkern bestimmt: Drachen, aus Feuern in der

Erde, vertreiben sie! Verfolgen wir die Grundlinien des Dreiecks Vorderindien: der eine Weg nach Norden weist vorerst nach China, der andere über Iran nach Europa. Am Pol werden wir angelangt sein, wenn ein Beschluß im Geist die Verschiedenheiten der Rassen überwunden haben wird. Es steht im Epos:

Die letzte Heimat kann sich plötzlich mir entschleiern.
Sibiriens Gletscher sind mit Gnadenglast besprengt:
Es singen Kinder, Greise spielen noch auf Leiern.

Der tote Mond ist durch das ewge Licht verhängt.
Der Norden strahlt sein Blut in Welt- und Seelenfernen.
Im Menschen hat die Freiheit sich der Brunst entengt.

Du ahnst den Ineinandersturz von Rassenkernen.
Die goldnen und die weißen Völker sind versöhnt
Und spenden ihres Wesens Heimlichkeit den Sternen:

Durch Jugendsterne wird das graue Land verschönt!

Das Christentum ist die höchste Erfüllung der Erde. Es hat vieles verborgen gelassen, auch um von andern Offenbarungen unterstützt zu werden: um nicht durch Gewalt, sondern durch gewollten Zusammenschluß, die Einigung der Erde zu vollbringen. Dereinst! Das liegt im Wesen der Liebe. Christi Tod auf dem Golgatha ist mehr als seine Lehre. Wenn auf dem geheimnisvollen Baum des Geschehens Sterne uns, als seine Blüten, sichtbar werden, wenn jede dunkle Welt mit einer Frucht zu vergleichen ist, so bedeuten Wesen wie der Mensch Sturz (der Frucht) und zugleich den Abfall von Geschöpfen ins Chaos.

Jesu Menschwerdung offenbart, daß das neue Erkeimen auf der Erde zu höchstem Leben führen wird: wir sind nicht verloren, keinesfalls dem Nichts preisgegeben. Dadurch, daß dieser dunkle Stern ausersehen ward, keine verfaulende Frucht zu werden, sondern, daß der Schöpfer ihn wieder entflammt hat, er ihm Seinen Sohn sandte, zieht er, der Stern, hohe Geister an, die sich unter uns

einmenschen." Wo Gott selbst starb, nehmen auch sie Schicksal und Tod auf sich. Indien hingegen treibt die großen Seelen an, unsre Erde zu verlassen. Um diese Richtung entschiedner durchzusetzen: die Drohung mit Wiedergeburt! Sie ist also eine notwendige Äußerung des indischen Geistes, somit eine seiner Wahrheiten: braucht aber nicht wirklich zu sein. Unsre Verantwortung aber gebietet: innigstes Erglühen, über unsre irdisch verkörperten Pole hinaus, andern Welten bescheren!

Mit der Fracht seines Schicksals, dem Geheimnis unsrer Abstammungen (also Karma), wirkungsbelastet, begibt sich das Ich, in der Dichtung, auf den Weg seiner irdischen Aufgaben, nordwestlich gerichtet, über den Ararat. An Indien schließt sich des Berges steilste und eigenste Lehne »Iran« an. Aus dem »Tal« der »Zwillinge« (gemeint ist die Herrschaft des Sternbildes), wo es zwischen Gut und Böse zu entscheiden hat, steigt das geläuterte lyrische Ich rasch zu einer Höhe der Seele empor, wo es imstande ist, das Wort aus andrer Völker Mund zu vernehmen. Die Stierzeit, mit ihrer schweren Arbeit der Bodenbestellungen, zieht auch für Iran herauf. In Grotten wird von Wissenden bereits das »Lamm« verkündet. In Kriegen verstärkt, im Kriege der Vernichtung nah, errichtet das Ich im Ararat, in der Hülle eines Parsenfürsten, seine Burg, in der sich von den Ariern Herkommende mit Sahara-Entwanderten zusammenschließen. Wandrung soll durch Entschluß in Wandlung umgewälzt werden. In diesem Kampf steht das, unter Indiens Sonne geschaute, innerste Menschenfeuer den Parsen bei: es erscheint ihnen als indischer Dionysos. Raschest steigt nun der männliche Geist seinem Im-Flug-Erhobensein zu. Schließlich entschwebt er der Erde. Schlacken seines sich läuternden Geistes erstarren dabei zu sichtbarwerdenden Araratzacken. Ein schreckliches Trümmerfeld läßt das eingegeistete Ich zurück. Aber das Weib kam nicht mit,

versinkt in Verrat: verbleibt dem Harem. Das ist seine Schuld, das ist die Schuld des Mannes! Das unter dem Sternbild der Zwillinge hold verschlungengewesne Paar hat sich unterm Stier, zugunsten der Überlegenheit des männlichen Geistes, gespalten, getrennt, entfremdet. Unterm darauffolgenden Widder wurde die Versöhnung wieder angebahnt, aber erst unter den Fischen gelingt einmal der Zusammenschluß. Von Armeniens steilen Gipfeln steigt der reine Geist aus dem Mann, in der Gestalt von Perseus, in sein Götterbild zwischen den Sternen. Die Sternbilder des Perseus, des Pegasus, der Andromeda, des Zepheus und der Kassiopeia werden aufgerufen und treten deutlich hervor. Leichenfelder zertrümmerter Geistigkeiten, schreckliche Abgründe des Karma bleiben als Ararat zurück. Die Trennung von Geist und Leib, die Verschiedenheit von Mann und Weib drohen der Erde mit Untergang, beunruhigen den Kosmos: sie fordern einen Überbrücker, den Erlöser aus Verstrickung seelischer Einnetzung, für den es im Ich weder Mann noch Weib geben kann! Den Enthüller ursprünglichster Unzertrennbarkeit. Nur in Gestaltung, rein intuitiv dargebracht, stehen diese Dinge im Epos. Erst heute werden mir auch hier alle Beziehungen vollkommen klar.

Perseus fühlt sich in seiner Sternenkälte plötzlich von Wehmut zur Erde erfaßt; Reue kommt über ihn, das Weib im Verlies zurückgelassen zu haben. Das Feuer, das Liebe ist, hat ihn von der Erde her erreicht: in Bethlehem wurde des Menschen Sohn geboren. Unter den Sternen, auf der Erde, vor dem Meer der Mitte, ward Maria, ward ihr Land auserwählt, den Heilbringer zu tragen. Dem Mittelmeer entgegen, brannte die Glut aus Indien. Widerstand gegen den Sturm des Feuers hat einen Wunderweg ins Weiter erzaubert. Einer Jungfrau Leib mußte sich erschließen: um das Wort, das über alle Meere weht, Neues kündend, wieder zur Welt zu bringen. Wie über

die salzigen Tiefen die Taube zu Noah, so taucht aus der See der Seelen abermals die Taube auf und kommt zur Mutter, um den Menschen Frieden zu bringen. Perseus kann nicht stolzest erhoben bleiben: er senkt sich erdwärts. Er sieht die Erde leuchten, um Christi Geburt umhüllt sie tausendjährige Weltnacht! Er folgt dem Licht. Ersehnt seine Nähe. Es wirft ihm Strahlenbündel, wie Fühler, entgegen; und schon längst schwebt er im Erdenbann. Plötzlich erkennt er: das Licht ist vom Leuchtturm zu Alexandria: die Fühler, ihm zu, sind des Feuers Spiegelungen im Mittelmeer. Er entschließt sich zur Menschwerdung:

Du Pulslicht, du, du Pharus, laß dir Botschaft bringen:
Ich nahe dir, als Flügelhauch des heiligen Geistes,
Nun laß uns beide um die Gotterkenntnis ringen.

Ich falle schon! Und du, mein Gott, verzeihst es!
Ich will das Weib für dich, du Sterngebieter, retten,
Vielleicht, mein Heiland, leiste ich mein Bestes, Meistes!

Die Leuchtturmfühler fangen an, sich sanft zu glätten.
Es scheint die See gar hohe Wogen aufzugischten.
Ich höre ein Geräusch von fernen Menschenstädten:

Es ist, als ob sich Rufe in die Sänge mischten
Und meines Pferdes Flügelsymphonien lähmten.
Mir wirds, als ob sie Dunkellurche schrill durchzischten.

Nun werde ich empfunden und von unverschämten
Erdkeuchern abermals in einen Leib getrieben:
Es ist, als ob Geschreie meinen Sinn verbrämten!

Schon wieder fühle ich, sich viel um mich verschieben.
Mir scheints, daß ich Geburtsrufe ringsum vernehme.
Jetzt seh ich Schemen, die vermummt zerstieben,

Und steh darauf bewußt und fest im Stoffsysteme!

In Alexandria ist das gegen die See herauswuchtende Feuer in Weiber gefahren, die ein dionysisches Christentum offenbaren wollen. Große Weihnachtsfeier wird begangen: eine Sonne im Menschen ist im Zeichen des Stein-

bocks geboren. Perseus erkennt die wahre Richtung durch die Lehre Christi, spricht sie aus, versucht die Weiber zu besänftigen und wird getauft. Die Chaotik ist unterdessen selbst zur Ruhe gekommen. Als Christ heißt er Georg. Als Heiliger erhebt er sich abermals den Sternen zu. Die aber versinken allmählich: Sankt Georg selbst ist Schicksalsbeherrscher, bloß der Seele Sonnenbringer. An den Säulen des Herkules sieht er Angelika, sein Weib, an Felsen angeschmiedet. Dort bringt er den Wasserwurm um, der es bewacht. Der Süden ist überwunden. Afrika wird erstarren. Den Wurm hat er bei Tagesgrauen erkannt: er war das Mittelmeer, das sich dem Wege der Menschheit nach seiner Lichterfüllung, von allem Urbeginn an, entgegengewälzt hat. Das Licht des jungen Tages bricht nun aber durch die Schleier des Mittelmeers. Zartestes Morgengewölk schwebt auseinander. Im Süden beben die Hüllen des Haremweibs: auch diese Schleier werden sich einst lüften. Im Norden schaut er verschleierte Klosterfrauen: wann werden ihre Hüllen zerschweben? Feurig war Perseus aus dem Vulkan Armeniens emporgeflogen. Sein starr kreisender Flug hat in Alexandria geendet. Freischwebend wiegt er sich in den Lüften des Westens, hoch über den Gewässern des Südens, denn er beschwebt alle Großküsten des Mittelmeers, doch seine Berufung führt ihn nach Norden: die Erde soll wieder leuchten, Tod und ewiges Eis müssen, im Boden erflammend, über die Erde hinaufweisen. Sankt Georg verheißt aus seiner Ewigkeit die Freiheit des Weibes. Angelikas Fesseln fallen. In Afrika bleibt das Weib gebunden, aber jenseits des »Wurms« entsteht ein neues Reich: das christliche Weib erscheint.

Die nächste Stufe im Epos heißt Roland. Der Held auf Erden vertritt das Werk des Heiligen im Geiste. Roland kämpft gegen Afrika und Asien, für die junge Welt, für den Gott, der aus Ägypten mit seinem Volke ausgezogen.

Für den, der in seinem Sohn Wanderung in Wandlung umgestaltet hat. Ein neuer Tag bricht an auf Erden. Roland beginnt mit folgenden Versen:

„Der letzte Himmelsstern beginnt sich zu ereifern."

Unser Wesen im Westen verschmäht den Sternenglauben. Die Völker ums westliche Mittelmeer waren im Grunde keine Astrologen mehr. Schon Moses stellte den zehn Häusern im Tierkreis (damals gab es in Ägypten zehn, nicht zwölf) und ebenso den zehn Planeten (zehn Planeten sind auch eine esoterische Glaubenslehre) seine zehn Gebote (Verbote) entgegen; Sternenkult ist ganz eigentlich ein Beharren auf den Trieben, ja deren vollkommene Anerkennung, also Naturalismus. Der Geist, der Blitz zur Freiheit in uns, lehnt sich dagegen auf. Und auch die Erde: sie will durch den Menschen den Sternen gleichberechtigt sein! Im Nordlicht hat sie sich bereits von der Sonne für ihre tiefste Nacht unabhängig gemacht. Freie Geschöpfe muß sie tragen, nicht bloß von Gestirnen abhängige! Eine Art von religiösem Naturalismus ist im Epos auch tatsächlich, solange es bloß sonnwärts geht, gestaltet. Erst in der Rhapsodie, wo es einmal heißt: »Ein hartes Nein ist stärker als Gestirne,« tritt Ethos auf. Geistig wären somit die alten Perser unsre wahrhaftigsten Vorfahren. Aber auch sie gingen noch an den Sternen zugrunde. Sie brachten die Seele der Zwillinge in das Zeitalter des Stiers und dann sogar noch des Widders mit. In diesen kosmischen Kämpfen hielt der Mensch, als Charakter, zum erstenmal würdig stand. Aber erst die vollkommene Abweisung jedes Gefühls von Abhängigkeit von Gestirnen, mit der unbedingten Hoffnung, aus sich selbst die Freiheit gebären zu können, hat das moderne Ethos zu seinem Höhenflug beschwingen können. Bei Weststurm gewinnt der Mensch immer mehr Vertrauen zum künftigen Leuchten seiner Erde!

Die Wahrung unsrer Urbestimmung ereignet sich im Geist. Der verwundete, rasende Roland erkennt sich, durch andre Einschleierung seines Ichs in Menschengestalt, als Parsifal. Das ist das Geheimnis der Pyrenäen. Zuerst Perseus, dann Sankt Georg, dann Roland, schließlich Parsifal. Somit ein Feuerflug von Armenien bis Alexandria, darauf freies Schweben bis in die Täler der Pyrenäen. Von Avatar zu Avatar: ein Ich begraben in seinem Ararat und zugleich Aar über seinen Gipfeln. Roland kommt vom Norden: er liebt nicht seinen Schatten in Spanien: den kurzen Zwerg, der ihm nachsteigt: Roland lebt einem Walhalla nahe: daher kann er seinen Nachschleier, also wiederum den Schatten, nicht ohne Pein neben sich spüren. Wann verblutet sein Leid? Im Augenblick seines Sterbens ist er entsetzt zu sehn, daß selbst der Held, als Wirklichkeit auf Erden, bloß Schattengebilde zurückläßt. Um Spaniens Könige werden lange Zwerge sein, Gnome spuken.

Die Reihenfolge von Perseus bis zu Parsifal ist ebenfalls ganz intuitiv geschaut: mehr als um ein Hintereinander handelt es sich jedoch um ein Zugleich. Unser Ich im Ararat bleibt noch immer von solchen Sternbildern und Vergottlichungen aus der Idee beleuchtet. Irdische Vertreter dieser Geistigkeiten sind geboren und wieder heimgegangen, aber nicht die Erinnerungen an sie wirken vor allem in den Menschen weiter, sondern noch immer ihr ewiges Bestehen, das der Menschheit Richtungen bestimmt. Nochmals sprach ich da von Sternenbildern: der Glaube an die Sterne sollte untergehn! Nur wenn ein Wissen von Gott und über Unsterblichkeit unumstößlich wieder dereinst aus den Sternen gelesen werden könnte, wird die Menschheit abermals auch zu den Sternen religiöses Vertrauen haben. Eines aber steht fest: der Glaube an Sterne war der Ursprung aller Kultur: bloß der Kampf gegen den Sternenglauben, vielleicht wie bei den Persern

innerhalb ihres Kultus, hat uns für Ethos reif gemacht, zu innerster Freiheit beflügelt. Gründe der Symmetrien waren aber, wenigstens dem Anscheine nach, für mich der innre Beweggrund des Geistes, Statthalter in der Menschheit, in der Art, wie es geschehen, in die Komposition des Epos hineinzugestalten. Als mein Roland fertig war, entstand in mir der Verdacht, daß ich eine Dichtung, die verschiedene Inkarnationen eines Ichs umspannt, rein aus plastischem Gefühl herausgefügt hatte. Mein Verstand sträubte sich dagegen, an Reinkarnation zu glauben. Bald beruhigte ich mich jedoch: das, was bisher stand, konnte nur schwer mißdeutet werden: Simultaneität, nicht einmal von Vermenschlichungen, sondern Eingeisterungen aus einem innersten und absoluten Ich, das ich beinahe schon »Adam« nennen konnte, waren bisher gestaltet und gegeben. Nun hieß es aber in dieser höchsten Frage, sich auf den eignen Instinkt verlassen und auch da eine Entscheidung treffen. »Drei Ereignisse«, die längst im Plan des Werkes standen, wurden in dieser Krisis zusammengeballt. Der romantische Roland, dessen heldische Seele vom Übel der Welt so wenig befleckt ward, mußte noch einen irdischen Nachkommen durch das Elend der Erde durchschleppen, bevor das absolute Ich, in den Tiefen seines Ararats, das alle diese Erscheinungen über sich hat emporschatten lassen, die letzte Einsicht erringen könnte, um über alle Erfahrungen hinweg sich »unbedingt« auszusprechen. Erst nach den »Drei Ereignissen«, nach dem Zusammenbruch des Ararats, sollte das Nordlicht sich ganz klar aus einem Ich verstrahlen.

Der letzte Vers von Roland heißt: »*Mir ists, als ob etwas den Fuß mir versehrte!*« Das schaut Roland bereits im Tartarus: und zwar handelt sichs um seinen Schatten, den er im Leben so sehr scheute, der in einer andern Ebne, im Jenseits, tatsächlich kompakt geworden ist . . . und ihm da den Fuß verletzen kann. Ein hinkender Scholar aus

Deutschland ist der Ertrager der »Drei Ereignisse«. Er schleppt sich selbst Roland nach, und auch er fürchtet sich vor seinem Schatten. Der ist aber nun ein langer: der nordische! Nach des Scholaren Tod wird auch dieser gallerthaft und schließlich ganz fest: im Gegensatz zum spanischen Zwerg erweist er sich ganz als deutscher Narr. In der alexandrinischen Phantasie wurde die Einkörperung eines Geistes in Menschengestalt gedichtet: Roland und der Scholar enden im Epos nicht mit dem Tod! Ihr Sterben: der Todessturz sind mitgeschaut. Beim Scholaren zum Schluß, wenn er unvermutet auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden soll, sogar die Todesahnungen und deren jenseitige Ursachen! Der letzte Teil der »Drei Ereignisse« spielt überhaupt gleichzeitig innerlichst im absoluten Ich und diesseits unter menschlichen Bedingungen. Haarsträubend sind die »Drei Ereignisse«, ganz nichtig erscheinen sie schließlich in bezug auf die letzten Zwecke des Ich. Dieser Scholar, ein wildbrünstiger Mensch, darf nicht zum Genuß des Weibes gelangen: das ist seine metaphysische Aufgabe! Er kämpft verzweifelt für Liebe und auch für Begierde. Das Schicksal ist stärker: im Augenblick vor seiner Buhlschaft mit einer Hexe wird er von Häschern, eigentlich grundlos, erfaßt und verbrannt. »Schutz« wollte ich zuerst die »Drei Ereignisse« nennen. Und zwar Schutz gegen den Sturz aus eigenster Berufung hätte ich da gemeint! Dann wollte ich lieber das Geheimnis zwischen allen diesen Ereignissen gewahrt wissen . . . und nur ungern spreche ich hier den eigentlichen Sinn dieses letzten Teiles in den Schleiern der Maja in meinem Epos aus. Es handelt sich dabei um keine Moral. Noch weniger um ein Ethos. Gesetzmäßigkeit eines Schicksals hat zur Beschleunigung einer Entwicklung diesen Schutz einmal im »*besonderen Fall*« festgesetzt. Es geht nicht an, daß ein Wesen, das in irgendeiner Beziehung zum »unbefleckten Ritter ohne Furcht

und Tadel« steht, sich in die große Hurerei verirre. Man braucht oft nicht sich selbst zu besudeln, wenn man gegen das Gesetz handelt, weil man eben sehr stark ist, aber man steigert Unreinheit durch den Menschen. Man hinterläßt häßliches Karma. Im Fall des Scholaren kam es darauf an, daß durch ihn das Ich die Vereinigung seiner tiefsten Männlichkeit und tiefsten Weiblichkeit wiedererlange: und das ereignet sich auch rein geistig bald darauf unterm Nordschein. Des Scholaren wilde Phantasien haben so einen notwendigen Umweg hervorgerufen. Das Ich, der Adam im Ararat, muß noch in apokalyptischen Gestalten, in denen es sich, allerdings in für uns jenseitigen Ebnen, zum Ausdruck bringt, seine Visionen, wie es das Karma verlangt, austoben lassen. Ein vollzogner Fehltritt (des Scholaren) hätte aber die Katarsis noch bedeutend hinausgeschoben!

Christen können die Erde nicht als Halbgötter verlassen: so entgeht ihr nicht Roland, sondern der Vagabund. Nur wer die Leiden, die Demut unsres dunklen Planeten erkannt hat, wer hier im Geiste getauft wurde, hat seine Sendung erfüllt. Der Scholar hascht nach Lust, die er nicht erreichen darf, gelangt aber humpelnd zur höchsten menschlichen Taterbringung eines innern Erlebens, also zur Erfüllung seiner Aufgabe auf Erden. Inmitten des Feuers auf dem Scheiterhaufen stehend, schaut er den eignen Daseinslauf von den Höhen des Ararat. Der erloschne, alte Vulkan speit: in irdischem Licht erlöschen die Menschen, zum Urlicht zurück trägt sie ihre Bestimmung. Vor-dem-Tod und Nach-dem-Tod sind sich nun sehr ähnlich. Aus dem Jenseits eines Ichs erschallt mein Schrei:

„Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan!
Das Nordlicht strahlt aus seinem Liede,
Schon ist die Nacht mir untertan!
Verdrießlich wird mir dieser Friede,

Der Freiheit opfre ich den Wahn!
Die Künstlichkeit, durch die wir uns erhalten,
Den Ararat, wird meine Glut zerspalten!"

Und dann später im gleichen Ausbruch:

„Mein Grab ist keine Pyramide,
Mein Grab ist ein Vulkan!
Mein Hirn ist eine Funkenschmiede,
Das Werk der Umkehr sei getan!
Kein Friede klingt aus meinem Liede,
Mein Wollen ist ein Weltorkan.
Mein Atmen schaffe klare Taggestalten,
Die kaum erschaut, den Ararat zerspalten!"

Das unverletzte Ich ist vollkommen frei. Seine Verkörperungen, also die Menschen, sind aber unausweichlich an seine Selbstbestimmungen gebunden. Das Ich hat seine Wege durch Urbeschluß festgesetzt: davon hängen die verschiednen Schicksale ab. Man könnte sagen, man wird, was man im unverletzten Ich durch Eigenwahl für sich bestimmt hat. Kehren wir nochmals zur Frage der Reinkarnation zurück, die früher angedeutet, aber nicht näher erörtert wurde. An der Gleichzeitigkeit verschiedner Verkörperungen, Geistigkeiten und Eingottungen aus dem gleichen Ich, das im letzten Grunde das einzige Ich ist, halte ich intuitiv und aus künstlerischen Gründen fest. Dieses Ich würde im letzten Grunde die ganze Schöpfung ausmachen, und nennen wir es Gott, so umfaßt es die ganze Schöpfung: um diese Zentralsonne im Geist bewegen sich aber auch andre Weltenheiten wie die Ichs der Mineralien, der Pflanzen, der Tiere. Auch Völker sind Wesenheiten mit eignem Geschick. Dabei glaube ich aber auch an übervölkische Gruppen, die von einem Ich durch alle Zeiten und Länder ausgestrahlt werden. Nur um so ein Ich, gewissermaßen einen Satelliten um die Gott-Sonne im Reich des Geistes, kann es sich im Epos handeln. In einer Kunst, die sich in der Zeit abspielt wie die Dichtung, kann man nur ein Hintereinander, kein Nebeneinander geben:

dieses Gesetz beim künstlerischen Fügen berechtigt mich aber nicht, aussprechen zu sollen, daß ich ein Werk mit dem Instinkt für das Dogma der Reinkarnation habe aufbauen müssen. Spekulationen in diesem Sinn gehören meinem Gefühl nach in eine andre Kategorie. Kaum in die Kunst! So bin ich also, in den »Drei Ereignissen«, mit meinem künstlerischen Gefühl an diese höchste Lebensfrage herangetreten, ohne sie für mich entscheiden zu können: irgendeine Antwort durch den Intellekt zu wagen, wäre mir unstatthaft vorgekommen. Das Geheimnis der Dinge deutet sich übrigens durch den Zauber der Dichtung noch am sinnfälligsten an! Überdies gibt es auf der Ebne des freien Ichs keine allgemeinen Regeln.

Wir nahen uns dem Ende des Epos: nunmehr gibt es nur noch symbolisch gefaßte Wesenheiten. Im ersten Teil des Nordlichts erlebt das sonnesuchende Ich einen Fasching, später schaut es die Fronleichnamsprozession. Im zweiten Teil verkörpert sich das Ich, aus herrlichen Regionen kommend, um dem Heiland bei der Weltwandlung beizustehen, in einem kosmischen Weihnachten zu Alexandria. Die »Drei Ereignisse« fallen in ihrem entscheidenden Augenblick auf Ostern, wobei eine Sonne im Geiste aus dem Ararat aufersteht. Eine Ketzerei! Nun kommt es zu Pfingsten, zur großen Auferstehung des Fleisches. Obschon im Kalender noch als wandernd festgesetzt, ist Pfingsten kein tellurisches Fest. Es kann sich überall und wann immer ereignen. Es ist das große Erlebnis im Menschen selbst: jedem Einzelnen Erschließung zum Geist. Das große Pfingstgeschenk erhebt sich über das Opfer, das einem Gott dargebracht wird. Es ist ein Bekenntnis zur Freiheit. Die Ursprünglichkeit in uns wird das Erste und Letzte. Unabhängig von der Sonne macht sich allmählich die Erde, denn die Sonne der Sonnen trägt auch sie (die Erde), geheimnisvollst verwahrt. Oft

in ihren einfachsten Geschöpfen. Zuerst hat uns Pfingsten sprechen gelehrt. Feuerwurzeln hat jede Sprache, und die sind heilig. Es kommt der Augenblick, wo der Dichter sich scheut, sich ihrer zu bedienen: wo er den unheimlichen Mut haben muß, sich nach dem Ursinn der Laute zu befragen. Ein früher Tag bricht im Nordschein an. Ein großes Entflammen macht die Dinge für ihre Gesamtheit lebendig — Feiertag: Pfingsten. Kein Wesen ist den andern untertänig. Der Tod hat wirklich seinen Stachel verloren. Des Menschen Sorge und Pflege um Tiere und Pflanzen wird sichtbar, »unser Muß zu Morden wird einst Gott umflehen«. Ob die Tiere uns verzeihen? Vergeben wir den oberen Wesenheiten, die bei unserm Keuchen durch die Welt der Schmerzen eignen, freien Atem holen!

Die Sonne ist uns bloß eine Vorsonne. Ihr Licht, ein noch heller leuchtender Künder unsrer Zukunft im schleierhaften Leuchten des Nordscheins: Luzifer! Wir suchen keine Ursonne mehr in den Plejaden: wir haben sie in uns gefunden. Täglich kann sie aufgehen, zart und kaum deutlich. Wenn wir behutsam bleiben! Vorsicht! Trauen wir noch dem Morgenstern, der in unsrer Seele schon so lange leuchtet, vertrauen wir noch unserm Glauben!

Aber auch der letzte Gipfel des Ararat wird schwer erstiegen. Es gilt die Heiligung des finstersten Planeten! Die Rechtfertigung der Geschöpfe. Die Ebenbürtigkeit des Weibes. Wie einst in Alexandria, vor dem wirklichen Mittelmeer, so steht nun der Mensch vor der Nordsee seiner Seele. Die dionysischen Chöre des Nildeltas ertönen echohaft in Europa, Schiffer und Fischer hier wie dort:

> Die glühenden Wünsche des Südens umbranden
> Das dunkelnde Nordmeer. Frenetische Frauen
> Enthüllen die Brüste in Brunstsarabanden.
> Die Küste umrauschen Gelüste der Auen.

Dem Grabe zu Leyden entreckt sich Johannes!
Die Weiber von mondflutumkräuselten Ländern
Bezaubert der Tatengedanke des Mannes.
Der tote Prophet wagt es strandwärts zu schlendern.

Um durch die polare Tropik zum in Gott ruhenden Ich zu gelangen, ists fürchterlich weit. Die Verkündigung der Freiheit bestürzt uns durch ihr Übermaß. Das Feuer der Jugend ist heilig. Aber das Nordlicht bleibt eine kalte Flamme. In seinem Von-Flamme-Umgebensein wissen wir: alles durch den Menschen! Aber auch vor ihm und über den Menschen hinaus! »Zuerst ist das Gebot, die Menschen kommen später.« Dem sich selbst erfahrenden Ich steht noch die tiefste Bitternis bevor. Keine Einmenschung mehr in den Schleiern der Maja, wohl aber, aus dem Karma heraus, Einschalungen als Spuk. Furchtbar wird es nun dem Ich im Schlund des Ararat, sein selbstgefälliges Spiel im Dasein fortbestehn zu sehn! Gespenstisch lauscht es auf ein Maskenfest auf. Unaustilgbar steht es im ersten Teil des Epos da, das auf Komposition, nicht eigentlich auf Handlung und Wandlung aufgebaut ist. (Elliptisch ist mein ganzes Nordlicht gedacht. Der erste Brennpunkt, knistert es doch durchs ganze Werk, ereignet sich im Brand von Rom, der zweite viel später, im Brand von Theben, der fast zweitausend Jahre früher stattgefunden haben muß!) Auch das Maskenfest fordert sein Gegenüber. Ein Gespenst des Unfugs taucht also empor. Erzeugt die Lustseuche, dunkelt flatterhaft als solche unter dem Menschen umher. Wird halb bedingter, halb selbstgewollter apokalyptischer Schrecken. Als weiblicher Kentaur, aber mit zwei Köpfen, einem männlichen und einem weiblichen, keucht das Ungeheuer, Bringer von nötigem Unheil, durch die Welt. Sichtbarer als eine Einkörperung als Mensch, bleibt dieser Spuk mit seinem unverletzten Ich verbunden. Und es erkennt sich in dem Vers: »Gott spricht aus uns bestimmt ein Richterwort.«

Noch zwei andre apokalyptische Pferde sprengen nach: »die Gier« und »der Aufruhr«. Das Pferd ist bereits seit dem Weltsturz urgeschaffen da. Dann taucht es im Ra-Drama, kosmisch geschaut, als Bringer der Hyksos auf. Ferner gibt es im »Nordlicht« drei Totentänze, den »Testamentarischen«, den »Klassischen« und den »Äthiopischen«. Dem letzten ist im Epos sein Platz, sofort nach dem Einfall der Hyksos auf ihren Pferden, eingeräumt worden: in den Pferden der Apokalypse sind nun »Totentanz«, »Hyksos« und »Pferd« mit »Unheilbringern« ineinander verschmolzen. Dazu kommt, wie soeben bei Erläuterung der Bildung der Lustseuche erwähnt wurde, als drittes Grundelement noch der Fasching. Die »Gier« bestimmen Räuber und Herrscherinstinkte aus »Radrama« und »Iranischer Rhapsodie«. In »Aufruhr« erschallt ebenfalls ein Echo aus der Iranischen Rhapsodie: und zwar aus ihrem Anfang, wo grübelnde Bauern miteinander über Sterne und Gericht sprechen. Pest, Habsucht und Aufstand wirken so furchtbar, zerklüften derartig das Gefühl der Menschheit, daß ein jüngster Mond aus der Erde hervorbrechen kann. Er ist ein lebendigster Begleiter unsrer Heimatschollen; er soll, er muß dereinst die Sonne an Glanz übertreffen. Schon kündigt er sich pfingsthaft an. Die alte Welt, das geschichtlich gewordne Kulturgebäude des Menschen bricht zusammen: der Ararat wankt. Von seinen höchsten Spitzen stürzen die Toten aus den Särgen, Leichen kollern aus den Gräbern in untre Schichten, damit sie durch das lebendige Feuer der Erde an der Auferstehung des Fleisches teilhaben können. Das riesenhafteste »Looping the Loop« ereignet sich. Durch den Sturz Sterbender, das Sichüberstürzen Toter, das Stürzen ins Hinüber Einzelner wird der ganze Ararat ausgeräumt, gesäubert. Alle Begrabnen gelangen empor. Verjüngt stehen Völker, im Glanz des innern Feuers der Erde, nackt, aber beladen mit selbstgewollter

Vergangenheit, wieder in Fleisch und Knochen da. Sämtliche Nationen haben sich gegenseitig zu unserm großen Pfingsten geladen. Jeder bringt seine Sprache mit, »das Wort« wird aber von allen verstanden werden.

Der Weg durchs Eis, zum Ich in Gott, wird jedoch wieder zur Aufgabe Einzelner: wer das Nordlicht als kosmische Erscheinung, unter uns auf Erden, bändigt und zugleich als innerste Freiheit im Geiste erkennt, bringt es den andern. Gaslicht und elektrische Beleuchtung sind Erfüllung des geographischen Nordlichts. Aus unsrer Hand können alle Erdstriche diese Geschenke arktischer, sechsmonatlanger Nächte empfangen. Sie erhellen Stockholm und Petersburg ebensogut wie Bombay oder Rio. So gehört auch das im Geist erreichte Nordlicht allen Geschöpfen der Erde. Ein Mond sollte hervorbrechen, es kommt aber die jüngste Sonne! Wir kehren nicht zum Urlicht zurück, sondern das Urlicht kommt in uns zur Welt. Sein verscharrtes Glimmen kann nur der Mensch den Sternen wiederbringen. Gestirne und Hierarchien erwarten es. Und um die Erde werden sich die Sterne drehen! Des Über-uns Spannung und Erwartung werden im Astralgesang des Epos ausgedrückt.

Die Sterne zur Linken:

Die Erde stirbt! Der Todesmond nimmt zu! Wir sind verloren!
Ein blasser Wanderkatarakt umwandelt den Planeten,
Zehntausend Seelen sind erkoren. Sie schaun aus Silbertoren
Auf Gletscherriesen, die noch ungeboren sich verspäten.

Die Sterne zur Rechten:

Der Todesmond nimmt ab! Die Erde brennt! Wir sind gerettet!
Der Todesmond verschrumpft zu einem Boote für die Toten.
Die Wanderwabe wächst. Die Zacken werden überglättet.
Das Boot versinkt. Wo sind die Toten? Lauter Mondesboten!

Das Ich im Epos »Nordlicht« schaut alle furchtbaren Möglichkeiten seiner Einkörperungen im Kampf gegen das finstere Gestirn ganz klar. Es scheut auch vor ihnen nicht zurück. Das macht einen Grundunterschied mit

Dante, in seiner Göttlichen Komödie, aus. Wohl läutert sich auch dort der Dichter, von Beatrice beschützt, von Virgil belehrt, auf seinem herrlichen Weg durch Hölle, Vorhölle und Himmelreich, aber stolz in seiner Reinheit, kann er Sünden, Makel und Schmach bloß in andern Geschöpfen und Wesenheiten schauen. Er selbst ist schon, wenigstens gegen die infamsten Übel, gefeit! Hingegen kann dieses Ich, das schließlich den Ararat sprengt, selbst über dem Eise, noch kein Reich des Friedens erwarten. Das ist ihm noch lange nicht vergönnt! Ruhestätten voll Urlicht, Stunden tiefster menschlicher Sammlung, die Frieden in die Arbeitstage der Erde verstrahlen können, das ist alles was es vermag. Worte der blinden Wehmutter (sie lebt wirklich auf Sardinien) will ich hier anschließen:

Die blinde Wehmutter:

Als Greisin führe ich noch grundbewußt zum Leben.
Ich bin verwitwet, aber unverwittert, sicher!
Ich hoffe ferne Geister bald ans Licht zu heben:
Es wird der Mensch einst freier, abenteuerlicher.

Ich wurde weiß, den Sternen mag ich wohl entstammen!
Bloß alte Seelen können einverleibt ergreisen.
Das Nordlicht wird die hehrsten unter uns entflammen:
Nur um die reinsten kann die Weltwabe vereisen.

Über dem Eise, den Meeren und Gefilden der Erstarrnis flutet und verströmt sich Feuer. Über der Luft: durch die Luft. Alle vier Elemente suchen ihre Vereinigung. Der Kern des Menschen bricht durch, wandelt den Menschen, vollbringt die Umwälzung des dunklen Planeten zum leuchtenden Stern. In den Tropen war der Mensch, wie schon gesagt, der Ruhebringer, der Pilger zum Ursprung, der Wandrer aus der lebendigen Natur zum Frieden im Ich: hier das Gegenteil. Er bricht auf! Über die tote Natur spendet er seine Überfülle, bejaht er den Kosmos, entflammt er die eigne Sonne. Der gleiche Kern, Ursitz des Religiösen, hat somit im Menschen die größten

Gegensätze vollzogen und verwirklicht. Zwischen dieser äußersten Tiefe und uns zukommender Höhe vollzieht sich das Leben der Völker mit ihren verschiednen Aufgaben. Ursprung und Ziel sind immer die gleichen: Entkernung! Freilich könnten wir es auch Erkernung nennen: nur die Wege sind grundverschieden, oft scheinbar furchtbar feindlich.

Es bleibt nur noch etwas über »Pan«, das Orphische Intermezzo, zu sagen. Im ersten Teil war das sonnensuchende auch ein liebersehnendes Ich. Der Weg zur Sonne brach ab, der Pfad der Liebe ging quer. Jedem Mann gehört sein Weib. Nur eines: alles andre ist Abenteuer. Vielleicht sind heute auch die meisten Ehen nichts andres! Welches Weib findet ihren Mann, welcher Mann sein Weib? Das ist der Wirrwarr, der Fluch auf der Welt: unsre nunmehr erbliche Hinneigung zur Ausschweifung! Immer schwerer, ja ganz selten findet sich ein Paar. Im Epos bleibt die Frage offen, ob im ersten Teil die große Sehnsucht auf kurze Zeit erfüllt wurde. Im zweiten wird sie rein geistig erreicht. Im Intermezzo aber begegneten Orpheus und Euridike einander. Einem Mythos entsprechend: irdische Tatsachen! Sogar im zweiten Teil werden die Gestalten Orpheus und Euridike noch einmal in ganz geistiger Auffassung geschaut.

Eigentlich heißt aber das Intermezzo »Pan«. Ursprünglich ein kosmischer Gott der Griechen, dessen Macht auf Erden mit dem Zeitalter des Sternbildes des Widders in Verbindung steht. Er ist ein Gott und Bock. Panische Angst erfaßt seine Herden, wenn er selbst plötzlich an die heraufdämmernde Herrschaft des nächsten Sternbildes, »der Fische«, gemahnt wird. Dann muß er zur Hölle fahren: Pan wird zum Teufel! Noch anders ist jedoch im Epos die kosmische Gottheit Pan erfaßt. Er wird zur Wesenheit, die das All an die Erde bindet. Die ewigen Wandlungen auf dem Nachthimmel werden in ihren Be-

ziehungen zu unserm Stern als Wirkungen eingeformt, um festgebannt erhalten zu bleiben. Dadurch ereignen sich Mineralien, entstehen Pflanzen, leben Tiere. Pan ist der Versorger der gesamten Weltrhythmik auf Erden. Der ungeheuren Gesetzmäßigkeit des Makrokosmos entspricht ein Dauerdasein im Gestein, keimende Himmelssehnsucht nach himmlischer Entfaltung in Bäumen und Blumen, vielfach selbstbewußte Freizügigkeit in den Tieren. Der Mensch ist die ich-bewußte Zusammenfassung durch Pan, zugleich aber auch der freien Erde Antwort an den Kosmos im Gesang, den nur der Mensch den leuchtenden Sternen, unsrer gesamten Heimat, darbringen kann. Der klarste Ausdruck dieser durch Pan, und über ihn hinaus, vollendeten Menschwerdung und Sendung des ewigen Paares sind Orpheus und Euridike. Ihre Seele enthält das Paradies; Orpheus spendet durch seinen Sang die den Sternen unerhörten Eigenschaften der Erde. Reicher als die Erde beschenkt wurde, verschwendet sie sich ans All. Sie wird einst sterben: der Mensch wird nicht mehr sein, alle Tiere sollen schweigen, aber die fernsten Sternbilder werden durch den Sang aus Menschenbrust in alle Ewigkeit erschüttert bleiben.

Im folgenden zweiten Teil schreit die gesamte Menschheit aus: »Ra«. Im gleichen Schrei »Ra« gebiert ein Ägypter-König den einzigen eifrigen Gott; groteske Schreie wie »Miau, Miau« stoßen in den »Drei Ereignissen« verwirrte Weiber aus. »Mama, Mama«! ist daselbst der Verzweiflungsschrei Gepeinigter. Früher schon im »Pan« ist aber jeder Schrei bereits Gesang geworden. Versöhnt kann der Leser im voraus wissen, daß alles in der Welt wohlgerichtet und vollbracht bleibt!

Im »Pan«, dem orphischen Intermezzo, hat die Seele Hellas eine Kristallisierung gefunden. Im zweiten Teil, und zwar im klassischen Totentanz, soll die Welt der Griechen im Traum hinweggeschwemmt, aus dem Gedächtnis ent-

fernt werden. Das Ich in der Iranischen Rhapsodie versteht Hellas nicht: verschmäht das Gespräch mit einem griechischen Philosophen. Als Perseus überfliegt es das eigentliche Hellas und berührt nur Alexandria, weil ägyptischer Boden. Zu Orpheus gehört in der Seele »Euridike«; im Geist hat er, der über Pan hinauszukommen berufen ist, ein Gegenüber, das machtvoll im Pan verharrt: auch diesem Sänger begegnet er. Als ich ihn schöpfte, dachte ich an Friedrich Nietzsche und brachte ihm, ohne seinen Namen in dieser Einhüllung nennen zu können, eine Hymne dar.

Gleich zu Anfang des ersten Teiles kommen mir Tiere durch ein stilles Tor entgegen: es ist das bereits eine Anspielung auf Pan, so wie später im »Grünen Kreuzgang« ebenfalls schon ein Aufruf zur orphischen Milde für die Tiere ertönt. Hier, und zwar bereits im Prolog, sind nur Büffel genannt: das Sternbild des Stieres ist gemeint. Auch die andern Tiere gemahnen an den Tierkreis. Wenn es heißt: »Ich sah hinweg ins Licht, das nie zerstäubt!« so ist das die erste Anspielung auf Orpheus im »Pan«. Aufs Nordlicht im ganzen Werk.

Dresden, Mai 1919.

DAS NORDLICHT

Ich habe „Das Mittelmeer“ mit dem Abschnitt „Neapel“ und dem „Prolog“ im Winter 1898 begonnen. Im Sommer 1899 folgte die Vision von „Venedig“ und im Jahre 1900 der Abschnitt „Rom“, in den später noch die im Frühjahr 1909 geschriebenen „Perlen von Venedig“ eingefügt wurden. *Th. D.*

ERSTER TEIL
DAS MITTELMEER

PROLOG

Es sind die Sonnen und Planeten, alle,
Die hehren Lebensspender in der Welt,
Die Liebeslichter in der Tempelhalle
Der Gottheit, die sie aus dem Herzen schwellt.

Nur Liebe sind sie, tief zur Kraft gedichtet!
Ihr Lichtruf ist urmächtig angespannt.
Er ist als Lebensschwall ins All gerichtet:
Was er erreicht, ist an den Tag gebannt!

Ein Liebesband hält die Natur verkettet;
Die Ätherschwelle wie der Feuerstern,
Die ganze Welt, die sich ins Dunkel bettet,
Ersehnt in sich den gleichen Ruhekern.

Durch Sonnenliebe wird die Nacht gelichtet.
Durch Glut und Glück belebt sich der Planet.
Die Starre wird durch einen Brand vernichtet,
Vom Meer ein Liebeswind verweht.

Wo sich die Eigenkraft als Stern entzündet,
Wird Leben auch sofort entflammt;
Und wenn die Welt sich im Geschöpf ergründet,
So weiß das Leid, daß es dem Glück entstammt.

So muß die Erde uns mit Lust gebären:
Und wird auch unser Sein vom Tag geschweißt,
Die Sterne können uns zu Gott belehren:
Verheißen, daß kein Liebesband zerreißt!

Wir sehn das Leben uns die Jugend rauben:
Es ängstigt uns das Alter und der Tod,
Drum wollen wir an einen Anfang glauben
Und schwören auf ein erstes Urgebot.

Doch bleibt die Ruhe bloß ihr Ruheleben!
Nichts ist verschieden, was sich anders zeigt;
Und vollerfüllt geschieht der Geister Beben,
Auch in uns selbst Natur, die sprechend schweigt!

Beständigkeit wird der Gewinn der Starre,
Doch es ereilt, zermürbt sie Ätherwut;
Und bloß der Geist ist da, daß er beharre,
Da er als Licht auf seiner Schnelle ruht.

Zwar sucht der Weltwurf immerfort zu dauern,
Und er umrundet drum den eignen Kern;
Er kann zum Schutz sich selber rings umkauern,
Doch ist sein Wunsch nicht ewig, sondern fern.

Wohl mag die Welt das Weiteste verbinden,
Der Geist jedoch, der aus sich selber drängt,
Kann urhaft Riesenkreise um sich winden,
Daß überall sein Wirken sich verschenkt.

So sind die Welten immerfort entstanden!
Doch da sich Ewiges dem Ziel entreißt,
Entlösen Sterne sich aus Sternenbanden,
Was die Unendlichkeit im Sein beweist!

Ja Liebe, Liebe will sich Welten schaffen!
Bloß Liebe, ohne Zweck und ohne Ziel:
Stets gleich, will sie stets anders sich entraffen,
Und jung, zu jung, bleibt drum ihr letztes Spiel.

Denn glühte durch das All ein Schöpferwollen,
So hätte E i n e Welt sich aufgebaut,
Und traumlos würden Geister heller Schollen,
Im klaren Sein, von ihrem Dunkelgrund durchgraut.

Ich sah dereinst in einen Regenbogen,
Er schien mir aller Stürme stilles Tor;
Dann ward ein Karren plötzlich durchgezogen,
Stark zerrten Büffel ihn leicht weiter vor.

Tief fanden diese Tiere ihre Ferne,
Längst hatte sie der Mensch für sich betäubt,
Sie waren unter uns gekommne Sterne.
Ich sah hinweg, ins Licht, das nie zerstäubt!

O weiße Sonne, deine goldnen Strahlen
Berauschen und erwecken meinen Geist!
Du bist die Arbeit: mit geweihten Qualen
Trifft dein Gebot mich, wenn das Herz vereist.

Was du bedeutest, Sonne, ist der Seele,
Auf dieser Welt, am innigsten verwandt;
Mir ists, als ob die Glut den Kern entschäle,
Denn mein Erbarmen gibt mir selbst Bestand.

Ich bin so bloß wie du, geliebte Sonne,
Und wo ich nackt bin, herrschst du über mich,
Und folg ich dir, so überkommt mich Wonne,
Denn dein Gebot ist mir ganz wesentlich.

Ja! meine Freiheit sind die Weltgesetze.
Der Geist ist Überkraft ihres Vereins.
Dort bin ich tief wie ungehobne Schätze:
Ein Teil des allerjüngsten Eigenseins.

Hier kann mein Geist entsetzlich sich ereifern,
Denn alles, was in ihm sich selbst bestimmt,
Wird durch die Schatten, die ihn blaß umgeifern,
Da sie veraltern und zergehn, ergrimmt.

In mir erglimmt, entkernte Selbstgeheiße,
Du Licht, das mich in Sonnentreffen ruft!
Das klirrt beinah: »Was dich beengt, zerreiße!«
Ihr Urlichttiefen, schützt, was ihr erschuft!

Ich habe jetzt die Welt in mir empfunden,
Und langsam überdenk ich, was geschah;
Ich konnte mich, ergeistet, klar bekunden:
Ich war als Schöpfer mir Geschöpf ganz nah!

Jetzt weiß ich auch vom Grund der Himmelsdinge:
Die Erde trägt im Kern ihr Sonngebot!
Auf Lichtgeheiße sprengt sie Felsenringe,
Und was verstumpfte, zeigt sich goldumloht!

Versucht die Schöpfung in den Raum zu drängen,
Denn zeitlich faßt ihr nicht das Welten-Ei!
Und wißt, in holdgesternten Überschwängen
Erkennt das Urlicht sich und schöpft uns frei.

Wo sich das erste Freudenleuchten spaltet
Und plötzlich in ein Urereignis tritt,
Erscheint der Tag, der sich ins Dasein schaltet,
Und rollt sein Schweigen durch die Sphären mit.

Die Sonne wahrt ihr Wesen stets am hehrsten
Und hat es still der Erde anvertraut;
Sie schimmert nun am Pol, wo sie im Leersten
Der Einheit helles Urgebot erschaut.

Der weiße Erdenkelch, der dort ersprossen,
Verjüngt die Welt durch Urbeschluß
Der Dinge, die sich tief ins Sein ergossen:
So blüht von Stern zu Stern ein Jubelgruß.

Wie es vom Licht die Erde überkommen,
So hegt sie ihr Geschick im eignen Kern,
Und ist im Menschen sein Vertraun verglommen,
Wird sie sofort ein goldner Rachestern.

Auf unsrer Freiheit, unserm Seelenlichte
Beruht der Erde stilles Schaffensgut.
Doch furchtbar geht die Sonne zu Gerichte,
Beherrscht sie nicht der Erde Geist in Glut.

Die Erde treibt im Norden tausend blaue Feuerblüten
Und übermittelt ihren Sehnsuchtstraum der Nacht,
Drum soll der Mensch auch seinen Flammenkelch behüten,
Wenn er, durch ihn belebt und lichterfüllt, erwacht.

Fürwahr, mir sind die Glutanschürer Gärtnerscharen
Von einer langbegrabnen, auferstandnen Pracht:
Versteinte Wälder wollen sich uns offenbaren,
Und Pilger holen sie aus finsterm Erdenschacht.

Ja! Pilger graben, wühlen sich stets mehr hinunter,
Stets tiefer in der Erdenmutter dunkles Heiligtum;
Ihr Herzschlag, ihr Gehämmerwerk, erhält sie munter:
Asketen aber sind sie zu des Urlichts Ruhm!

Auf ihrer Freiheit, ihrer Glutenkernesnähe
Beruht und tagt das ganze Dasein dieser Welt,
Sie sorgen, daß der Totgeglaubte auferstehe,
Durch sie wird jede Nacht vom Nordlichte erhellt.

So wandeln wir in wunderbaren Flammengärten:
Hoch türmen Feuerlauben sich ins Grau empor;
Die fernen Drachen wurden freundliche Gefährten
Und schimmern still vor meines Weibes sicherm Tor.

Ihr Grubenarbeiter, Ergrübler freier Wunder,
Vertraut dem Irrlicht nicht, das listig euch umschwirrt:
Bleibt unbeirrte, biedre Erdenherzerkunder,
Seid eurer eignen Willenstiere ernster Hirt!

Der Sonne könnt ihr bloß im Erdenschoße nahen,
Dort unten stoßt ihr auf den Sinn von dieser Welt,
Und auch das Licht der Dinge, die noch nie geschahen,
Wird, urbestimmt, durch euch in uns hervorgeschwellt.

Fürwahr, ich habe Tropenwälder schon im Traume,
Als Nord- und Südlicht, wunderbar erblühn gesehn;
Ich fühlte Morgenröten rings im Mittagsraume
Aus unsrer Erde plötzlich kindlich rein entstehn.

Ich faßte mich und nahte manchem jungen Manne
Und lauschte gern auf seines Wesens Wirkungslied;
Ich fand ihn ganz allein und doch im Urlichtbanne,
Und sah, wie er den Kern von alten Schalen schied.

Da schienen lauter Hände mir fast Urwaldfächer!
Ja Knospen gar, aus denen Blüten aufgezuckt;
Und schon ihr Daseinsrausch durchsprühte Scheibendächer
Und hat mit Flammenzungen Düsterheit verschluckt.

In Riesentreibhäusern sind die verschwundnen Wälder
Als grüne Flämmchen und als Blütenschein erwacht,
Der Dampf gemahnte an die heißen Nebelfelder
Von einer tiefvergrauten fernen Lebenspracht.

Und jeder Jüngling hütete die eigne Blüte!
Sowie er kam, entzuckte sie aus seiner Hand.
Aus jedem Wirken glühte aller Kerne Güte,
Doch gleich verglomm der Glanz, sobald sein Gärtner schwand.

Mit Feuerschwertern ward die Starre aufgerieben,
Mit Samenpfeilen selbst das Eisen kühn erweicht,
Sein Blut aus seinem Wesensgrund emporgetrieben,
Die ganze kalte Weiblichkeit vom Geist geeicht.

In die Natur sind lauter Kolben vorgestoßen!
Die Walzen und die Nacken haben rings geschwitzt.
Aus Allem wühlte sich die Sehnsucht nach dem Großen:
Ein Urgewitter hat in Menschenhut geblitzt.

Nun seh ich Menschen, von der Erde selbst gehoben,
Zu ihrem Werke, wie zu einem Feste, gehn,
Und Tropenwälder, in ihr Wirken eingewoben,
In freier Sonnenluft auf unsrer Erde stehn.

Nun sind sie schon der Flammenforst der Menschenseele!
Die Einheit, die sich aus der Wechselschalung samt:
Ein ganzes Weltgewitter lebender Befehle,
Das Schweigen, das uns strahlend an uns selber mahnt.

Ich sehe einen Meteor in Menschenhänden
Sich wunderfältig bilden und dem Geist entfliehn:
Ich staune nun vor lauter Feuerbränden
Und sehe zitternd einen Stern nach Norden ziehn.

Das ist ein Eisenleib: ich kann ihn klar erkennen!
Ein Werk, das in sich selbst das Erdenlicht verschließt;
Es will sich stolz von seinem Ursprungsfeuer trennen:
O seht, wie kühn es sich in Fremdheiten ergießt!

Jetzt träum ich nicht: die Gluten werden blasser!
Das ist ein Riesenschiff, das kühn vom Stapel läuft —
Nun zieht es heim. Sein Wesen kennt das Wasser.
Schon wirds von tausend Küssen schäumend überhäuft.

So eilt das Schiff durch seine selbstbewegten Wogen
Und flieht das Land, voll Freude an der Flut,
Doch dann bedenkt es sich und dreht in kurzem Bogen
Rasch um — und weiß sich in des Meeres Hut.

Wohl scheint mir so ein Eisenleib eine Verheißung
Von einer geistgelenkten Meteorenwelt,
Von einer langerwägten, plötzlichen Entreißung
Der fleischgewordnen Seele, die sich lichtwärts schnellt.

Auch ich will wandern, immer weiter heimwärts schreiten;
Mein Geist wird sich im Eis von seiner Furcht befrein,
Um meinen Leib ein blonder Süden hold sich weiten:
Das Meer in meiner Seele eine Träne sein.

Die Einsamkeit umfange mich wie eigne Flügel:
Selbst die Verzweiflung ist für mich ein kühler Wind:
Schon weiten sich voll Glanz der Sehnsucht goldne Hügel:
Ein fremdes Erdenglück umlächelt mich gelind.

Das ist ein Wandern, ach, ein schweres, tiefes Wandern!
Zu viele Gletscher sind bereits in mir erstarrt:
Ich bin ein Hafen, voll von sturmgepeitschten Landern,
Doch für mich selbst sind meine eignen Pförtner hart.

Hinweg! erschallt es. Fort von deinen stillen Seen!
Hinweg von deinem stahlkalten Verstand, hinweg!
Hinweg aus Buchten, wo sich Segel windlos drehen!
Wozu ein Traum an einem urbestimmten Fleck?

Ich aber schaue fort, mich zwingen stärkre Träume,
Sie bannen mich, — da stehn sie, — sehn mich an, —
weh mir!
Mein armes Ich, mein Leben, das ich stets versäume,
Auf einem Schwindelgrat sträubt sich mein Willenstier.

Ich will, ich darf nicht in die eigne Tiefe blicken,
Sie zieht mich an, sie quält mich, läßt mich nimmer los:
Ich sträube mich, beschwert mit wirklichen Geschicken,
Mein Tier, mein Nacken bleiben steif: — jetzt keinen Stoß!

Das Übel weicht zurück, ich fühl es an den Haaren;
— Was mich erschreckte, war nicht arg, doch ungewöhnt —
Das Schweigen um mich her hat viel von mir erfahren: —
Ich werde irgendwo im Mittagslicht verhöhnt.

Ich kenne in mir selbst ein Tal, wo alle Bäume,
In Fliederbleiche, zueinander Grüße wehn,
Wo längsterlebte, starrgewordne Schreckensträume
Wie Gletscher über Wolken, auf uns sehn.

Ich liebe dieses Tal, um mich hinauszusehnen:
In weißen Schlössern herrscht mein einzger Feind,
Im Weiher spielen seine Kinder mit den Schwänen,
Und meine Spötter sind in Lauben laut vereint.

Ich nahe einem hohen, offnen Gartengitter,
Ich möchte mich versöhnen, — doch da bellt ein Hund,
Dann eine Meute: rings umschwirrt mich Astgeknitter.
Ich laufe. Jemand ruft: verfluchter Vagabund!

Das Tal ist lang. Unendlich seine Duftalleen.
Ich stürze meinem eignen Schrecken hilflos nach.
Dann bleib ich, wie ein Hirsch, den man getroffen, stehen:
Ich wittre, — ja, wer beißt mich? Ach, der argen Schmach!

Ich lebe noch, somit kann ich noch weiter leben!
»Ich bitte!« sprechen Wege höhnisch rings um mich.
Wohin? Um nicht am gelblich gleichen Fleck zu kleben —
Hinweg vom Wahn! Mein Ich, laß nimmer mich im Stich!

Es geht, wenn mans vermag! Und schließlich kann man helfen:
Ich wandre stiller fort und nahe einer See.
Ich siegte selbst, — hinweg sind alle Märchenelfen, —
Dort unten schweigt der große Freund von meinem Weh.

Das Meer ist grau, doch urgesund und brandet,
Um nicht der Fiebersterne Ruhebett zu sein:
Dort ist der Strand von starkem Algenhauch umrandet!
Schon schlürft mein Wesen sein Geheimnis lüstern ein!

Nun heißt es bauen: Schiffe bauen, Holz behauen,
Sich Segel liefern lassen, Bretter hobeln, leimen;
Auch abends wirken, — furchtlos vor dem Dämmer-
brauen —
Des neuen Leibes Rippen ohne Tadel reimen.

Nun muß ich auch zum Daseinsakrobaten werden!
Auf Riesenschleifen nieder und dann aufwärts schnellen,
Das Leben nimmer fürchten, heldisch sein auf Erden,
Verworfen werden, aber nimmermehr zerschellen!

— Den Tod verachten? — O, das ist bedeutend schwerer!
Den Denkern glauben? Nebenbuhler, Akrobaten!
Die Dinge werden immer mehr die Lehrer,
Was bleibt uns da, als eine Welt entwußter Taten?

Doch alles das ist mein, nicht Ich, als tiefste Flamme;
Verscheucht man mich, so wird sie immer mehr erwarmen:
Ich weiß, daß ich als Geist von altem Adel stamme,
Verhöhn ich mich, so muß sie meiner sich erbarmen!

Ich will das Meer und alle offnen Religionen!
Hinweg von mir, zurück zu meinem hohen Wesen,
Der helle Kern in mir darf keine Schale schonen!
Doch da ich bin, so heiße es: im Brand genesen!

Geschick! Ein dumpfes Echo unsrer toten Heiden.
Vernunft! Ein längst verfahrner, alter Räderkarren.
Der Glaube? Leider oft die Angst vor Glück und Leiden.
Begeistre dich! so ruft es. Und ich laß mich narren!

Begeistre dich! erschallt es durch das ganze Leben.
Ist doch ein Baum seine Begeistrung, die er meistert:
Du sollst, wie er, mit festen Frühlingsblättern schweben.
Begeistre dich! Sei schon auf Erden ganz begeistert!

Nun schweige du als Traum; sieh Welten westwärts träumen!
Doch geh als Du der Erde ihnen ernst entgegen,
Du mußt mit deinem Kern dich gegen Sterne bäumen;
Sei friedlich und sei frei auf allen deinen Wegen!

Mein klarster Strahl, nun sei bereit, mit mir zu wandern:
Doch nein, ich folge dir, du bist bereits im Osten!
Noch seh ich dich nicht ganz, du rätselst fort in andern,
Drum fort, mein Schiff, du gaukelst schon um deine Pfosten.

Wir fahren bald den Sternen, Wind und Meer entgegen,
Dann peitscht der Sturm die Träume mir aus meiner Mähne;
Der Wahn wird sich vor meinem Willen niederlegen;
Geschick, umblitz mich, da ich Macht ersehne!

Sei nicht verzagt, du suchst die Freiheit jüngster Welten,
Die Erdenglut, die nordwärts strebt, um dort zu dämmern!
Doch zieh nach Süden; laß sie rufen, laß sie schelten,
Laß du von deinem Herzen dir dein Schicksal hämmern.

Doch gleich ans Werk, — bleib ruhig und doch unbesonnen,
Den Abend sieh von toten Tageshelden schwärmen,
Doch du vollende nie, was du mit dir begonnen,
Und reizt das Zwielicht dich, so magst du dich erwärmen!

So heiß und heilig, wie die Liebe unsrer Erde,
So eisig wie der Sterne strenge Feuerbahnen!
Entjagt der Tag, verbrennen seine Schlachtenpferde,
So mag das Schauspiel dich an tote Siege mahnen.

Doch ruhst du, ruhe jetzt! — dich völlig zu begreifen, —
Die Nacht erscheint mit ihren längst durchlebten Träumen,
In deinem Tage mag ein andres Wirken reifen,
Laß, was du bannst, nicht dich, vorüberschäumen!

Jetzt folgt am Himmelsbogen
Das Licht dem Mutterruf,
Und scheidend noch bewundert
Die Sonne, was sie schuf.

Mit ihren Strahlenarmen
Aus reinem Liebesgold
Umschlingt sie hold das Leben,
Bevor sie weiterrollt.

Aus Tälern und aus Fluren,
Bedeckt mit Waldespracht,
Dem Kleide unsrer Erde,
Entrauscht die kühle Nacht.

Die losen Windesboten
Entschlüpfen dem Geäst
Und herzen einen Nebel,
Der stumm sein Bett verläßt.

Ein letzter Kronenschimmer
Der Sonnen-Elfen bricht,
Und überall betrübt sich
Das bleiche Dämmerlicht.

Zeigt nimmer sich den Blicken
Der Sonne tiefste Macht,
So gleicht doch unsre Liebe
Enthüllter Sternenpracht.

Enträtselte Gefühle,
Ihr wallt zum Himmelszelt!
Und oben blicken Sterne
In Liebe auf die Welt.

Zum Wind und Nebelreigen wehn
Rings Wiesenwische gar geschwind,
Du fühlst sie durch die Fenster sehn,
Ob Träume etwa munter sind.

Hallo! Da folgt ein loser Traum
Dem Schattenwink mit einem Satz
Und gibt dem Waldgespenst aus Schaum
Auf Bauch und Schenkel einen Schmatz!

Der Mond reißt seinen Silberspind
Auf einmal für die Tänzer auf,
Und manche kalte Hand von Wind
Beputzt bereits den Schalkenhauf.

Das zieht sich ganz in Flitter an.
Die Nebel nicken: tut es nur,
Und glaubt, daß man uns trauen kann,
Auch wir sind Träume dieser Flur!

Nun schwebt mit leichtem Windeschritt
So mancher Traum mit seinem Dunst,
Der Mond beleuchtet ihren Ritt,
Und seine Tiere sind in Brunst.

Ein Traum wird über Feld gebracht,
Durch Haine, die noch unbewohnt;
Ein Märchen, das ein Elf erdacht,
Erzählt ihm wer vom Silbermond.

Einst trug der Mond Geschöpfe,
Die wurden immer bleicher,
Denn oben kargten plötzlich
Die vollen Lebensspeicher!

Nun ist man dort verdorben;
Durch Kämpfe und Entbehrung
Geschah der Mondesfluren
Entsetzliche Verheerung!

Doch einst erfüllte traumhaft
Ein Mondvolk Sonngebote
Und ahnte kaum das Ende,
Das ihm durch Feinde drohte.

Die Göttin ihrer Liebe
War unsre kluge Erde,
Ihr sandte man die Träume
Und Seufzer der Beschwerde!

Jetzt gibt es oben Geister,
Doch sind sie ungeboren:
Auch ging für sie die Liebe,
Die sterblich macht, verloren!

Doch glücklich sind sie nimmer,
Sie rühren keine Hände,
Denn geht der Mond in Trümmer
Bedroht auch sie ein Ende!

Die Nebel fliegen weiter.
Jetzt schüttelt sie der Wind.
Die Nacht ist kühl und heiter,
Den Träumen wohlgesinnt.

Sie ziehen ihre Kreise
Und drehen sich geschwind,
Und ihre rauhe Weise,
Die pfeift der Wirbelwind.

Sie wehen um die Weiden
Der Reihe nach heran,
Und alle ihre Leiden
Erfährt der Baum sodann.

Die Winde könnens wissen,
Sie haltens Leid in Bann:
Ihr Leib ist schmerzzerrissen,
Sie ziehn den Selbstmord an.

Sie scheinen sich zu sträuben,
Sind sie noch blaß und nackt,
Ihr Weigern zu betäuben,
Wenn Frühlingsbrunst sie packt.

Doch ihre winzgen Blätter
Verkünden nirgends Glück,
Wohl sehnt ihr Zweiggekletter
Sich nach dem Nichts zurück.

Des Laubes nasse Schleier
Entrieseln fast dem Baum
Und schleppen bald im Weiher
Den einzig frohen Saum!

Verschiedne Nebel drängen
Sich bleich in das Geäst:
Sie bleiben drinnen hängen
Und schlafen plötzlich fest.

In weichen Wolkendecken,
Im zarten Nebelflor,
Mag manches Rätsel stecken,
Denn flimmrig glänzt das Moor.

Ein Irrlicht huscht herüber
Und tanzt vergnügt am Sumpf,
Doch wird der Wald stets trüber,
Die Luft gar rauh und dumpf.

Nur zwischen Teich und Binsen
Hüpft noch das grüne Licht,
Und einge Nebel grinsen
Mit totem Angesicht.

Das ist der letzte Reigen,
Der um die Sümpfe wallt,
Die kühlen Nebel neigen
Sich ohne Wesenshalt.

Die Nacht hat ausgefunkelt.
Der letzte Stern verblinkt.
Die Welt ist ganz verdunkelt:
Der blutge Mond versinkt.

DIE HYMNE DER HÖHE

Wildwabbernde Fackeln, die qualmend verglühen.
Beginnen die Bahre des Tags zu entzünden;
Hier gibts im Gebirge kein reifes Verblühen:
Verbluten, Verrauchen soll Frieden verkünden!

Nun regt sich in Schluchten ein traumhaftes Leben!
Schon fangen Gespenster, aus flammenden Qualen,
Sich an in die funkelnde Luft einzuweben:
Und Glastfalter siehst du ihr Dasein verstrahlen.

Der Hauch und die Seele von farbigen Schäumen
Wird raubhaft von Nebeln zum Meere getragen,
Nun scheint, was da blühte, die Wolken zu säumen:
Und träumt so von südlichen, glücklichen Tagen.

Fürwahr, heiter rüstet sich jetzt eine Flotte!
Schon winden sich Segler aus purpurnen Hallen,
Denn meistens beschützte der Dom einer Grotte
Ihr Trümmertum: prahlhaft durch Aderkorallen.

Doch reckt sich im Tal schon der Riese des Dunkels
Und hebt mit den Schultern die glühenden Lasten
Des langsam verschwirrenden Tagesgefunkels:
Dort tief in den Schluchten scheint Dämmer zu rasten.

Noch einmal zersprengen die Sonnenscheinlanzen
Den Mantel, die Mauern von Schattentitanen;
Auf Gipfeln gewittern Davonkrauchungspflanzen:
Granithart der Alpen basaltalte Ahnen!

Jetzt brennen die Höhen. Vom Abwink die Zeichen
Beginnen auf gipfelnden Zinken zu rauchen!
Die Blutschatten trachten ihr Tal zu erreichen:
Das volle Jahr droht heut bei Nacht zu verhauchen!

Ich sehe die Stunde der Ruhe entschweben!
Mir scheinen Gebirge sich grau zu bekränzen,
Den Mond wie ein mildes Gedicht zu beleben,
Bis Wölkchen in windstiller Andacht erglänzen.

Nie trübt seine Nachtfahrt ein Zittern und Rauschen:
Nun wollen sein silberndes Gipfelerblicken
Die Hoheliedwolken der Sohle belauschen.
Blick: oben! Da scheinen die Sterne zu nicken.

Ihr Gletscher, wir werden am Abend erstarren,
Die Felsen diamanthart die Sterne verstehen:
Kalt stimmt dann die Sprache zu Stier, Sirius, Karren,
Den Klarkristall wird wildes Sterben umwehen.

Doch sprudeln die Bäche zum Jubel ins Leben,
Und selten vergrübeln sich Fluten in Seen,
Der Mond aber liebts wohl, das heimlichste Weben,
Der Dinge Erdeutung im Geist zu erspähen.

*

Schon stürmt dort das Wasser, wie zaumlose Pferde,
Mit wirbelnden Mähnen, die Felsen hinunter,
Das Leben behagt dieser brünstigen Herde,
Sie wittert es schon, und das macht sie so munter.

Zu Adern Italiens geweitet, entschwellen
Die Gießbäche brausend dem Throngletscherreiche;
Auch meine Gefühle sind Hochgebirgsquellen
Und stürzen sich südzu ins breite Geschleiche.

So fasse mich Leben! Verwalten und Spenden
Ist ewig das Wirken von Menschen und Welten,

Wir selber vollenden mit eigenen Händen
Das Ur-Ich, an dem wir schon zeitlos zerschellten!

Ihr Flammen der Liebe, ihr Lebensgestirne,
Erfunkelt euch dauernd das gleiche Bestehen:
Und auch die Ideen in meinem Gehirne
Verwirklichen eifrig mein geistiges Leben.

Sie scheinen mir Blüten im himmlischen Haine!
Oft pflückt sie der Schöpfer mit goldenen Stielen!
Das Dunkel vernarbt aber rasch jene Scheine:
Die Seufzer ums Leben der Schnuppen, die fielen!

Gestirne behaupten durch rhythmische Schnelle
Ihr Lebensgefunkel erleuchteter Sprache.
Verklärt hohen Blutes erlösende Welle
Im Stern, durch Erkenntnis, die einsamste Brache?

Die eisstarren Berge sind Steine auf Leichen,
Die Kohlen im Untergrund Särge, die modern,
Doch werden die Toten dereinst den Bereichen
Der unholden Nacht, urbegeistert, entlodern!

Sie pferchten das Gold in das tiefste Gebirge:
Die Habsucht erspäht noch die Schätze des Geizes!
Dann gilts, daß die eine den andern erwürge:
Und stets siegt das Gold und die Schmach seines Reizes.

Doch Gold ist der Schein eines wirklichen Lichtes
Und sagt uns: »Ihr sollt eure Reichtümer heben!
Der Erde entschwellt Gold, die Seelen durchbricht es:
Erreicht eures Sternes frohsinniges Leben!«

Ihr toten Gesellen, wie soll ich euch packen?
Ich will euch erwecken, ihr werdet mir dienen!

Gespenster, ich hab euch, wohl wird euer Nacken
Dereinst noch vom lastlosen Tag überschienen.

Ihr felsfinstern Sphinxe, auch ihr tragt im Kerne
Den geistigen Tag ohne Schluß und Beginnen;
Ich wittre sein Dämmern in innigster Ferne:
Nun heißt es, mit Bergen verbunden, gewinnen!

Ihr stummen Kolosse, ihr sprecht mit den Gipfeln
Bestimmt eine Sprache zerbröckelnder Zacken!
Doch seht, in den Zungen, Gebärden und Wipfeln
Belebt sich, erhebt sich, ein gratsteiler Nacken.

Ihr Sterne erhebt mich, ihr Sterne entzückt mich:
Ich bin außer mir, doch in mir wurzeln Gluten!
Und drum, o ihr Sterne, zerpflückt mich, entrückt mich,
Ich fühle so gerne mein Urlichtvermuten.

Das Tallied des Werdens erklingt in der Seele,
Schon glimmts zu den Gipfeln, noch regt es sich leise:
Jetzt faßt mich die Erde, erfüllt meine Kehle,
Und weither durchschauert uns— still! — ihre Weise.

Jetzt packt sie mich ganz, dann streift sie mich sachter,
Wohl sucht sich in Rhythmen die Zeit zu vollenden;
Ich bin ja ein Dichter, ein Zustandsverachter
Und kann, was vergeht, zu den Ursprüngen wenden!

Auch ist meine Seele an Freiheit gebunden.
Sie kann sie nicht fliehn und ergreift sie als Bilder,
Sie lebt und besteht auf unendlichen Runden,
Und Nordlichterscheinungen sind ihre Schilder.

Im Mond die Gebirge umfrösteln jetzt Winde,
Doch wärmere Hauche verhüllen und betten
Sich tiefer in hangende Wolkengewinde,
Und Sturzbäche rauschen wie silberne Ketten.

Jetzt prangen die Gletscher in Monddiademen!
Jetzt können sich Spitzen mit Perlenschmuck krönen,
Die Stirnriesen werden Gespenstschleier nehmen:
Und seltsam — du hörst keinen Schreckruf erdröhnen!

Hier träumen die Adler, dort schlafen die Geier,
Und Mondeulen rüsten sich brünstig zum Fluge,
Schon brüten die Weibchen dir sichtbare Eier,
Und Raubgier erwühlt sich im hellgrauen Zuge.

Jetzt frierts in den Lüften. Die starrblauen Schatten
Beginnen die Nacht in die Täler zu bannen:
Der Mond übergleißt die verglasenden Matten,
Der Reifvogel kann blank den Grat überspannen.

Die Sterne jedoch überglimmen die Schleier
Der frostigen Mondnacht, und regsam verkünden
Sie, züngelnd und sprühend, als Glücksprophezeier,
Das Bündnis von allen erhabenen Gründen.

Die Treue des Kernes der Erde zu Sternen
Kann leise im irdischen Wurf sich bekunden,
Wir sollen die Winke des Werdens erlernen
Und strahlend der wechselnden Übel gesunden.

Dir birgt alles Dauernde Urlichtsekunden.
Oft werden wir schwindelhaft einwärts gerissen,
Dann zeigt sich im Geist unsre Welt überwunden:
Und weit in mir selber erglimmt das Gewissen!

So treibt unsre Erde die innerste Stille,
Ihr rollendes Wesen im Mann zu ergänzen,
Drum ist es bestimmt, daß der menschliche Wille
Bedeutung erfunkle, um tief zu erglänzen!

Doch schürt auch der Erdkern den Aufbruch zur Eile!
Nie zwingt ihn dein Klammern von harten Basalten:
Beseligter Gluten fast sonnige Teile
Zersprengen, zerbröckeln Erstarrungsgewalten.

Den Norden umschließen die festesten Rippen,
Die Schwere vom Weltwams bezwingen bloß Reifen,
So kommt der Planet immer wieder ins Kippen,
Und was hier beginnt, das gelangt nie zum Reifen!

So wandern die Pole! Sie bringen Entgleisung!
Dem Glutinnern kann sich die Kruste nicht fügen,
Die Rundform veränderter Achsenumkreisung
Des Wutkerns Ellipsenbrunst nimmer genügen.

Der Ruhbruch der Erde zerstörte die Speicher,
Um Kinder des Lichtes am Land zu bewirten,
Sie schützte, versteckte sie sorgsam! noch reicher:
Auf Inseln, die silbernde Meere umgürten.

Jetzt rüttelt die Wallung der Lava an Fesseln:
Ihr Aufruhr im Glutdarm durchschaudert uns mächtig!
Was helfen Vulkane mit Speichern und Kesseln,
Die Lava zersprengt sie, — die Erde ist trächtig! —

Die Schlünde der Gelbwelt zerglutet Gepruste,
Amerikas Sternbauch zerkrampft unsern Frieden:
Die innerste Urglut vernichtet die Kruste,
Die selbst sich die Rundsucht zur Kugel beschieden.

Der Lavaball krampft uns magnetische Pole,
Er will sich stark gegen die Erdachse sträuben:
Er schenkt uns die Nordkrone, trachtet zum Wohle
Des Lebens, des Lichttages Zwang zu betäuben.

Der Mond doch erwartet den Bruder noch immer!
Er läßt oft die Erde aus Sehnsucht erbeben,
Doch sprengt ihre Wucht nicht den Mutterschlundglimmer,
Sie kann bloß die Nordkranz-Erdeuter beleben.

O Mond, dir zu trauen ist dreist und gefährlich!
Du trügst uns vielleicht in den freundlichsten Nächten:
Du steinbleiches Bild, ist dein Wohlwollen ehrlich?
Du bist uns ein Flugalp von fluchflüchtgen Mächten!

Dein Lichtflimmerschleier ist milchig und traurig:
O, will er dereinst alles Leben bedecken?
Die Seelen und Mütter durchwühlst du oft schaurig,
Soll alles, sich wieder gebärend, verrecken?

Fast schwach ist im Innern der Lavaglut Toben!
Das Glastmeer umklammern granitharte Wände.
Die Achse wird sorglich, ganz langsam verschoben:
Schon zeitigt das Leben sich Dauerbestände.

Auch streut ja der Nordschein aus goldenem Horne
Glutblüten und Küsse auf Gletscher und Meere,
Setzt flimmernde Schlangen in sprudelnde Borne
Und leuchtet in deiner lebendigsten Lehre!

Jetzt scheinen Gebirgssphinxe Götter voll Güte!
Sie tragen Erglastung in eiskalten Falten,
Mir wirds, als ob Gott alles Leben behüte:
Es kann sich nur felsenumschlungen erhalten!

Der Mond muß, ein Unhold in Ohnmacht, erbleichen.
Die Aare umkreisen wie Schöpfergedanken
Die Nordlichtgebirge. Den Tälern entweichen
Tief Nebel wie Weihrauch, der Gottheit zu danken.

Vom Herrgott erfleht unsre Erde den Frieden!
Mit eigenen Flammen errankt sie ihr Leben:
Dafür wird der Menschheit Vollendung beschieden,
Denn uns ist gegeben, wonach wir noch streben.

Durch die stolzen Sonnensorgen.
Silbert oft zufriedne Stille:
Geist erwacht im Seelenmorgen.
Über dir sein Sternungswille.

Sonne, holder Mondesbote,
Lebensrad, du tollst mir fort!
Wo das Goldgebot erlohte,
Folgt ihm hoch das Opferwort.

Sterben, süßes Schmerzzerflimmern,
Schmeichelliebe blickt zu dir.
Ich verspür dein Seidenschimmern,
Streichle dich: mein weißes Tier!

Tat aus mir, du bist lebendig:
Tiefste Sicherheit, mein Tod,
Deine Welt wird silberwändig!
O, der Mond! Noch blaß in Not.

VENEDIG

Mir war es einst, als hätte mich der Felsenaar zum Licht getragen,
Da hob mich Zeus, im Flügeltal, zum Unermeßlichgroßen,
Ein Fordern war mein Wonneflug, dem Mannesblick ein Jagen;
Ich wollte fort, bloß fort, und nirgends dort an Ziele stoßen.

Mir ist es oft, als ob ein Gott die keusche Jünglingsseele küre.
Einst sah mein Herz, noch jung und frei, um sich die Welt entweichen,
Und Zeus war froh, daß sein Geschöpf nicht Furcht und Höhenbangen spüre,
Ich wollte nichts — und wollte doch das Unerfaßbarste erreichen!

Wohl könnte sich die Weiblichkeit dem Schwane sanft ergeben,
Den schlanken Hals, voll Lustgewalt, um ihre Glieder schmiegen,
Ihr ganzes Sein, beim Gotteskuß, im größten Glück erbeben,
Doch nein, ach nein: mir scheint im Weib die holde Urfurcht doch zu siegen!

O Sonne, wirf uns übers Meer die blendendlichte Lebensbrücke,
Die allen folgt, die weit von dir zerstreut, durch Meere steuern:
Wohl scheint mir so, o Sonnenschein, daß jede Regung dich entzücke,
Denn Küsse sprühn, wo Gondeln ziehn, im Kranz von Lebensfeuern.

Durch Wellen schlängelt sichs nun her, mein Weltband hellen Sonnenlichtes!
Als Schwanenhals erscheint es mir, am Gondelkiel und Buge,

Der jedes Boot, das schwankt, umkost; und sieh, aus Goldspiralen flicht es
Ein Sonnennetz, und dieses folgt, leicht wogend, auch dem Gondelzuge.

Das Ruder schöpft sich Flimmergold aus morgenblassen Spiegelfluten:
Die Inseln rings umspinnen sich mit wunderhellen Sonnenweben,
Und dichter, sieh: wie Gondeln mich, hold wippend, rings umsputen.
O Rührigkeit, bald wird uns auch dein Glücksgespinst umgeben.

So manches Segel, gelb und rot, umschwebt mich, wie Venedig
Nun freundlich mirs, als frohen Gruß, aus eigner Buntheit sendet.
O Herrin, bleibe mir, dem Schönheitspilger, hold und gnädig,
Mein Blick ist noch so scheu: von deinem Spiegelmeer geblendet!

Venedig, deine Marmorsäulenwälder
Durchstreif ich tausendmal und gerne,
Sie sind die bleichen, steinernen Vermelder
Versunknen Seins in Meer und Nebelferne.

Arkadien bist du unsrer Welt geworden:
Zu Menschenlust von Menschen aufgerichtet,
Schufst du Oriente frei in Welschlands Norden,
Und Hellas' Geist hat über dir gedichtet.

Doch ist Arkadien nicht für dich gefallen?
Oft ward das Leben in besiegten Ländern

Scharf von Venedigs wilden Löwenkrallen
Zerzaust, denn so gefiel es Machtverschwendern.

Die Forste breiter Berge, die verkarsten,
Verschwanden bald im Schlamm, wo sie verschimmeln,
Die Eichen, die einst Abhangfelsen barsten,
Versteinern, wo jetzt Kellerasseln wimmeln.

Arkadien hat sich freundlich ausgebreitet;
Einst rauschten Bäche durch Illyriens Schluchten
Zu Leuten, die sich sanft ein Glück bereitet:
Venedigs Flotten lagen in den Buchten!

Erwürger brachten sie: roh und verwegen.
Erpresser, die des Landes Kraft entwalkten.
Zwar heulten ihnen Stürme rasch entgegen.
Der Tiefenadern Felsquelle verkalkten,

Doch blieb der Leu auf seinen braunen Matten!
Dann bargen sich die Krumen unter Steinen.
Und Wolken werfen jetzt violette Schatten
Auf Friedhöfe von Urwäldern und Hainen.

O Frühjahrsfrüh, hoch oben auf Arkadiens Bergen,
Erscheine mir in deiner blassen Glut,
Du sollst mir keine Zauberkraft verbergen,
Die noch behutsam in den Keimen ruht.

Das Licht erstrahlt aus großer Morgenferne.
Die Sonnennähe, die uns bald umkrallt,
Entreißt sich erst der Ewigkeit der Sterne,
Wenn sich ein Sonnentag nach oben ballt!

O Welten-Ei, mit deiner Sonnenmitte,
Dich sehen wir als einen Strahlendom,

Und drinnen regt, mit leichtem Engelsschritte,
Das Leben sich, in stillem Feuerstrom.

Schon bannt das Licht die künftigen Gestalten
Mit Glutenmacht auf harten, nackten Stein,
Und merzt sie grell in steile Felsenspalten
Als Lebensbilder, Formgespenster, ein.

Auf Trümmern seh ich Lichtgedanken thronen,
Wo mancher sich mit Wucht am Felsen hält:
Drum wurzeln, dauern Wesen für Äonen,
Da nie durch Sturm ein Gluturteil zerfällt!

Die Bäume spenden sich, mit vollen Zweigen,
Was jeder hat, an Lust, an Lebensduft,
Wir Menschen aber suchen, was uns tief zu eigen
Und doch getrennt ist durch die Sonnenkluft!

Die Macht des Lichtes, die uns weit versprengte,
Wie's uns ein großes Taggebot befiehlt,
Ließ Treugefühle, wo sich Brunst verschränkte,
Als Band zurück, das sich durch Glut erhielt.

Die Wesen, die den Wurzeln sich entringen,
Durchklingt ihr Halt, durch stille Eigenglut,
Doch schweift der Sinn zu sonderbaren Dingen,
Denn tausendfach regt sich verwandtes Blut.

Der Mensch kann die Versuchung von sich streifen.
Er weiß, daß eine Reife in ihm ruht:
Erwacht sie, wird er deutbar sich begreifen:
Die Wahrheit glimmt in keuscher Weibeshut.

Nur eine Seele kann die Blüte tragen!
Oft knospt sie lang, bevor sie rasch erwacht:
Ein Augenblick wird einem Auge sagen,
Was Sonnenkinder unter sich vollbracht!

Ach, welche Kluft mag mich vom Weibe trennen,
Von jenem Kind aus gleichem Wesensbaum;
Gestalten kanns die Seele, ja erkennen,
Dem Leibe eilt sie lang voraus im Traum.

Bevor der Sonnenfesttag aufgegangen,
Erblaut mein Schicksal, das ihm blaß entsteigt,
Mit Seelenarmen möcht ich darnach langen,
Ich ahne, was sich fern entgegenneigt.

Ja, bloß ein Wesen ist für mich erschaffen!
Einst führt die Sehnsucht uns zum gleichen Ort.
Für Sonnenkinder darf kein Abgrund klaffen:
Sie merkt mich: ich erkenn sie durch ein Wort.

Die Welt kann sich durch Liebe nur erhellen,
Da treu ein Stern des andern Leben hegt,
Dem Weltlichtherz entschwellen Schwesterwellen:
Ein Lebenslicht, das Liebe trägt und wägt.

So malt die Sonne bunte Frühlingsranken
Auf Fels und Schlucht, Entwürfe voll von Kraft.
Ihr Mittag bringt des Lebens Vollgedanken,
Aus denen sie die Tatgeburten schafft.

Gedanken, die durch starre Felsen dringen,
Erschöpfen jedes Sein aus Stein und Licht,
Denn bloß der Sonne Wuchtentwürfe zwingen
Aus Not zu leben! Was der Tat entspricht.

Ein Taggeschöpf muß sich zur Sonne kehren,
Der Mensch zumal, denn wir sind glaubensbang!
Mein Seelenlicht, dir hehl ich kein Begehren:
Gib mir ein Weib, mein, rein und seelenschlank.

In deiner Schönheit, Weib, bringst du die Schäume
Der Seelenflut dem Schöpferkusse dar,
Aus deiner Schlankheit sprudeln weiße Träume,
Und Jugendgold verklärt dich wunderbar.

Mir ist es oft, als sehnten sich die Blumenwiesen,
In heitrem Lenzesschmuck, nach einem Fernenflug,
Als wähnten wir, als hofften sie, die Winde bliesen
Sie munter fort, als traumhaft bunten Flatterzug.

Nun plötzlich seh ich, wie sich viele regen:
Befreite schon und trägt sie gar ein Lenzgeruch?
Narzissenfelder können ihren Flug erwägen —
Den Liebenden gelingt der erste Fluchtversuch!

Nein, weiße Tauben sind das, die mich deutlich täuschen:
Doch weiß ich, daß ich Blütensehnsucht wahr empfand!
Nun lausche ich der Vögel wirren Fluggeräuschen,
Die erst im Steilgesang ihr Jubeltum erkannt!

Ich selber bin ein Wunsch nach Liebe und Entfaltung,
Der mühsam erst aus Irrgespinsten bricht:
Mein Weib, wann gibt mein Geist dir Wahrgestaltung,
Wo bist du, Kind, das wieder kindlich zu mir spricht?

Ich habs im Sinn, daß tausend weiße Himmelswiesen
In uns sich suchen, weil sie gleicher Duft beseelt,
Sie wollen sich aus Liebe ferneher erkiesen,
Und keusches Glück hält sie einst sommertreu vermählt.

Ja, keusch ist unsre Flur, die liebend sich befruchtet,
Denn Reinheit weht ihr Mittagsmeer, ein Schneegefild,
Dir gilt mein Lied, o Gischtsee, die im Felsland buchtet
Und tiefverschluchtet Brunst und Ruhesehnsucht stillt.

Mir ist es oft, wenn ich die Augen schließe,
Als ob die Welt der eignen Phantasie
In einem Strom von mattem Golde fließe
Und traumhaft durch die wache Seele zieh!

Das ist das Blut, das die Erinnrungsbilder
Gar traumbeschwingt aus dem Gemüte hebt.
Es ist ein andres Leben, zarter, milder,
Das aus den Seelengrüften bleich entschwebt.

Die Lichtgestalten haben ausgerungen!
Mit dem Geschicke scheinen sie versöhnt:
Durch meinen Wesenswunsch, beim Flug verschlungen,
Sind sie der Eigentümlichkeit entwöhnt!

Jetzt seh ich herbstlich goldne Wälderhallen.
Um Bilder sind die Äste schön verzweigt.
Dort, wo die welken Blätter langsam fallen,
Verstrahlt ein Tag, der Altgestalten zeigt.

Schon tropft das Lebensblut von Bäumen nieder.
Im Wind zerstiebt das gelbgewordne Laub.
Im Walde hallts von Windnachtsschritten wider:
Am Weg verliert der Herbst den halben Raub.

Sind auch die Blätter bald im Wald verflogen,
Bleibt in den Seelen lang noch ihre Spur.
Das Sonnenrot, das Bäume eingesogen,
Trinkt erst im gelben Herbst die gute Flur.

Die Sommerfreude jauchzt in Vogelliedern,
Als Waldesecho noch. am goldnen Meer:
Die Menschen werden still, und sie erwidern
Die Waldestrauer: bang, verträumt und schwer.

Wo arme Leute dürre Zweige sammeln,
Da lieben sie und sehn sie erst den Wald,
Wenn sie des Waldes Schaudermärchen stammeln,
Wird er Gespenstern tief zum Aufenthalt.

Du glaubst an einen Hauch der Menschenseele,
Wenn du den letzten Atemzug erlauscht,
Du glaubst, daß die Natur von sich erzähle,
Wenn sacht ein Wind im Wald zum Abschied rauscht.

Dann ist es mir, als schlichen Sterbewesen
Durch Träume sich in meine Seele ein:
Verschwistert kann ich sie zusammenlesen
Und berge sie! Fern im Erinnrungsschrein.

Die goldnen Ströme flammen auf wie Hallen!
Ein Strahlendom schließt seine Wölbung zu:
Gedanken, die sich stolz in Hoheit ballen,
Entfalten wunderreichste, freie Ruh.

Versteinerte Eichen am Grund der Lagune
Beginnen dem Sumpfe mit Wucht zu entwuchern:
Nun wächst schon die trutzige Dünenkommune,
Und Kunden erblühen von Nordlandbesuchern!

Schon können sich rumpfige Gruppen erreichen.
Es schließen sich Tore. Es öffnen sich Brücken.
Jetzt wollen sich wiedererstandene Leichen
Die bleiche, verfeinerte Marmorhand drücken.

Die Seele der alten, versunkenen Wälder
Beginnt sich auf einmal verklärt zu beleben:
Arkadien erwacht! Junge Lichtrauschvermelder
Belauschen die Fluten im Dunkel von Reben.

Schon grünt und so blüht unser keusches Venedig!
Erfrischt und verjüngt durch die Reinheit des Meeres,
Gelingt es der Seebraut, des Blutbuhlen ledig,
Ein Freistaat zu sein und ein Herz des Verkehres.

Rialto, die Pulsadern deiner Entfaltung,
Kanäle und Ströme, die ferneher fließen,
Gewähren den Träumen der Pfahlwelt Gestaltung,
Da ringsum verkalkte Gespenstalgen sprießen!

Bald tragen die Fluten vom Osten her Rosse,
Porphyre und Stoffe zum Strand des Piave.
Rabbiner lustwandeln auf grünendem Flosse,
In goldenen Kirchen ertönt hold das Ave!

Die Götter Arkadiens sind wieder erstanden.
Im Schatten von Pappeln schlürft Pan kühle Muscheln:
Sirenen, die schüchtern auf Stranddünen landen,
Beginnen sich Märchen der See zuzutuscheln.

Nun tutet Neptun, bis zum Bauche erhoben,
Und weckt die Tritone, die halb erstickt, schnarchen,
Die Fichtentitanen und Brackwasserkloben
Entrecken Holzkronen und Kranzwartenarchen.

Mit glühendem Sonnenstift zeichnet sich Klio
Die Turmtaten auf, die zum Goldhimmel zucken,
Da flattern die Wespengespenster der Io
Zum Schriftforscher-Rio, wo Glastadler spuken.

Die heldischen Zinnen, mit reinen Erdstimmen,
Erklimmen mit Lebensgischtschwingen den Himmel:
Ein Atemgold kann in der Tiefe erglimmen
Und rings überbündelt es Menschengewimmel.

Venedig, du selbst bist die klaffende Auster,
In der Aphrodite die Schönheit bekräftigt,
Venedig, es rahmt dich ein zephirgekrauster
Gischtschleier, der lebhafte Nymphen beschäftigt.

Jetzt weben die Wellen sich Lichtflitterflore!
Die Schleier der Keuschheit entschweben dem Meere:
Venedig, eröffne der Venus die Tore,
Doch stelle dich stolz gegen Lilith zur Wehre.

O Farbenstadt Venedig, dir zu Füßen
Verstreut und legt ein grüner Strom Juwelen:
Das Meer will jedes Dogenhaus begrüßen,
Hier dürfen nirgends Flutgeflechte fehlen.

Auf himmelblauem Dunkelglutengrunde
Verbrämt und strickt das Meer vor manchem Schlosse
Prunkteppiche, und seiner Tiefe Funde
Umschwärmen leuchtend jede Seekarosse.

Erflimmert sind des Meeres Sonnenstoffe!
Vor Marmortreppen webt es Züngelspitzen:
Und droht verfinsternd steil das Gotischschroffe,
So hilft es sich mit Silberwirbelwitzen.

Die reinsten Flammen sind Türkisen, Rauten,
Doch hebt das Meer oft ganze Perlenspiegel:
Narzissen schwemmt es vor die Schimmerbauten
Und rote Nelken vor Verwittrungsziegel.

Ein wahrer Prachtdamast ruht vor den Stufen
Der Muttergotteskirche »la Salute«:
Das Meer hat alten Prunk emporgerufen:
In diesen Teppich glüht es Grundtribute.

Die Kirchenkuppel blickt mit mildem Auge
Zur Spenderin der Reinheit auf, zur Sonne:
Da scheint es fast, als labe sich und sauge
Ein Tempelwunsch am stillen Milchtagsbronne.

Venedig, die Empfindungsinseln stiller Stunden
In deinen Fluten geb ich dir in Liedern wieder!
Venedig, bunte Fernen sind in dir verbunden,
Verschwundne Numen öffnen hier die Schlummerlider.

Venedig, dankbar bringen dir die Götter Gaben,
Geschenke, wie sie keine andre Stadt empfangen:
Du bist wie Aphrodite, der du gleichst, erhaben!
Du hast erwachend stets ein trautes Brautverlangen.

Bevor dein Bräutigam, das Meer, dich darf gewahren,
Beschaust du dich im Venusspiegel durch die Schleier,
Die nächtlich sich auf deinen goldnen Sonnenhaaren
Ersilbern lassen: ein Geschenk von deinem Freier!

Der Venus Tauben, kaum vom Traume aufgeflogen,
Umgurren deine buntgefüllten Wandellauben,
Und Taubenschatten, Schaumgeburten goldner Wogen,
Besetzen Zinnen, Kirchenkuppeln aller Glauben.

Es blauen dunkle Fluten um die grünen Augen,
Die glanzlos in den Ebbestunden fast erblinden:
Und Sumpfalgen, die Ströme aus den Furchen laugen,
Beginnen rostigrot rings Tanzkränze zu winden.

Das Licht auf der Lagune ist der Pfau der Hera,
Den Zeus' Gemahlin für Venedigs Freundschaft spendet!
Denn hier lebt noch der Mensch in seiner Sonnenära,
In der Minerva Helm und Lanze frei verwendet!

Fürwahr, die Götter Hellas' leben in Venedig!
Auf der Lagune glitzern Hermes' Flügelschuhe,
Das Volk ist findig, eitel, heiter und ruhmredig,
Wohl fand Merkur in ihm seiner Bewegtheit Ruhe.

Der Dogenpalast, den Phantome bewohnen,
Behorcht Domgebote, die Rom streng erwogen:
Und alle die blutlosen Staatsabstraktionen
Beleben die Rhythmen der rollenden Wogen.

Der Volkswille wird eine Weltblütenlese!
Hier kreuzen sich Sitten verschiedener Länder.
Venedig, die Stadt jeder Brauchexegese,
Verkleidet das Fremde in eigne Gewänder.

Die Säulen, die prachtvoll den Staatspalast tragen,
Verzieren verschiedene Blattkapitäle;
Du siehst den Akantus aus Zwergstämmen schlagen,
Auf nordischem Schaft grünt die griechische Seele.

Der Mythos der Parsen, der Kult der Hebräer,
Verästelt sich mit dem Ardennengeblätter,
Urkomische Gnome, homerische Seher,
Vertragen sich trefflich als Völkerbaumvetter.

In heidnischer Einfalt erblüht eine Säule!
Ein Mädchen erwacht und gefällt einem Manne,
Bald liebt sich das Paar unterm Bettdeckenknäule,
Und dann legt die Amme ein Kind in die Wanne.

Die Eckpfeiler dieses grotesken Palastes
Bezeichnen die Menschenerkenntnis der Sünde!
Zuerst das Geheimnis, die Eva erfaßt es,
Ihr Adam empfindet der Traurigkeit Gründe.

Am anderen Pfeiler liegt Noah im Rausche:
Wohl hat ihn der Saft der Vergebung umdunkelt.
Damit nicht der Alte die Wahrheit verplausche,
Hat Wut aus dem Blick eines Engels gefunkelt.

Das richtige Urteil, — wie hier zu Gerichte,
Spricht Salomon weise, am dritten der Pfeiler:
Den vierten sieht niemand, im innersten Lichte
Der Kirche erstrahlt er als Weltleidenheiler.

Im Erdgeschoß tragen die Ganzunbekannten,
Die Massen des Volkes, die Last des Palastes:
Im Stockwerk darüber, die friedlichverwandten
Geschlechter des großen San-Marco-Morastes.

Auf schlankerem Schafte erblühn hier Gebilde
Verschiedener Stile zu Tragkapitälen:
Der tragische Widder, das Willkürlichwilde
Im Edelblut wittert auf Eichenlaubpfählen.

Ihr furchtbaren Rümpfe und Staatspalastpfeiler,
Ihr scheint mir ein Wuchtgebild wuchernder Wälder
Versteinender Eichen, die schlanker und steiler
Zum Freilichte klimmen, und seid — Leidvermelder!

Ihr schnurrig verkrusteten Trumpfkapitäle,
Ihr Eidechsen, Schnecken, Schmarotzer und Räude
Aus Marmor und Moos, ihr seid Meergrundjuwele:
Gebilde des Gischtes und Schäume der Freude!

Die Volkskraft am Meere enthüllt und entwindet
Dem wandernden Wasser sein algengeschmücktes
Geschäftshaus: Venedig! Die Einsicht erfindet
Das Stützengerüst — das Gemüt überblickt es!

So flammt denn auf, ihr goldnen Hallen!
Erwache meiner Seele Gold:
Gewaltig mag die Blutflut wallen,
Erstehe, was zum Tag gewollt!

O Sonnentempel, golddurchflossen,
Umwölbe deinen Pilgersohn,
Du nahtest mir mit Sonnenrossen
Und hältst mich nun in holder Fron.

Im tiefsten Bann magst du mich halten,
Wann immer ich dich ahnen kann:
Denn rufen mich die Huldgestalten,
So holt mich Helios' Viergespann!

Ein Fremdling bin ich. Losgerissen,
Befreit vom Boden, der mich schuf!
»Du wirst den Hohn der Dinge wissen!«
So stöhnt in mir ein Sonnenruf.

Nun flammt denn auf, ihr Abendhallen,
O Herbstwelt, wölbe dich empor!
Du Goldschaum sollst dich aufwärtsballen:
Auf Wolken wohnt der Sonnentor.

Ich werde hier mein Herz ergründen.
In diesem Tempel ruh ich aus.
Das Gold in steilen Seelenschlünden
Verkündet hier ein Gotteshaus.

Die Sterne hab ich lang bewundert:
Nicht Wahrheit, Milde gab ihr Blick.
Was ist im Menschen ein Jahrhundert?
Aus Ewigkeit strahlt das Geschick.

Die Nacht hab ich mit Gold umzogen!
Die Sterne deckt ein Feuerflor,
Mein Herz erglüht den Nordlichtbogen,
Er brückt sich fort: vor Gott empor!

Ihr hohen Tore aus dem Osten,
Du überstülptes Wunderhorn,
Du Sonnendom mit goldnen Pfosten,
Versprühst Byzanz: sein reifstes Korn.

Du hältst in dir, als voller Same,
Die Wüstenträume eingekerbt:
Daß Asiens Glaube nicht erlahme.
Hat dich Venedig übererbt.

Es ruhen Heilige, Propheten
In manchem goldnen Tempelsarg:
Sie warten demutstumm und beten.
Denn ihr Gemüt ist hoffnungsstark.

Aus Menschennähe hoben Christen
Die Märtyrer in Sternenglanz,
Den Himmel, den wir sonst vermißten,
Verbildlichte und wahrt Byzanz.

Venedig, deine Ferngestalten
Bringt unsre Wesenheit ans Licht,
Die spätgebornen Christen halten
Sich sanft an Jesus Erdgesicht.

Man holt in goldnen Prozessionen
Des Tempels Sonnenschatz hervor.
Die Engel sollen menschlich wohnen,
Schon öffnet sich das Mittagstor.

Ein Psalm erklingt! Und Davids Name
Bleibt, stark genannt, ein Hoffnungsborn!
Fürwahr! San Marco ist ein Same,
So goldig wie das volle Korn.

Ein Gold ist der Kometenpollen,
Die Liebe auch, die Gott erfreut,
Der Nordschein, über toten Schollen,
Der Lichtsame, aufs Meer gestreut!

Auf dem Markusplatze in Venedig finden
Seit Jahrhunderten sich stets die gleichen Gruppen,
Denn der Tod wird schwer Geartung überwinden:
Aus den Bengeln müssen Eltern sich entpuppen.

Die Gewänder und sein Erbteil nimmt ein jeder,
Wie das Schicksal sie ihm taub und träge bietet,
Des Verzinkers Sprößling greift vielleicht zum Leder,
Und ein Bäckersohn entsteht, der Holz vernietet.

Die Belebungsfülle aber bleibt die gleiche:
Trotz gefällter Hochmenschen dieselben Leute!
Kein Verjüngungsstrom bricht durch die Daseinsdeiche,
Nach Jahrtausenden ist es genau wie heute.

Die Verblichenen, so scheint es mir, beseelen
Ihre Nachkommen im Jenseits restlos weiter!
Die Langeweile muß sie unaussetzlich quälen:
Zeigt sich nirgends ein Gewohnheitsüberschreiter?

Nur die Helden konnte Christi Tod befreien!
Die Gottähnlichkeit ist hier so karg bemessen,
Daß zehntausend Fromme nur zugleich gedeihen,
Der Halbmensch aber wird sich selbst vergessen!

Die Vergeßlichkeit ist unser Trost auf Erden!
Doch wenn Hirne Dinge zeitlos übersehen,
Wehe uns! Da wir uns ewig hören werden
Und verstehen, daß wir uns um Nabel drehen.

Täglich strömen Leute aus den finstern Gassen
Von Venedig auf den Platz, um Scherz zu treiben:
Jeder kann das Laster aller andern hassen,
Um dem selbstverständlicheignen treu zu bleiben.

Täglich macht der Pöbel seine alten Witze!
Da er einschrumpft, hält er sie beinah für neuer:
Selten nur durchzischen ihn Begeistrungsblitze,
Und aus Übermut legt er dann Freudenfeuer.

Stilgebärden und die Sprache, die uns bleiben,
Sind die Lichtgeschenke, die wir uns gerettet,
Doch die Menschheit seh ich krampfhaft abwärtstreiben,
Ihre Wucht und Furchtbarkeit hat sie verwettet.

Durch Verschiedenheit kann sich die Welt erkennen,
Und als Gegensatz darf Ähnliches bestehen,
Doch von Fleischgewohnheiten soll man sich trennen,
Sonst wird die Menschheit bald ermattet untergehen.

Liebesstürme kennen nur die Kinderlosen:
Zum Vergnügen wird der Mensch zumeist empfangen,
Seine Seele kriegt im Elternalltag Hosen,
Häubchen werden von Verwandten angefangen.

Spießbürger, ihr seid fürwahr nicht umzubringen!
Fremde kommen her, die Freiheit zu genießen:
Kann die Lust ein junges Sein beschwingen?
Nur ein Abenteurer mehr wird ihr ersprießen!

Nein und doch, das Liebesfeuer gärt in allen:
Aus dem Erdenkerne will es sich befreien.
Klarer kann es wählen. Mag der Leib verfallen!
Wahlgeschlechter wird der Geist zusammenreihen.

Denn die Liebe für das liebende Gewissen
Ist die Lichtinsel für treibende Gefährten:
Hinter Finsternissen, vielen Hindernissen,
Seh ich Fernen, wo sich Lichtwesen bewährten!

Pöbel, stärker als dein Trachten sind die Plagen,
Die das Feuer anstachelt, wenn du verwüstest:
Gemeiner Wurm, du mußt zur Sonne ragen,
Wär es nur, wenn du im Tod dein Nichts verbüßtest!

Eigenmächtigwilde, zynische Projekte
Schmiedet jedermann, — wie oft — und muß doch lieben!
Ach, wie häufig man das Heidentum erweckte,
Lieber Gott, und wir sind Christen doch geblieben!

Ja, ein Brand geht durch die Menschheit, eine Flamme,
Die uns rastlos auffordert, dem Licht zu leben:
Lodre Glut, in unserm guten Arierstamme,
Würde du der Wesen, die auf Erden kleben!

Pöbel, nein! Ich kann dich wahrhaft gar nicht hassen,
Weiß ich doch, daß Zukunftsgluten alle leiten.
Ja, das Was und das Warum, wer mag es fassen;
Doch genug, wir alle kennen Sehnsuchtsweiten!

Stundenlang kann ich am Markusplatz lustwandeln:
Albernheiten hör ich hier am Tag verhandeln,
Abends trachtet man mit Mädchen anzubandeln,
Garstiger Pöbel, kannst du gar nicht dich verwandeln?

Einmal nur im Leben wird der Mensch zum Dichter,
Wenn sich Schwärmerei seines Gemüts bemächtigt:
Opfermütig für die Braut, aufrichtig, lichter,
Wird der Mann, der liebend seine Lust berechtigt.

Mag er da des Eigentumes Wahrheit ahnen,
Das in fremder Obhut einzig darf bestehen?
Ja, der Same, dem wir hohe Pfade bahnen,
Soll ins Weib, dem er gehört, keusch übergehen.

Würden wir mit Würde den Geschlechtstrieb lenken,
Gäb es weder Diebe noch verdungne Knechte:
Unsre Sucht, Besitzgesetze einzurenken,
Ist der Alp — und die Erinnrung echter Rechte.

Armes Volk! Ein jeder dünkt sich frei vom Ganzen,
Glaubt, er sei ein Mann, ein Weib, rein wie Ideen,
(Die im Sprachgebrauch sich einfach fortverpflanzen)
Weißt du denn, wie Dinge ganz in Dingen stehen?

Die Geschlechtlichkeit, das Tiefste, will bestehen!
Menschenzwitter triffst du deshalb selten.
Wesen doch, die mehr Geschlechter in sich ehen,
Gibt es, da die Ursprungsketten sonst zerschellten!

Markusplatz, du mußt vom Jenseits Macht empfangen!
Ehen sind in aller Welt auf dir entstanden.
Wieviel Wesensreihen haben hier einst angefangen?
Täglich flichst du Blickblitze zu Liebesbanden.

Zufall sagt man: kann es einen Zufall geben?
Da der Markusplatz besteht, mag man dran glauben!
Ist es nicht viel einfacher, daß Parzen weben,
Und daß wir die Frucht vom Schicksalsbaume klauben?

Heiter bin ich jetzt gestimmt, die Saat geht weiter.
Heil San Marco dir, du stiftest ferne Ehen,
Du beglückst das Volk und deine Glanzbestreiter:
Ja, ein Stern scheint sich um diesen Fleck zu drehen!

Sonnenschiffe, die am Markusstrande landen,
Lassen hier die Lichtladung im Menschen steigen;
Selbst der Markusturm, den Sturm und Brunst umbranden,
Scheint bedeutsam sich nach Osten vorzuneigen.

DIE MARKUSKIRCHE

Was ich denke und empfinde,
Herz im Herzen, ist es wahr?
Schwebt die Seele nicht gelinde
Vor den eignen Wunschaltar?

Götter kann ich jubelnd krönen,
Doch mein Glück bleibt lange aus:
Kann mich nicht hineingewöhnen
In das fremde Weltenhaus!

Goldne Traumfäden verflechten
Freuden in mein Nachtgespinst:
Wenn sie Dauerglauben brächten,
Wüßte ich, du bist und minnst!

Alles, alles nur Phantome!
Selbst die Lust eine Idee?
Hoch empor im goldnen Dome
Bäumt sich, träumt das Heil ins Weh.

Jedes Schicksal trüg ich gerne,
Auch die Sehnsucht, die mich plagt,
Käm ein Wink nur aus der Ferne,
Wäre Wahrheit nicht versagt!

Nach dem Tode sinkt der Parze
Nie der Faden aus der Hand!
Nein, sie zieht ihn durch das schwarze
Erdgewebe umgewandt.

Sie verspinnt ihn immer weiter,
Bricht ihn, kreuzt ihn, wie's gelingt:
Seh ich dann die Flammenleiter,
Die mich vor den Richter bringt?

Klotho, laß dem Seelenfaden
Des Geschickes Selbstentschluß!
Stütz mich, kühn mit Sturm beladen:
Nur die Freiheit ist Genuß!

Hier im Tempel will ich träumen,
Der sich herbstlich aufgebaut,
Unter Heiligen auf Bäumen,
Die im Laub hervorgegraut!

Eigenwillig, ihr Erbauer,
Habt ihr diesen Wald gekrönt,
Doch des Herbstes Gold und Schauer
Haben tief und mitgetönt.

Unsre Träume haben Grenzen!
Unsre Wünsche, ach, sind kahl:
Wenn die Werke sich beglänzen,
Traf sie ein Verhängnisstrahl!

Bloß gehorchen soll man — schaffen?
Kunst, wachs in den Sturm hinein!
Schiffer, die nur Gold erraffen,
Bringen dir den guten Stein.

Träume stehen auf, Propheten
Wandeln tief im Eigenlicht;
Wenn dann Geister in euch beten,
Künstler, schöpft ihr voll Verzicht!

Und ihr hört ein Eichenrauschen:
Mancher Geist war einst ein Baum.
Keusch! Du sollst das Lied erlauschen:
Wir sind Inhalt: faß den Saum!

Lachesis, laß meinen Faden
Nie aus deiner Liebeshand,
Halte ihn auf allen Pfaden
An die andern angespannt.

Liebe will ich traut empfangen!
Tausend Wesen hab ich gern:
Ja, der ganzen Menschheit Bangen
Trübt in mir den Freudenstern.

In das Wirrnetz der Moiren,
Greife plötzlich, Atropos!
Muß ich einst das Licht verlieren,
Tue rasch, was Gott beschloß!

Wo ist Seligkeit im Leben?
Liebe, Wahrheit, die ich will,
Scheinen bis um mich zu schweben:
Immer stumm und nimmer still.

Wo ich mich um Nordschein quäle,
Huschen Irrlichter vorbei,
Flammen, die ich rastlos zähle,
Mehren, kreuzen ihre Reih.

Spürend — fühl ich bloß die Leine:
Unsrer Parzen goldne Schnur!
Im verborgnen Seelenschreine
Rührt mich ihrer Waltung Spur.

Glaub ich an den tiefsten Schimmer,
An die eigne Wolkungskraft?
O, ich bin ein Mir-Entklimmer,
Der gehorsam borgt — dann schafft.

Durch die Numen spukt das Ende,
Das auch Sterne treffen muß,
Doch es drängen meine Hände
Ab von mir den Atemschluß!

Denn aus einem Machtgeschlechte
Ging ich stolz und kühn hervor:
Götter schuf es sich als Knechte,
König wurde oft ein Tor.

Meines Volkes Stil und Stempel
Sei geheiligt: nennt ihn Gott!
Fatalisten schänden Tempel,
Nicht der Jakobiner Spott.

Ich gehöre zu den Tauben,
Die kein Ruf zur Furcht berührt:
An die Freiheit will ich glauben,
An die Glut, die Güte schürt.

Wagt euch vor, verdutzte Leute!
Glaubt ihr unter Gott zu sein?
Was ihr fühltet — denkt ihr heute!
Völker, die so tun, gedeihn.

Muß es deshalb Gott auch geben?
Schuf er mich von seinem Thron,
Ward ich durch mein ganzes Streben
Element der Negation!

O Flut, du bist im Nu davongeflogen:
Nun reift ein Nachmittag auf dem Moraste.
Von Purpurfurchen ist der Sumpf durchzogen,
Die Segel schlaffen fast von ihrem Maste.

In Trägheit eingemuschelte Gestade
Umstarrt die See, gleich einem Prachtachate:
Die Türme glühn in einem Abendbade,
Nun ists, als ob ein Lichtgott Zinnen nahte:

Der Wind, der rote Barken froh geschaukelt,
Erlaubt den Booten jetzt am Strand zu schlafen:
Die Masten sind von Goldträumen umgaukelt,
Erblaßtes Wasser ebbt um jeden Hafen.

Ganz ockergelb, wie aus dem Lehm gezogen,
Bedecken Segel, Netze, die sich sonnen,
Den trocknen Strand in einem großen Bogen:
Matrosen schlummern unter morschen Tonnen.

Ich sehe Goldranken die Luft durchrauschen
Und Heiterkeiten freundlich zu uns schwirren!
Den seltnen Zauber will ich still belauschen:
Doch horch — und hin! Du glaubst dich bald zu irren.

Ein Windhauch trägt mir viel zu viel vom Äther,
Vom roten Dunste in die müden Augen:
Ich schließe sie, bis Abendfarben später,
Gemildert, für die Traumgesichter taugen.

Das Meer beflimmern immer Brisenschilder.
So kann der Blick den Glanz nicht mehr ertragen.
Die hohe Sonne aber leuchtet milder:
Die Seele wird sie um ihr Rätseln fragen.

O Sonne, deine Froheit kann ich doch ermessen!
Die Fernen suche ich in meiner Tiefe.
Der Gott im Schlummer und im Wachvergessen
Erscheint mir klar. Uns wird, als ob er riefe!

Nun lodern die Türme, nun lohen die Masten,
Und Menschen sind ringsum von Flitter umzittert.
Um gotische Eckgiebel hängen sich Quasten:
Das Meer scheint mit Quecksilberdraht übergittert.

Die Säulen umschleichen schon gelbliche Reben,
Und rote Reflexe, wie herbstliche Blätter,
Beginnen Balkone am Strand zu bekleben;
Der Abend ist da: des Dionysos Retter!

Venedig, du hast Hellas' Götter empfangen!
Sie brachten dir himmlische, liebe Geschenke:
Nun rötest du selber Dionysos' Wangen,
Die Lüfte durchgaukeln sich rot Bacchus' Schwänke.

So wachsen die wispelnden Schatten allmählich:
Kein wucherndes Efeugespenst aber tötet
Die goldenen Dolden, die hoch schon — unzählig
Der Abend auf Marmor noch immer keck rötet.

Die ruhigen Ranken umklammern die Bauten,
In griechischer Schlankheit, mit Gängen und Lauben:
So ist es, als ob Flimmerflechten vergrauten,
Dafür aber strotzen und reifen nun Trauben.

Figuren um Dächer und goldne Terrassen
Erscheinen wie Geister, die bleich herabschauen!
Nun mag sie der Abend in Anmut umfassen:
O Statuen, wer hat euch in Bernstein gehauen?

So scheint sich das Meer an die Ufer zu lehnen.
Der Abend wird schwerer. Die Stadt imposanter.
Man könnte Dionysos über uns wähnen!
Die ganze Lagune liegt da wie ein Panther.

Sonne! Sonne! Holde Sonne,
Geberin von Lust und Leid,
Eine große Lichtkolonne
Ist zu Streit für dich bereit!

Ringen wir nach deinem Lichte,
Sind wir schon von Glut durchloht,
Und mit jedem Lichtverzichte
Droht und folgt uns schon der Tod.

Licht, du kannst uns Richtung geben!
Leben ist ein Sonnenkampf,
Selbst die Erdengötter schweben
Selten frei im Abenddampf.

O, den Leib, alle Gestaltung
Untergraut und fällt der Tod,
Doch des Menschen Hocherhaltung
Übertönt das Abendrot;

Große Formen, die sich sonnen,
Stürzt das steile Mittagslicht:
Froh in Wolken eingesponnen,
Überlebt uns ein Gesicht.

Sonne, du verdammst zum Tode,
Und du bist auch die Geburt,
Denn in jeder Sonnenode
Glüht ihr, die ihr heimwärts fuhrt!

Dionys, du bist erhoben!
Sonnentrunken steigst du auf:
Alle Lichtgewordnen loben
Deiner Sendung holden Lauf.

Die Strahlen der Sonne sind blutige Speere,
Im Kampfe mit Wolken und Finsternisgraun.
Die Ruhe versinkt in dem dunkelnden Meere:
Ich kann kaum hinab in den Grababgrund schaun.

Vergangene Blüten erglühen nun wieder.
Die Lenze Italiens erwachen voll Pracht.
Die Lilien Illyriens eröffnen die Lider:
In marmorner Reinheit als Engel gedacht.

Jetzt denk ich an dich, Jacobello del Fiore,
Der alle Narzissen der Inseln vereint:
Auch du sahst die Jungfrau im goldenen Flore
Der Gluten der Tiefen, der abends erscheint!

Murano, du Eiland verwunderter Kinder,
Auf dir knospen Blumen mit Heiligenschein:
Medusenerschauer, als Bechererfinder,
Lustwandeln in deinem lichtinnigen Hain.

Es bluten die Ziegel der alten Paläste,
Im Augenblick da uns die Sonne entläßt:
Der Abend verglimmt, und es glüht jede Feste
Des Gürtels, in den sich Venedig gepreßt.

Dann folgen die Farben der sanften Geschlechter,
Denn Fliederlicht sprüht über zartes Gestein:
Giorgione und lebhafte Traumrechtsverfechter
Vermochten der Sonne Verlobte zu weihn.

Jetzt schmückt sich der Himmel mit Wolken und Wappen,
Schon flattert ein Kreuzzug im Westen empor.
Da sind sie! Die Habichte, Warten und Knappen,
Die Gottfried zum irdischen Gottkrieg erkor.

Auch meine Standarte mag aufgerollt fegen:
Die Einfälle faßt meine Seele im Lauf:
Ich will ihre Reime nicht suchen und wägen,
Was Rhythmen mir zuwerfen, fange ich auf!

Venedig, bunt ergießt sich deine Ernte
Aus Blumenseelen in die frohe Welt,
Denn jeder Duft, der sich von dir entfernte,
Trug Samen in der Zukunft Blütenfeld.

Die Nelken deiner Vorwelt sind erstanden.
Ihr Zauber hat Carpaccios Traum durchwebt.
In Basaitis blühenden Girlanden
Sind Mohnblumen, Zyanen traut belebt.

Mansueti hat ein holdes Sonnenmotto:
Das Veilchen blüht in seiner keuschen Hand;
Die großen Glocken des Lorenzo Lotto
Umträumen oft ein goldnes Sommerland.

Bellinis: du Giovanni, du Gentile,
Ich pflücke Astern oft in eurem Traum!
Die Distel flicht sich dicht zum dürren Stile,
Doch über euch grünt fromm ein Lorbeerbaum!

O Tintoretto, lauter goldne Trauben,
Ein braunes Erntefeld hast du erschaut,
Des Herbstes Wolkengold und Kupferlauben
Sind abendhold in dir emporgegraut.

Venedig, ganz Arkadien ist erstanden!
Dein Veronese flüstert für den Lenz.
Die Träumer, die an deinem Strande landen,
Erstaunt Venedigs Weltmagnifizenz.

Der Zauber, den hörbar die Nacht aufgerufen,
Beginnt sich als Wunder am Meere zu regen:
Im Schatten verblauen die marmornen Stufen
Der stillen Paläste an wogenden Wegen.

Der goldene Samen des schaffenden Tages
Ist traumhaft auf schlafendem Meer aufgegangen.
Schon flackert und glastet ein langes und vages
Geringel von Aalen und glitzernden Schlangen.

Beim Gondeln begegnen wir Zitterpolypen,
Dann Austern und kostbaren Muscheln der Tiefe,
Die, alt wie Gespenster, zum Wellenkamm wippen:
Dir deucht, daß die See von Getier übertriefe.

Auch mir will die Seele im Leibe entquellen!
Die Wünsche entsprudeln, gleich Gischtschmetterlingen,
Den innigsten Wellen, die Freuden erhellen:
Ich will, ach, ich will mich in Lichthöhen schwingen.

Ihr Perlen und Spangen am Grund meiner Seele,
O laßt Lebensfunken den Blicken entsprühen,
Und dann sehnlichähnliche Tränenjuwele
Im nämlichsten Wesen voll Schwermut erglühen!

Ihr Tage vergraut! Nächte dunkelt vorüber,
Bis endlich die Sonne mein Glück mag bescheinen!
Das Herz geht mir über! Mein Einblick wird trüber:
Oft möchte ich schluchzen und Felsen wundweinen.

Wann wird mir ein Mund mein Geheimniswort sagen,
Mein Weib, o mein Weib, wirst du je mich verstehen?
Dein Mund muß die Glut meiner Lippen ertragen,
Mein Schmerz wird zu dir als mein Glück überwehen.

Die Münder verbrüdern Millionen von Blüten,
Drum muß jedes Wort, das sie sagen, befruchten,
Ein Mund lispelt Liebe und läßt Stürme wüten,
Die fern in den Seelen sich fruchtbar verschluchten.

Auf des Tages Abendschleppe
Streut der Mond sein Lichtgeschmeid.
Über ferner Alpentreppe
Funkelt noch das Purpurkleid.

Und ein Ruhestundenschleier
Glitzert lichtgeflockt am Meer,
Schwangespenster, Silberreiher
Wimmeln, schwimmen hin und her.

Wie in einem Irisbecken
Ruht der goldne Honigmond,
Zarte Wolkenhände strecken
Ihn empor, wo Sirius thront.

Viele ersterglimmte Lichter
Nicken wieder schläfrig ein,
Denn des Mondes Flor wird dichter:
Alles, alles funkelt rein.

Da vor unserm Gondelbuge
Rauscht ein weißer Fabelschwan!
Rüstet er sich gar zum Fluge?
Immer huscht er um den Kahn.

Kaum hält unser Fährmann inne,
Taucht das Tier ins Meer hinab,
Und in bleicher Silberrinne
Biegst du um ein Marmorkap.

In den heimlichen Kanälen
Ist der Schwan dann wieder da,
Dichtumloht von Mondjuwelen
Lenkt und leuchtet er beinah.

Seine weißen Flimmerglieder
Sind viel zarter als ein Traum,
Rings verliert er sein Gefieder,
Oder ist es Gischt und Schaum?

Steile Türme hoher Bauten
Steigen übersteil empor,
Ausweichrufe — horch! — verlauten!
Finster bleiben Tür und Tor.

Oft kann sich der Mond verstecken:
Hinter irgend einem Haus
Will er sich dann vorwärtsrecken —
Plötzlich aber bleibt er aus!

Dunkel folgt der schnellen Helle.
Wolken treiben hoch — und her:
Schneeschein deckt die Riowelle;
Fern im Monde droht das Meer.

Stürmen wird es! Wind und Regen
Singen bald ihr Schauerlied,
Und auf stillen Silberwegen
Lausch ich traumhaft, was geschieht.

O, es drängt mich lautes Grausen
Schauerreich zum Dünenmeer:
Wellen, die die Winde krausen,
Reitet jetzt ein Hexenheer.

Ein Stier mit seinem Silberhorn
Trägt die Nacht aus Nebelfugen:
Durch Wolkenritzen wildverworrn
Siehst du kaum die Sterne lugen.

In schwüle Dünste eingehüllt,
Schwärmen düstre Mondlichtseelen,
Der Wölfe Troß, der oben brüllt,
Kläfft den Wind aus Silberkehlen.

Die Tiere, blind und ungezähmt,
Bleiben rudelweise stocken,
Die Hexen humpeln halbgelähmt,
Viele wollen plötzlich bocken.

Am Hexenbuckel huckepack,
Mit weitausgespreizten Beinen,
Hockt oft ein Zwerg als plumper Sack,
Gnomen reiten her auf Schweinen.

Was hackt sich dort die Flügel aus?
Ach, da sausen Mondlichteulen!
Sie wirbeln wild im blauen Braus,
Oben muß die Bora heulen.

Der Wind verrammelt rasch die Tür
Großer, voller Wolkenberge,
Im Innern aber wühlt dafür
Eine Schar geringer Zwerge.

Ein Schneegebirg, ein Slawenschloß
Scheint der wilde Sturm zu tragen;
Den Ritt auf tollem Nebelroß
Will ein dünner Lichtprinz wagen.

Schon sprengt er vor, er wagt den Sprung!
Hin zur Burg der Silbersäle:
Es wohnt da drin, in großem Prunk,
Eine bleiche Fabelseele.

Wie traumversponnen sitzt sie dort,
Spinnt an ihrem Silberrocken,
Die Spindel webt in einem fort
Und verstreut die Mondlichtflocken.

Ich bange lange dort hinein.
Schön sind diese Wolkenhallen,
Bis Nebel um den Sonnenschrein
Stummer Mondnachtmärchen wallen!

Vom Lido hörst du, Prall auf Prall,
Wogenbogen toll zersplittern,
Daß Gischt und Schaum beim Wellenfall
Silberblitze grell durchzittern.

Es scheint hier manches Marmorhaus
Blendendweiß und schroff gezimmert!
Besonders wenns der Wogenbraus
Silberblank und kalt umschimmert.

Wer hat den Bau aus Griechenland
Hergefloßt in gleichem Strome,
Was wogte ihn von Hand zu Hand
Und verklärte ihn zum Dome?

Jetzt scheint mir, daß ein Silberwurm
(Dort im Meer, ein großer Drache)
Im Mondlichtpanzer nun den Turm
Des Sankt Georg still bewache!

Auch steigt ein dichter Silberrauch
Aus dem weichen Wogenpfühle
Und schnellt sich rasch als Lebenshauch
In die nächtlichscharfe Kühle.

Einst gab so einer Schaumgestalt
(Kaum erwacht im Mondlichtfrieden)
Der Griechengeist den Formgehalt,
Denn das sind Okeaniden!

Hoch oben, von der Nacht verscheucht,
Fliehen Mondlichtsilberfalter,
Ein Hexenschwarm, der weiterkeucht,
Schleppt sich fort, trotz Sturm und Alter.

Die kühnste Wetterhexe wirft
Blicke aus der Nebelkappe,
Und sie schärft sie, da sie vorwärts schlürft,
Daß sie besser weitertappe.

Am Meeresstrande aber wohnt
Manche Nymphe schmuck und schnippe:
In Silberspiegel wirft der Mond
Frische Jugendkraft der Sippe.

Es schleppt sich nun ein Rittertroß
Schwer heran auf Zottelkleppern:
Gar müde sind schon Mann und Roß,
Wenn sie sich zusammenläppern.

Bis übers Knie sinkt jeder ein!
Schlüpfrig schimmern ihre Dünen,
Doch traben sie im Mondenschein
Als verwegne Nebelhünen.

Sie reiten mühsam bis zum Meer:
Ohne alle Sturmnachtrufe!
Und sie verlieren ringsumher
Auf den Dünen Silberhufe.

Die Lappen schlottern schon vom Leib
Dieser müden Nebelscharen:
Im Meere grinst ein Hexenweib
Mit verwirrten Mondlichthaaren.

Im Dunst erstickte fast der Wind,
Und es rieselt schon der Regen,
Durch Wolken guckt der Mond geschwind,
Da sich Schleier um ihn legen.

Doch wie der Dunst sich kaum verzieht,
So entsteht ein Mondlichtleben,
Denn wo er sich in Tümpeln sieht,
Bleiben bleiche Krabben kleben.

Sie sind des Mondes Wirbelbild!
Sinds im krausen Wellenspiegel,
Dem krumm und grad Getier entquillt:
Und am Ufer liegen Igel.

Fern im Schlamme siehst du noch
Reiter unterm Roß sich wälzen:
Die meisten stürzten in ein Loch,
Sieben schleppen sich auf Stelzen.

Ein Panzerschiff im Hafen scheint
Fast ein Walfisch aus dem Norden!
Ein Unhold, der den Tag verneint:
Stets bereit, das Volk zu morden.

Venedig, bist du endlich frei?
Eine Alpkraft will mich würgen!
Die Panzerfaust, so schwer wie Blei,
Muß den Druck auf dich verbürgen!

ROM

Ihr Wasserträgerkaryatiden,
Einst wart ihr Romas Ziegelsklaven,
Und heute seid ihr Invaliden,
Die früh, mit hohen Architraven,
Sich fort und fort in sich verschlangen,
Bis sie im fernen Apennin
Die keuschen Quellennymphen zwangen,
Vor ihrer Kaiserin zu knien.
Die klaren Bergströme ergossen,
Wie Strahlen, senkrecht sich nach Rom
Und sprangen, sprudelten und flossen
Dort munter als Brillantenstrom.
In Iriskränzen wühltet, spieltet
Ihr Tropfen und ihr frohen Lichter:
Ihr frischen Blumenschäume kühltet
Der Götter Marmorangesichter.
Dann stürzte Zeus von seinem Throne!
Die Nixen wurden bald verjagt,
Und blasser ward der Glanz der Weltenkrone,
Die siebenzackig sonnwärts ragt.
Ihr Invaliden steht ermattet
In der Campagna nun allein;
Verstümmelt, weinumrankt beschattet
Ihr Ziegen noch im toten Hain.
Voll Trauer seht ihr, wie die Reben,
Sonntrunken in verschlungnen Reihn
Und stolz auf den Albanerwein,
Rings freudig in die Weite streben.
Ihr Saft quillt goldig aus den Trauben,
Die in des Herbstes Purpurlauben,
Umrankt von grünen Efeuschlangen,
Auf tiefgebeugten Ästen prangen.
Durchglüht den Wald der Abendschein,
Beginnt das Licht sanft zu verklingen,
So ists, als ob im Pinienhain

Die schwersten Silberfrüchte hingen:
Orangen scheinen uns zu blenden,
Ein grelles, gelbes Transparent
Verhängt das ferne Firmament,
Und Riesenbäume spenden
Uns roter Äpfel große Last!
Doch geht hinter den Obstgeländen
Der fahle Tag dann bald zur Rast,
So fallen sie gereift vom Ast.

Aus einer Wolke Glastportalen
Besonnt die Glut das Herz der Welt
Und spannt mit ihren goldnen Strahlen,
Hoch über Rom, ein Riesenzelt.
Die Nebel, die sich fest verkneten,
Umzackt ein schroffer Feuerrand:
Dann werden sie zu Goldmagneten,
Denn Glut entsaugt das Gold dem Land!
Und viele scheinen selbst mit Händen
Die Farben ringsum anzuziehn,
Und wo sie Lohe wild verschwenden,
Da ists, als ob Vulkane spien!
Ist auch die Sonne schon gesunken,
Erhält sich eine Wolke lange
Die Abendglut in ihrer Wange
Und wälzt sich plötzlich farbentrunken
Ins Dämmergold, das aufwärts schwellt.
Der Himmel scheint ein Erntefeld
Mit reifen Sonnenstrahlenähren,
Die Spukgebilde nun verheeren:
Und viele Kupferkuppeln schimmern
Am Abend um das Kapitol,
Und viele tausend Fenster flimmern,
Wie überklebt mit Goldstanniol.

Der Boden ist verdorrt und braun wie Ocker.
Die Hütten und Gebüsche siehst du kaum.
Die Häuser sind aus Lehm gebaut und locker:
Das ist der nahen Großstadt gelber Saum.
Was leuchtet dort hinter den welken Bäumen?
In tausend Farben schimmert jetzt ein Feld,
Ich sollte so ein Schauspiel nicht versäumen:
Die Toten steigen aus der Unterwelt!
Ich bin zu Allerseelen angekommen!
O Rom, schon zeigst du dich in buntem Kleid!
Es brennen rings die Blutlampen der Frommen,
Dabei der gelbe Schmerz, das blaue Leid:
Das ist die Saat, die Gottes Licht verstreute
Und die sich Rom in seinem Hain gehegt!
Das da sind lauter brave Weinbergleute,
Die längst der Todesengel fortgefegt.
Feldeinwärts greifen schon die Spinnenfühler
Der Stadt, die jetzt mit einemmal beginnt.
Die Häuser steigen an. Die Luft wird schwüler.
Es zieht mich in das fremde Labyrinth.
Doch überall, hinter den Wuchtzypressen,
Entschwirrt den Friedhöfen ein Schein wie Od.
Ich werde diesen Einblick nie vergessen,
Ich lobe Rom, dem Hoffnungsrot entlohnt!

Du scheinst den Seelen, Rom, dazu erkoren,
Den Frieden immer wieder zu verleihn:
Hat sich Vertrautheit mit der Welt verloren,
So will ich Rom, dem Erdenherz, mich weihn!

O Sonnenstadt, du gießt beirrten Massen
Dein Friedensöl in ihre Seelenflut,
Und selbst den Geistern, die dein Walten hassen,
Verjüngt dein Zauber noch den Glaubensmut.

Ruht doch in deiner kerngewordnen Enge
Die Kraft, die unsern Menschengeist befreit;
Du einst in dir das schwerste Machtgepränge
Und wahrst dabei die stolze Eigenheit.

Die Herzblutwellen, die durch Völker rollen,
Entschnellst du, Rom, durch guter Pulse Schlag:
Der Welt befiehlt dein altes Herrscherwollen,
Ich bring dir dar, was ich an Sang vermag!

Wohl rannte mancher Papst mit seiner Stirne,
Toll aus Verzweiflung, an die Tempelwand:
Beschränkt erschienen ihm die Christenhirne:
Für Großes reicht kein menschlicher Verstand!

Dann ward durch Romas Wut die Welt vergiftet!
Die ganze Menschheit hat den Zorn erweckt,
Der Lateran das Böse angestiftet,
Das Fieber bald die Erde angesteckt!

So träumte mir, als ich die Urbs begrüßte,
Und die Campagna gelb in Flammen stand:
Ein Pilgerchor, der seine Schuld verbüßte,
Schlich romwärts in den grellen Feuerbrand.

Enthüllt sich mir ein Glücksempfinden,
Kann ich an deiner Herznatur
Die Seelentiefe wiederfinden,
O Rom, befreit mich dein Azur?

Ein Sonnentag ist eine Freude
Und hoch und anders hier in Rom:
Kristallhaft glimmen die Gebäude,
Mir ist die Luft ein Lichtphantom!

Hier ruht des Himmels blaue Leere
Auf Säulen ganz aus Luft und Licht,
Du blickst empor: zu einem Meere?
Kein Himmelssegler ist in Sicht!

Die Sonnensäulen stehn auf Plätzen
Und tragen ihren Baldachin:
Die Stunden werden sie versetzen
Und lila Schatten weiterziehn.

Ein Lebensdom mit Sonnenpfeilern
Zieht ewig über Meer und Land,
Doch bleibt in uns, den Erdverweilern,
Sein Wesen lang noch unerkannt.

Die Sonnenpsalme, die erschallen,
Singt sich die Seele, lichtverwandt,
Und Geister träumen Tempelhallen,
Gedanken baun genau die Wand!

Oft werden Götter überwunden:
Gar bald verraucht ihr roter Ruhm!
Doch neuer Götzen rasch entbunden,
Verbleibt der Mensch im Heidentum!

Zur Pauluskirche geh ich täglich,
Es war zuerst bloß Zeitvertreib,
Doch liebe ich sie jetzt unsäglich
Und suche dort nach meinem Weib.

Zur Kirche müßt es wiederkehren,
Beglückt wie ich durch ihre Pracht,
Es sollte stets den Rausch begehren,
Der hier so hold um uns erwacht!

Der Frau gefallen Kolonnaden,
Die um den Marmorspiegel stehn,
Die Üppigkeit im Knauf entladen
Und sich im Boden wiedersehn!

Dort schweift ihr Sinn an Säulengängen
Hinab, hinan und weit zurück:
Sie liebt so still gereihte Längen,
Die Räume, klar beherrscht vom Blick!

Der Petrustempel bleibt hienieden
Zum Einbruch ferner Geister frei!
Uns birgt den zweckefremden Frieden
Des Domes aufgerecktes Ei.

In Völkern, die im Kampf gewonnen,
Wird aus dem menschlichen Gehirn,
Dem Weltgesetze eingesponnen,
Sich neue Lebenskraft entwirrn.

Einst wird der Mensch hier, ohne Sorgen,
Zum Geist, der gegen Schein sich bäumt
Und unbekümmert um ein Morgen
Die Phantasien kühn entzäumt.

Die Tat sei eingeprägt in Rassen,
Die ihren Staub sich umgeschafft,
Denn sonst verliert sich in den Massen
Der Auserlesnen Sonderkraft!

Dann soll der Mensch in diesen Räumen,
Wo sich ein Höhesein erfaßt,
Der Kindheit Gaukelspiel verträumen:
Bei Göttern ist er hier zu Gast!

Unheimlich sind die Dimensionen,
Wo Perspektive fast verschwand,
Den ptolemäischen Legionen,
Die Eigenmaße nur gekannt.

Den Raum, die Zeit zu überwinden,
Versucht der Mensch im Petersdom:
Einst werden sie von selbst verschwinden!
Schon bannt uns Ewiges an Rom!

Ein großer Meister, der uns mahnte:
Kopernikanisch sollt ihr sein!
Und freiere Geschlechter ahnte,
Erbaute seinen Traum in Stein.

Wie bei dem Hirn die Schädeldecke
Sich an die innre Fülle paßt,
So wälzte er die Marmorblöcke
Um die Idee, die er erfaßt.

Er türmte auf und wölbte mächtig,
Was seiner Ahnung klar entsprang:
Verjüngungskühn, gedankenträchtig
Gebar er seinen Marmorsang.

Der Geistesblitz, der den Planeten
Ins Sternenall hinaufgeschnellt,
Begeisterte den Steinpoeten
Zum größten Tempel dieser Welt!

Er ahnte mehr, als er vernommen,
Und setzte schon das Monument
Gedanken, die noch kaum erglommen,
Wo die Idee schon hell entbrennt!

Ihr Lebensfeinde, schwere Steine,
Wenn euch ein Sonnensohn bezwang,
Seid ihr im rhythmischen Vereine
Ein felsgewordner Sonnensang!

Bei allen heißen Meißelschlägen,
Wenn blitzend das Gestein zerspringt,
Wenn Riesentrümmer sich bewegen,
Und kühn dem Hirn ein Werk gelingt,

Wenn wir die Säulen sonnwärts stellen,
Was nur Titanenkraft vollbringt,
Wenn die Gebirge selbst zerschellen,
Hast du, o Sonne, uns gedingt!

Drum Marmorstein, du mußt erbleichen:
Du dienst dem Himmelstürmer Geist,
Den keine Fallsterne erreichen!
Der Meteor erlischt, vereist,

Zu seiner Sehnsucht Starre friert er.
Bringt Kandelaber, reich geschmückt!
Stellt sie um Marmorbilder reichgezierter
Bezeuger, daß euch viel geglückt!

Die Leuchter schmücken goldne Spangen,
Die Blutrubine starr umglühn:
Smaragde seh ich ringsum prangen,
Brillanten in den Tempel sprühn.

Nun spricht ein sanftes Gold zum Herzen.
Es rauscht mich an wie Feuerklang.
Gar lieblich flimmern stille Kerzen,
Und aus dem Herzen strahlt der Dank.

Ich höre Engel jubelnd singen!
Die Tränen werden sanft ihr Kleid,
Musik erbraust auf Unschuldsschwingen:
Mein Glück, nun gleichst du meinem Leid!

Die Wuchtkuppel durchbraust ein Psalter:
Hoch oben schwebt ein Cherubim
Als hehrer Hierarchieerhalter,
Denn Art und Adel tagt in ihm!

Hinan zu meinem Götterhimmel!
Hier werde ich zum Kind und schwach,
Mein Traum entrausche dem Gewimmel,
Du Meteor in mir, erwach!

Dir, Artemis, der Erstgebornen
Von Letos hohem Zwillingspaar,
Dem reinsten Weib, dem zuchterfrornen,
Bringt mein Gemüt den Nachtsang dar.

Dein Speer, der Silberpanzer blinken.
Auf wildem Schimmel, ohne Zaum,
Die Halbmondfackel in der Linken,
Durchschweifst du hell den Sternenraum.

Du reitest sicher, ohne Zügel.
Gar stürmisch wiehert nun dein Roß:
Und überrascht ihr Nachtgeflügel,
So schleuderst du dein Wurfgeschoß!

Nun sprengt dein nacktes Magdgeleite,
Auf Windfliehern, um dich herum,
Wohl keine sinkt von deiner Seite:
Zur Jagdzeit sind sie meistens stumm!

Sie haschen Vögel, die ermüden,
Doch bloß die Göttin wirft den Speer:
Nun kommt der Jungfrau aus dem Süden
Ein Vogelsaus jäh in die Quer.

Um Störche, weiße Tauben, Reiher,
Ein reiches, frühes Lenzgeschenk,
Wirft flugs der Jagdtroß grelle Schleier:
Er fängt sie hurtig und gelenk.

Doch vorwärtswirbelnd, wiederkehrend,
Setzt sich der Vogelschwarm zur Wehr:
Sich weiterwindend, rasch sich mehrend,
Vertollt sich steil ein Wolkenheer.

Dianas Fackel zu verdüstern,
Scheint Wolken Wendung in der Not!
Doch bleiben sie von Windverwüstern,
Trotz Mut und Hurtigkeit, bedroht.

Ein Zug von Turteln gurrt, und lüstern
Wirft sich der Jungfrau muntres Pferd,
Jetzt geifernd aus den Silbernüstern,
In den Tumult, den es begehrt.

Ganz wild, verworren sind die Mähnen
Der Gäule bei der grellen Jagd:
Steil jagen tausend Luftsirenen,
Von Artemis weiß überragt!

Sie sprengt den Troß, der sie begleitet,
Erzürnend ins Getümmel ein:
Soweit das Mondgewölk sich breitet,
Ergrellt der Kampf im Fackelschein.

So wie die Herrin Beute wittert,
Beglimmt Begierde ihr Gesicht:
Hier blendet, bricht, hier ritzt und splittert
Rings Britemertis Silberlicht.

Sie will das Wild zu Tod verletzen:
Was drohend wolkt, wird aufgeschlitzt!
Selene liebt das tolle Hetzen:
Ihr Zitterschein wird spitz verblitzt.

Kann bald das Nachtgezücht zerstieben?
Der Himmel graut, mit Flaum bedeckt.
Der schwarze Schwarm ist aufgerieben
Und im Gemetzel lahmgestreckt.

Den Göttern wird als helle Kunde
Verkündet, daß die Schlacht vollstreckt!
Noch heulen wüst die Sturmwuthunde,
Sie haben grelles Blut geleckt.

Der Himmel muß als Mond erscheinen:
Er hat das Sternenall erstreckt,
Denn hinter Federn und Gebeinen
Liegt nun der Kampfplatz weiß versteckt.

Hoch oben jagen Kraterschlacken,
Von Silbersäumen sacht umhellt,
Und kahl bestarrt von Mondlichtzacken,
Vergraut ein fahles Totenfeld.

Ereist, zergrellt besteht der Himmel:
Ein Mond eroberte ihn ganz,
Und siegreich flicht das Jagdgewimmel
Sich seinen Rieseniriskranz.

Nur langsam löst sich das Gefieder:
Der Jungfrau-Göttin Jagdtrophäe!
Als Flocken schwirrt der Flaum hernieder.
Die Höhen wirbeln sich im Schnee.

Als strebten Segler nach dem Orte
Der schwarzen Rast, mit scharfem Kiel,
Drängt durch das Wogen unsrer Worte,
Durch frischer Rhythmen Wechselspiel,

Gleich Pfeilen von entspannter Sehne,
Als Lichtbild, herrlich die Idee:
So tritt aus Nebel jetzt Selene,
Ganz Hellas glänzt in Silberschnee!

Das Mondlichtnetz umschlingt uns wieder!
Der Himmel träumt sich wolkenfrei,
Und Leleithia steigt hernieder:
Sie hilft des Nachts von eins bis drei!

Stets westwärts wehn die Jägerscharen,
Im Mond Muchion übers Meer:
Wie sie Italiens Strand bewahren,
Fliegt flinker noch das freie Heer.

Durch Wälder schweifts im Schwebeschritte
Als blasser, weißer Nebelstreif,
Um Wiesen schweifts, mit leichtem Tritte,
Und gleitet schon und schleift auf Reif.

Die Göttin sieht auf fernen Zinken
Des Bruders Troß im Purpurlicht
Und horcht; sie muß zum Aufbruch winken,
Da eine Jungfrau leise spricht:

Zu Wüstensand verbrannte
Der Erde gelber Teil,
Und in die Wildnis sandte
Apoll den ersten Pfeil!

Der Wüstenatem brachte
Ihm Blust und heißen Sand,
Er schmachtete und dachte
Verträumt an Phöbos' Hand.

Die Glutenstrahlen klangen
Hinab zum klaren Meer
Und schwellten das Verlangen
Nach Wolkenschutz und Wehr.

Behutsame Gestalten,
Vom Wellengang geschnellt,
In Nebelmänteln, wallten
In unsre blaue Welt.

Sie kamen unvermutet
Zum ausgedorrten Pfeil;
Er war beinah verblutet,
Sie brachten ihm das Heil.

Er wäre bald verkommen!
Er schmachtete im Sand:
Die Hoffnung schien verglommen,
Sein kleiner Atem schwand.

Die Nebel kosten, küßten
Den dürren Zukunftsbaum,
Sie labten ihn mit Brüsten,
Erfüllt von Lebensschaum,

Und sagten: Nicht verzagen,
Es wird die Sehnsucht bald
Im Boden Wurzel schlagen,
Sie sei dir tief ein Halt!

Das rauschten sie mit Wärme.
Erst hörte er sie kaum,
Dann sah er Nebelschwärme
Im ersten, nahen Traum.

Bald drangen wahr ihm Kräfte
Zum letzten Federnsaum,
Und grüne Frühlingssäfte
Durchfieberten den Baum.

Oft hat die Langeweile
Die Palme dann gequält,
Von einem andern Pfeile
Ward ihr darauf erzählt.

Zu unverheilten Wunden
Rang sich ihr Sehnsuchtsdrang:
Da ward die Brunst entbunden
Und blühte liebesbang.

Die Hoffnung wollte lieber
In keiner Blume ruhn!
Sie schwang sich noch hinüber,
Als Duft sich zu vertun.

Den andern Baum betörte
Der Düfte Überschwang:
Sein Blütenohr erhörte,
Was ihm zum Kerne klang.

Doch hat der Blütenzungen
Geflüster nicht die Scham
Der Blume sacht bezwungen,
Als sie von Lust vernahm.

Errötend nur erhörte
Ein Kelch den Duft sogleich,
Die schönsten Blüten störte
Sein Rausch: sie welkten bleich.

Verdurstend, elend standen
Die Palmen oft allein,
Denn Nebelkinder fanden
Sich lange, — lang nicht ein!

Vom alten Baume blieben
Sie viele Monde fern:
Er hoffte noch zu lieben!
Da brach sein Lebensstern.

Des Wesens letzte Strahlen
Ersprühten noch zu Pracht,
So sind ihm Purpurqualen,
Als Abschiedskranz, erwacht!

O Göttin, welches Weh durchzittert
Dich sanft, da du das Lied erlauscht:
Hat Sang die Keuschheit dir verbittert,
Hat dich der Traum vom Baum berauscht?

Von Ästen seh ich Nebel baumeln.
Der Jungfrau Traumweh scheint erwacht.
Sie zagt, ihr bangt — sie könnte taumeln,
Nun blendet sie die eigne Pracht!

Die Stute wiehert, denn es striegelt
Sie schon der erste Sonnenschein,
Ihr Waidweibantlitz aber spiegelt
Der Nemisee entzückend rein.

Die Schönheit, die sie zart umzittert,
Ward bloß mit Keuschheit ihr bestimmt.
Drum ist ihr Blick in Furcht zerknittert:
Sie flieht, da schon der Tag erglimmt.

Stolz steigt mit der goldenen Leier
Apollo empor in die Welt:
Das Licht ist an sich eine Feier,
Und wer sie empfindet, ein Held.

Schon lüften sich duftige Schleier,
Nun trennt sich der strahlende Schwall,
Und Erdstimmen freuen sich freier
Im sonnendurchglühten Kristall.

Das Gold, das wir alle begehren,
Das ewig der Sonne entrollt,
Erklingt in den lauschenden Sphären,
Denn alles ergötzt sich am Gold!

Wo Wölkchen am Himmel erglimmen,
Da schweben auch Englein hervor
Und singen mit kindlichen Stimmen
Des Morgens unendlichen Chor.

Kaum hört man die Stimmlein noch säuseln!
Die Äuglein sind strahlend und klar,
Und Lüfte des Frühlings verkräuseln
Die Flügel, das goldene Haar.

Die Elfen beginnen den Reigen,
Sobald nur ihr Weckruf erschallt:
Sie wünschen aus Blüten zu steigen:
Ihr Lichtschritt durchzittert den Wald.

Sie wirbeln in flimmernden Schäumen,
Sie tragen sich zierlich zur Schau,
Beim Tanzen entfällt ihren Säumen
Erfrischender, zitternder Tau.

Sie folgen geschwind Terpsichoren
Und suchen beim Tanze Genuß,
Erhascht von dem Hauche der Horen
Verwehn sie beim brünstigen Kuß.

Jetzt klingen die Lebensgelüste
Zum sonnenden Gott aus dem Tal,
Bald sieht er vom Strahlengerüste
Geschlünde, verwüstet und kahl.

Da brennt er, mit flammendem Stifte,
Der Starre vernichtet, verzehrt,
Lebendige Worte in Trifte
Der Wüste, die Wollust begehrt.

Der Morgenrotstrauß hat sich traumhaft erhoben.
Wie Bluttropfenrosen, in samtigem Moose
Ihr Knospen verbergen, verglüht nun zart, oben
Im Düster der Dünste, die letzte Frührose.

Den Himmel umflimmern die lieblichsten Farben!
Im Nebel erscheinen Hortensien und Lilien:
Im Blütenkranz glühen zerzüngelnde Garben,
Und Tulpen erspiegelt die See von Sizilien.

Jetzt will sich die Anmut vollendet genießen,
Dazu ihre Ruhe im Meere vertiefen:
Ein Spiegel erscheint! Alle Brisen zerfließen,
Als ob nun die wogenden Seewünsche schliefen.

So gleicht nun der Tag einem ruhenden Löwen,
Mit goldig zerstrahlender, sonniger Mähne.
Ganz still ist das Meer. Und fast suchen es Möwen.
Es ist, als ob jede im Äther sich wähne.

Erschreckt durch ihr Eigenbild flattern sie weiter,
Um irgendwo Winde und Wogen zu finden.
Es reckt nun Poseidon, gewaltig und heiter,
Sein Haupt aus der See: — alle Zweifel verschwinden.

Die Stirne des Gottes ist gar nicht umzogen.
Im Bann seiner Blicke bestätigt sich alles!
Bedächtig und ernst wird die Schöpfung erwogen:
Er denkt an die Kinder des klaren Kristalles.

Da leuchten die Algen und Aderkorallen,
Die leiblos, fast todesverschont, sich vermehren:
Dort wandeln sich Schwämme und farbige Quallen,
Die hinschwimmend Leiden und Jubel entbehren.

Es ist das kein Leben, voll Trauer und Schauer,
Wo Leibes- und Todesorkane sich hetzen!
Das Wasser ist schwanger an Schwere und Dauer
Und mag sich in klare Betrachtung versetzen.

So horchen Tritone dem Chore der Horen:
Sie spielen den Sonntag auf goldnen Trompeten.
Hier gehn keine himmlischen Hymnen verloren,
Die herrlich der Leier Apollos entwehten.

Jetzt dringt aus den Liedern ein lustiges Trillern,
Ein schalkhaftes Trällern zufriedener Kinder:

So hofft sichs zur Sonne! Tritonflossen schillern.
Was lacht da: ein Knabe? Das schwimmt viel geschwinder!

Erfaßt von der Freude am Flimmern und Glänzen,
Versprüht auch der Tag seine scherzhaften Brisen,
Delphine umspringen mit schimmernden Schwänzen
Poseidon, den einfältig lächelnden Riesen.

Die schaumgeborenen Nixen sind übersprudelnd heiter!
Sie schnellen sich im Meere, in wilder Lust, empor:
Delphine und Tritone sind oft ihre Begleiter,
Gesellig ist ihr Wesen, voll Leichtsinn und Humor.

Du hörst sie unterm Wasser von Lust und Liebe tuscheln,
Sie plätschern und sie schäkern nach lauter Kinderart,
Sie schauen auf zum Strande, bewerfen ihn mit Muscheln,
Und nun erhebt ein Nix sich mit nassem, langem Bart.

Er möchte gerne Fischern verständlich sein und prahlen:
Er taucht nach Jakobsschalen und schlürft daraus das Salz,
Den Bart auswindend, spritzt er jetzt plötzlich Wasserstrahlen,
Und Austern, Tang entzaust er dem Haar auf Wams und Hals.

Die raschen Brandungswogen begehren schon das Leben,
Sie rollen voller Lustsucht herüber übers Meer,
Sie schwellen starke Lüfte, die über Land entschweben,
Und sie gebären Lieder im blinden Greis Homer.

Sie überfluten Länder und branden erst in Wäldern,
Entzünden bunte Blumen, verkuppeln sie sogar,
Entschäumen dann als Blüten den winddurchwogten Feldern,
Sie sind die Macht des Wassers, das alle Kraft gebar.

Du dunkle See, vertraue nachts der Sonnenwärme!
Nur was der klare Tag erschafft, ist stark und wahr:
O Muttermeer, dem Licht gebierst du Wolkenschwärme,
Denn Licht befruchtet und begehrt dich immerdar.

Ihr falschen Silberblicke doch, im Dunstgespinste,
Was flackert ihr so frech, voll geiler Mondesbrunst?
Uns wird, als ob ein Geisterbund am Seegrund grinste:
Ihr sucht umsonst nach Lebenslust und Liebesgunst!

Die Liebe seid ihr nicht, ihr kalten Augenblicke!
Wo kennt Vergnügung, was sich geilen Süchten weiht?
Ihr bringt kein Samenlicht für Glück und Wuchsgeschicke:
Gefunkler, die ihr scheel und irr, aus Neidlust, seid!

Du siehst die Eos kaum im Traum erzittern,
Bevor sie plötzlich schön und rasch erwacht:
Von Helden träumte ihr und Lichtgewittern,
Vom Sonnengott, der sie zum Weib gemacht.

Sanft ließ der Traum das Frühgesicht erröten!
O nun geschah, was Eos kaum gedacht:
Apollo ists! Er kommt, den Wurm zu töten.
Und erste Liebe überglüht in Pracht.

O Sonne, unsre holde Lebensmutter,
Von Wolkenschwärmen bist du eng umdrängt!
So gleicht ein Mädchen dir, das Taubenfutter
Und volles Wohlwollen von Herzen schenkt.

Die weißen Flaume wehen, leicht belichtet,
Im Tag empor! Aus sich erschwellt,
Ist froh ihr Wesen hoch hinangerichtet:
Ja, sie entwanden sich der Tat zur Welt!

Wie klar das Meer: ein Nix in Taugirlanden!
Opalhaft glimmt die frische Seeglasur.
Im Morgenflor wird Aphrodite landen:
Sie bringt die Lebensmilch in die Natur.

Frei grüßt sie Athene mit blitzender Lanze!
In himmlischen Augen erblaut ihre Seele:
Sie schaut auf ihr Hellas im traumgrauen Glanze,
Auf Elfenbeinburgen und Lichtseejuwele.

Gar fröhlich bringt Hermes den Göttern die Kunde
Der plötzlichen Schönheit erblühender Wiesen:
Sein Flug übersilbert um Juno die Runde:
Ermunternd erscheint er auf duftenden Brisen.

Nun hören die Götter die Lenzlerchen schmettern.
Nun jubeln die Schwalben. Nun gurren die Tauben.
Und Horen beginnen auf Bäume zu klettern,
Um hurtig den Wald und die Flur zu belauben.

Sanft wecken der Venus leichtschwebende Schritte
Verschlafene Schlangen, die Spinnen und Schnecken.
Befreit sind auch Muscheln vom schleimigen Kitte:
Schon können sich Nattern nun wiederum strecken.

Die Sturmflut des Lenzes, der Lichter und Gluten,
Umbrandet die Hügel, als reifendes Korn.
Noch steigen die Blutzungen fordernden Fluten:
Die Schöpfung durchadert ein Ewigkeitsborn.

Im Herbst aber müssen die Reben verbluten,
Bald leert sich der Flora frei spendendes Horn.
Dann werden die Faune in Felsspalten tuten:
Im Blättersturm regt sich die Dürre, der Dorn.

Kein Laub hemmt den Schall mehr; ein Jubel der Klänge,
Die Jäger, das Echo erscheinen im Tal:
Wild wirbelnde Rhythmen verdrängen Gesänge,
Das klatscht und das macht den Bacchantenskandal.

Jetzt fangen die Faune an laut zu erwachen!
Lang staken die Schalke in fremdem Revier:
Du hörst sie und gleich darauf Bergschelme lachen,
Und was du auch sagst, spricht ein Sprachenspalier.

Nun rufen des Herbstes glücksuchende Stimmen.
Nun blutet die Rebe, die Gluten ersehnt:
Sie liebt den Vesuv, und sie will ihn erklimmen,
So sonnt sich Ariadne an den Panther gelehnt.

Jetzt wirbelt des Herbstes bacchantischer Reigen!
Jetzt tanzt ihn im Walde ein weiblicher Chor:
Wie Kupfer entflimmern die Blätter den Zweigen,
Rasch rascheln dabei Tamburellen hervor.

Wie taumelnd erstarrte Titanen verschlingen
Sich Felsen, von Wäldern und Bächen umrauscht,
In Schluchten, wo lustige Sprudel entspringen,
Hat einst die lernäische Schlange gehaust.

Gigantenkakteen erfächern auf Wänden:
Um Felshermen züngelt wildwuchernder Wein,
Die Rillen durchglimmt er mit blutigen Händen,
Und Moose umflechten wie Bärte den Stein.

Du spürst sich den Efeu zu Schaukeln verknüpfen,
Und drauf hocken Olme und krötig Getier.
Vor Grotten beginnen Giftvipern zu hüpfen,
Und drinnen pfeift pfiffig der kleinste Satyr.

Auf Pinien und kühnen Zypressen verspinnen
Die Lichter sich langsam zu loderndem Flor.
Da zucken umgoldet die purpurnen Zinnen
Der Burgen des Tages zum Abend empor.

Jetzt schreitet uns Bacchus im Walde entgegen,
Das Wetter bedingt seinen launigen Sinn.
Was wär ihm an anderer Unbill gelegen?
Mit grünendem Thyrsusstab zieht er dahin!

Am Wagen verschlingt sich das Laub um die Speichen:
Leicht schleppen ihn Panther durch fruchtbare Flur.
Doch scheinen die scheckigen Tiere zu schleichen,
Und Efeu entwuchert als Wagenradspur.

Jetzt reicht eine Nymphe dem Weingotte Wasser:
Er sieht nur mit funkelndem Blicke hinein,
Und rasch wirkt der Zauber! Der Trank edler Prasser
Entschäumt nun der Schale. Schon blutet der Wein.

Von Eris, der streitbaren Schwester, geleitet,
Von Hermes, dem Gotte der Stürme, befreit,
Erscheint uns jetzt Ares, der aufbrüllend reitet:
Er hat dieses Tal seinen Fackeln geweiht.

Er hetzt auf dem Sturme, der Eichen entwurzelt,
Und Wirbelwind kugelt sich hinter ihm her.
Schon sind manche Racker in Schluchten gepurzelt,
Die Klüfte durchrast bald das schnaufende Heer.

Die Stimmen im Sturme versammeln sich Mannen!
Trompeten umdröhnen Gestalten der Wut,
Der Marsgesang rafft, Troß auf Troß, rasch von dannen:
Gebirge sind Brücken für Menschen mit Mut.

Das Land übertummeln blutsuchende Stämme,
Schon stürzen sich Horden auf strotzende Flur.
Die Anhöhen krönen lebendige Kämme,
Schnell wechselt der Spitzberge reger Kontur.

Ein Stamm schleudert Steine auf steiles Gemäuer,
Sein Held dringt mit Fackeln zum Haupttor hinan.
Jetzt helfen die Winde: sie fordern das Feuer
Und stecken sich Brandhorste spielfingrig an.

Nun brennen auch Menschen! Noch streiten Gebeine
Verstümmelter Krieger: jetzt röchelt das Feld.
Der purpurnen Städte zerflatternde Scheine
Durchgrellen die Schlachtnacht, die Ares durchgellt.

Den Stadtwall verkleiden gesteigerte Leitern:
Auch schrauben sich Lanzenquadrate steil auf.
Die Angreifertaktik versagt: Türme scheitern!
Verreckende decken die Erde zuhauf.

Der Kriegsgott zieht lachend durchs Leichengedränge:
Wie freut ihn das Blitzen von Lanze und Speer!
Entstöhnende hören noch Schlachtengesänge:
Im Traumtaumel tummelt sich klappernd das Heer.

So wird noch der Grause, ein Schimmer, von Kriegern,
Im Nu des Verscheidens, befackelt, gesehn.
»O gebt unsern Kindern die Schreckkraft zu Siegern!«
Vollenden, die sterben, im Fieber zu flehn.

Ein Fürst, der verreckt, sieht sein Volk nun in Ketten:
Entschattend und stumm! Keine Rache im Sinn?
Wer kennt ihn noch: niemand mehr? »Hastet, ans Retten!«
Wie herzlos macht Menschen das eigne Dahin.

Der Rotschein von Fackeln um Eris beleuchtet
Verknäulte beim Draufgehn: ein Krieger erschlägt,
Von Blut und von Angstschweiß beschmutzt und befeuchtet,
Den eignen Genossen, der Wertwaffen trägt.

Die Toten ziehn fort, ohne Abschied zu nehmen!
Dem Zug wird, wer einstirbt, verdutzt zugepreßt!
Verkrüppelte können den Rundsturm nicht lähmen:
Beblutet entsteigt gelben Freveln die Pest.

Doch dunkelt sie mit, bei verfinsternden Farben:
In schwarzen Gewändern durchstreift sie die Nacht!
Harpyien, die Gift aus der Pestbrust erwarben,
Verschleppen, was heimlich die Greisin entfacht.

Sie fliegen von dannen: das Nahen der Scharen
Gibt niemals ein Krächzen und Auflodern kund!
Wir müssen beim Sterben ihr Brüten gewahren:
Sie nisten am liebsten im röchelnden Mund.

Sie fliegen stets vorsichtig, durchsichtig, leise
Durch Strecken, die eben der Kriegsgott verheert,
Dann ziehen sie immer noch fremdere Kreise,
Und wo sie erscheinen, wird eifrig bekehrt.

Schon lassen Propheten oft Jünglinge schlachten:
Sie seien den Numen zum Opfer gebracht!
Das Volk sucht ein Sühnungsgebot zu beachten,
Und denkt so, daß Zeus' holde Milde erwacht.

Von Betenden, die krumm Altäre umhocken,
Wird seufzend Erlösung vom Unheil erfleht!
Gelispel will Göttern ihr Mitleid entlocken:
Die Nasen sind plötzlich vom Pesthauch umweht.

Ein Jüngling bleibt starr, durch die frostende Seuche!
Sein Grab hat ein Mädchen für sich mitbegehrt,
Doch kennt nicht der Stamm solche Opfergebräuche:
Der Tod bleibt den Witwen und Bräuten verwehrt.

»Verweigert mir jemand mit dir fortzuschlafen,
So schwöre ich Rache zu nehmen!« Beschließt
Das Mädchen im Wahne: »Auch mich will ich strafen
Wie euch, wie ihr stumpf meinen Buhlen verließt!«

Die Rasende seh ich mit Brandfackeln rennen!
Sie wirft sie in Scheunen. Die Flamme erloht.
Das Dorf der Verseuchten fängt an abzubrennen:
Ihr Nachbarn, frohlockt! Jetzt verläßt euch der Tod!

Doch früher schon fühlte ein Mann sich erkoren
Und plötzlich von Göttern zu Taten gedrängt!
Der Angstschweiß beperlte des Aufstachlers Poren:
Sein Sprechen war merkbar von Geistern gelenkt.

Er wußte sich oft durch die Toten beklommen:
Er wünschte, ihm würden die Worte entwürgt!
Und da er auf richtige Silben gekommen,
So blieb seiner Seele die Sendung verbürgt!

Er hielt alle Menschen um sich für besessen;
Und wirklich durch Zungen sprach Fieber und Brunst!
Sie schienen im Angstwahn die Pest zu vergessen:
Er dünkte sich, schreiend, von Schweinen umgrunzt.

Er sah, wie sich Leiber ihr Leben erhalten:
Bewußtlose Körper, von Fäulnis zernagt,
Zerstäubten! Sie wollten nicht krampflos erkalten;
Da hat er die Worte der Rettung gesagt.

Ein Frösteln erhaschte ihm Nase und Ohren:
Er glaubte sich selber vom Übel erfaßt,
Beim Stottern erkannte er schon sein »Verloren!«
Und was er noch sagte, verhaspelte Hast!

Er sprach rasch von Flucht! Doch er ward kaum verstanden.
Noch schwoll seine Inbrunst. Sie kam ungehemmt.
Ein Schwindel war nahe: die Griffe entschwanden,
Durch die er sich lang gegen Ohnmacht gestemmt.

Nun schienen ihn Tote und Träume zu plagen,
Sein Dunkel im Wesen ist haschhaft entbrannt,
So konnte das Herz ohne Hindernis schlagen,
Dann preßte ihn rasch eine blutrote Hand.

Er sprach von der Sonne, von schöneren Ländern:
Ihm kletterten Worte vom Auszug hervor:
Er sah viele Menschen in Flammengewändern,
Sie kamen ihm größer, erlichteter vor.

»Ihr seid alle Kinder des himmlischen Glanzes!«
Begann er, von Fiebern gezwackt und gejagt:
»Ihr leuchtenden Träger des Urflammenkranzes,
O sagt, habt ihr nie euern Ausfall gewagt?«

Doch wiederum fühlt er die Nachtflügel schlagen!
Er wehrt sich und bäumt sich, spricht doppelt vom Licht,
Erzählt von dem Gotte im fliegenden Wagen,
Und stürzt dann zu Boden! Sein Augenlicht bricht.

Da schreien und laufen bereits ganze Scharen,
Die Sonne hochpreisend, zum westlichen Meer.
Solang sie die Krone des Lebens gewahren,
Befiehlt noch ein Herzog dem rasenden Heer.

Am Strande besteigen sie alle Triremen.
Der Zank in der Brandung, ein Aufruhr durch Nacht
Vermögen nicht Fahrlustorkane zu lähmen:
Das liefert sich oft um ein Boot eine Schlacht.

So zimmert euch Flöße, trotzt Stürmen und Tosen
Und fliegt auf die Fluten mit Weib und mit Kind!
Schon stürzen, auf Trubelsee, turmhohe Hosen
Hernieder, und Segel sind Fetzen im Wind.

So retten sich wenige nur in den Booten,
Denn manches, das steuerlos, dicht gefüllt treibt,
Vermißt auf dem Meere den sichern Piloten:
O hört, wie die Flut sich an Bauchplanken reibt!

Wer glaubt nicht, das Ende des Sturmes zu spüren,
Und fühlt sich doch hilflos: allein auf dem Meer?
Wo dämmert das Wissen, ein Schiffchen zu führen?
Die Hirne sind dunkel — die Seele bleibt leer.

Und mag auch das Meer sich im Windschlummer wiegen,
So wacht es doch weiter, und nie wird es ruhn,
Wie könnte dem Leben sein Lieben versiegen?
Am Ozean nachtet ein seliges Tun.

Das Meer mag sich oft ins Unendliche glätten,
Doch senkt sich dabei kaum sein schöpfender Arm;
Es schlingt mit den Lüften die ewigen Ketten
Des Lebens und schwellt seinen Nachtwanderschwarm.

Ein Boot sah von ferne ein plötzliches Glimmen.
Von wenigen Augen nur ward es gewahrt,
Doch bald gings dem Lichte wie freundlichen Stimmen:
Durch Menschen kam Freude auf haltloser Fahrt.

Bald war es verschwunden und nimmer zu finden!
Die Schiffer zerspähten das Dauern der Nacht:
Sie trachteten Fackeln am Bug anzubinden.
Die Masten sind längst schon zusammengekracht!

Bald huschte ein Schein, wie ein Irrlicht, im Meere:
Die Flut schlug darüber und löschte ihn aus!
Dann fuhren die Armen der Kreuz und der Quere
Und hörten im Meeressaus wieder nur — Braus!

Oft zeigten sich Sterne, als Wolken zerrissen:
Schon blinkten sie splittrig auf blaugrauem Stahl.
Der Taggigant hob dann auf wolkigem Kissen
Den Morgen empor in den Sternbildersaal.

Nun schienen Gebirge die See zu begrenzen:
Schon schliefen die Wellen. Der Morgen war lau,
Dann fingen oft Sprungbrisen an aufzuglänzen:
Dort vorn aber wuchtete wolkendes Grau.

Wie? Springt jetzt ein Windwicht im Lichthemd zum Meere?
Schon lächelt das Wasser. Nun himmelt ein Blau.
Delphine sind da! Doch wo sank die Galeere?
Ein Halbwrack erglüht wie ein flammender Bau.

Der Tag steht nun oben: voll goldiger Dauer.
So hold wie ein Jüngling; leichtlockig und blond.
Mein Himmel, du dunkelst: viel höher — noch blauer!
Wie wogenlos bleibt, wer sich wonniglich sonnt.

Die Verschwenderin der Liebe, unsre Sonne, leuchtet wieder,
Und das Meer ist von der Wonne ihres Goldes überstrahlt,
Muntre Rudel von Delphinen tauchen auf und tauchen nieder:
Ob das Wasser, vor der Sonne, mit den Meergeschöpfen prahlt?

Alle Wellen sind Impulse, sind der Wunsch nach Windbewegung,
Winde sind die Flucht ins Leben, Sprünge aus dem Ruhezwang,
Und das Leben ist die Sehnsucht und der Flug zur Lichterregung,
Und das Meer ist eine Lunge, voll von großem Atemdrang.

Weißes Licht und weiche Lüfte, kommt, das Meer wird euch empfangen:
Schnellts die Wellen doch mit Armen ganz aus Gischt und Licht empor;
Seht! Schon schleuderts Freudenkränze, wo sich Luft und Schaum umschlangen,
Und die fliegen nun zerstrahlend wie ein Meergoldmeteor.

Freude siehst du ringsum funkeln. Sag, was rastet auf den Fluten?
Atmen will das Meer: nur atmen! Seht den Wind, der ihm entweicht!
Hört ihn kichern, hört ihn plätschern! Er, das Kind der Sonnengluten,
Wird die schwülen Lüfte kühlen, wo er nur den Strand erreicht!

Auf den Schiffen die Matrosen werden alle froh und heiter:
Wie ein Traum von Schaumbrillanten zischt der Gischt empor am Kiel,
Ringsum springen die Delphine, unsre muntern Schiffsbegleiter,
Und dann schimmern ferne Riffe: für die Schiffenden ein Ziel.

Jedes Schiff bekommt jetzt Ruder, ja womöglich Steuer, Segel:
Alles regt sich voller Hoffnung, da man fern ein Eiland sah.
Hemden nähn sich rasch zusammen; und das findet Hammer, Nägel:
Und so trägt, nach kurzen Stunden, manches Boot schon Mast und Rah!

Durch den Zitteräther blinken
Riffe traumhafter Gestalt,
Oftmals glaubst du, sie versinken,
Als ein Trugbild ohne Halt.

Silberschwingeninseln schweben
Ferner als der Himmelsrand:
Wenn die Winde sich beleben,
Treibt sichs bald zu ihrem Strand!

Endlich! Endlich sprühn sie näher:
O, die Rettung ist gewiß!
Felsen sehn die besten Späher,
Silbernd wie ein Himmelsriß.

Sind das Inseln der Sirenen,
Von Smaragden eingefaßt?
Warten auf den Sonnenlehnen
Nymphen auf den seltnen Gast?

Alle Herzen wollen lauschen,
Jeder fürchtet den Gesang,
Oder hören sie im Rauschen
Etwa schon den Brandungsdrang?

Dennoch geht es anzulegen,
Sagen sich die Schiffer kühn:
Düfte hauchen schon entgegen,
Und die See wird hell und grün.

Schwierig wird es einzufahren,
Wo das Meer, wie eingeschlitzt,
Zwischen lauter sonderbaren
Klippen, Silbergischt verspritzt.

Hohe Brandungswogen pressen
Sich voll Wucht durch eine Schlucht,
Und es wachen steil Zypressen
Um die dunkle innre Bucht.

Doch die Einfahrt zwischen Klippen
Wagt kein Boot bei Wellengang,
Denn mit lauter lauten Lippen
Warnt das Meer den Fels entlang.

An die nächste Inseldüne
Wird ein Schiff dann angeweht,
Denn es haben kühle, grüne
Ströme günstig sich gedreht.

Hin zum Strande, wo die Qualle
Nach dem kalten Salze lechzt,
Steuern jetzt die Schiffe alle,
Nah von Möwen laut umkrächzt.

Viele wollen strandwärts waten,
Und am feinen Muschelsand,
Den die Schiffer nie betraten,
Ziehn sie jetzt ihr Boot ans Land.

Viele windverstreute Schiffe
Hat ein Strom zum Strand geschwemmt,
Doch es wurde durch die Riffe
Nur ein einziges geklemmt.

Kaum ist in der Felsenenge
Dieses volle Schiff hindurch,
Tönen schon Sirenenklänge,
Und am Buchtgrund lugt ein Lurch.

Wie die Menschen näher kommen,
Sehn sie ringsum Nymphen nahn:
Weiblein plätschern angeschwommen,
Und es wippt dadurch der Kahn.

Jungchen sehn sie Kurzweil treiben,
Viele tummeln sich herum,
Menschen doch und Nymphen bleiben
Alle, voll Erstaunen, stumm!

Nixen mit den Robbenschwänzen
Sind den andern stets voran,
Und sie sehn sich beim Scharwenzen
Klug mit Seehundsaugen an.

»Will ein Fürst sich offenbaren,
Der den Namen freundlich nennt?
Will er sein Geheimnis wahren
Als ein stummer Meerregent?

Seinen Wunsch will ich beachten,
Läßt er gütig uns an Land!
Opfertiere mag ich schlachten,
Stehn wir erst auf festem Strand!«

Diese klug erwognen Worte
Sprach, vom Schiffe aus, ein Mann,
Und aus hoher Felsenpforte
Trat ein Weib, das sanft begann:

»Seid willkommen, ihr Dämonen,
Hier am stillen Nymphenstrand,
Auf der Insel dürft ihr wohnen,
Knüpft mit uns ein Freundschaftsband!

Seht in jenem Flimmerrahmen,
Wie der stille Fürst sich nennt,
Ströme winden grün den Namen
Durch die Flut, die blau entbrennt.

Mag der Wind die Wellen hetzen,
Sichtbar bleibt er immerdar!«
Das entklang in klaren Sätzen
Traut der Frau mit Wunderhaar.

Darauf stieg sie auf die Klippe,
Wo sich steil die Strömung brach,
Und dort lauschte ihre Sippe,
Wie sie freundlich weitersprach:

»Fremdlinge, ihr seid erlesen,
Hier in unsrer Hut zu sein,
Denn wir sind beherzte Wesen,
Die den Menschen Schutz verleihn!

Durch die Ströme dieser Meere
Wurdet ihr uns zugebracht,
Kundig haben euch die Heere
Der Delphine herbewacht.

Eures Volkes bester Samen
Ward durch uns in euch bewahrt:
Ja, wir kennen eure Namen,
Nun erfahrt von unsrer Art:

Wißt, es wurde jedem Fische
Eine Nymphe hold bestimmt,
Seht, wie in der Salzesfrische
Jede anders taucht und schwimmt.

Hier auf diesen niedern Kuppen,
Wo nur hold ein Nixchen liegt,
Leuchten bunt verschiedne Schuppen,
Wenn ein Weib den Schwimmrumpf biegt.

Häufig senden die Forellen
Ihre Nymphen an das Meer,
Über Felsentrümmer schnellen
Sich die Bachgevatter her.

Seht doch, mit dem Karpfenschwanze
Jenes stille Nixenpaar,
Und, im hellen Sonnenglanze,
Hier die Goldmakrelenschar.

Es sind dort die roten Barben
Stolz auf ihren Schuppenglanz;
Schaut und staunt, in tausend Farben
Flimmert unser Nymphenkranz!

Fische werden sie euch bringen:
Flink sei alles hier verschenkt!
In die Netze, in die Schlingen
Wird die Nahrung still gesenkt.

Seid nur gütige Dämonen,
Helft den Nymphen immerdar,
Denn auf fernen Muschelthronen
Herrscht ein böses Otternpaar!

Tief in Grotten soll es wohnen,
Furchtbar wird uns seine Brut,
Nimmer sollt ihr sie verschonen:
Tötet kühn mit kühlem Mut!«

Kaum war dieser Gruß entflossen,
Trat aus einem Felsentor,
Stolz dem Sonnensang erschlossen,
Die Sirenenfürstin vor:

»Höret nun vom großen Sehnen
Hier auf dieser Sonnenflur,
Was die Schar der Felssirenen
Schon an Wundern tief erfuhr!«

Diese holdgesungnen Worte
Wiederholte dann ein Chor,
Und es wuchs am schroffen Orte
Eine Harfe hoch empor.

Gleich umflatterten sie Schwingen;
Durch des Weibes Meistergriff
Ward das Spiel zu Schmetterlingen,
Rings umtanzten sie das Riff.

Stärker war die Meeresbrandung,
Wo ein Kap sich niedersenkt,
Vor der Insel Felsumrandung
Schien ein Gischtstrom hingelenkt.

»Blickt auf unsre Flattermähnen!«
Hub die Felsentochter an:
»Ungekämmt sind die Sirenen,
Doch schon wogt der Schmuck heran.

Meine vollste Augenweide
Taucht aus dem Brillantenschaum,
Rauschend reicht er das Geschmeide
Aus dem allertiefsten Raum.

Seht, es schnellt zu jeder Stunde
Andrer Schmuck vom Grund empor,
Unser Blick gibt unten Kunde,
Welche Glut ich uns erkor!«

Singend flochten die Sirenen
Glut sich um ins lockre Haar,
Bis auf ihren Flimmersträhnen
Licht bei Licht erglommen war.

Doch es floß sofort hernieder,
Sprühte zu der Flut zurück;
Auch das Gold der Wonnelieder
Troff hinab voll Liebesglück!

Horch, die Harfe tönte weiter,
O, sie wuchs bei jedem Ton,
Ihres Klingens Stimmungsleiter
Schuf sich Spielung der Vision.

Denn, statt frischer Silberklänge,
Wurde wildverrungnes Weh
Ein bewegtes Fischgedränge —
Und das fiel dann in die See.

Abend wars mit einem Male.
Langsam brach das Tagesgold,
Auch die Nachmittagsopale
Haben sich am Strand verrollt.

»Hört das Wesen unsrer Tränen,
Lauscht dem Sonnenabschiedsbrauch,
Hört die Trauer der Sirenen!«
Tönte nun ein Zephirhauch.

»Kommt, ihr leichten, holden Elfen,
Löst euch von den Zweigen los,
Kommt, ihr sollt mir spielen helfen,
Denn die Harfe ward zu groß!«

Also sang die Felsentochter,
Als das letzte Gold verglomm,
Und ihr tonweltunterjochter
Elfenchor gehorchte fromm.

Dieser Fürstin stolze Miene
Schien ergriffen, als sie sang:
»Kurz nur krönen uns Rubine,
Wenn der Tag in Blut versank!«

Dunkler Strudel Purpurgluten
Schäumten, bäumten sich zur Bö,
Lustversuchungen, die ruhten,
Sprühten plötzlich in die Höh.

In den Himmel wuchs die Harfe!
Elfen spielten überall,
Und zur stummen Daseinslarve
Ward schon oft ein Anfangshall.

In der Höhe ihres Fluges
Nahmen Vögel sanft den Sang,
Von des holden Elfenzuges
Schöpferharfe, in Empfang.

Helle Abendrosenkränze
Schlangen sich im Hain empor,
Und die wunderbarsten Tänze
Wand dabei der Elfenchor.

Rosen wuchsen um die Klippen
Auf der dunkeln Kuppenflucht,
Rosen aus der Boote Rippen,
In der stummen Inselbucht.

Und da riefen frei und brünstig
Laut die Stimmen auf der See:
»Große Göttin! sei uns günstig,
Lasse uns in deine Näh!«

»Hört noch, hört von den Sirenen!«
Sang darauf die holde Frau:
»Tiefen Nachtfluten entlehnen
Wir die reichste Krönungsschau!

Diese Ströme bergen Greise.
Blendendhell ist ihr Talar:
Und in stillem Lichtgeleise
Schreiten sie dahin im Jahr.

Nur in Silbermondlichtnächten,
Wenn die Muscheln offen sind,
Suchen sie für uns die echten
Perlen aus dem Kalkgewind.

Seht! Die Strömung bringt uns alle
Perlen her in ihrem Lauf,
Und sie wirft sie uns beim Pralle
Ihrer Brandung jäh herauf!

Wenn wir dann die Perlen tragen,
Glühen Käfer uns im Haar,
Und in ihrem Silberwagen
Naht erträumt die Elfenschar.

Lauter leise Elfen laden
Perlen auf für ihren Wald,
Nächtlich schmücken ihn Dryaden
Lieblich dann und mannigfalt.

Morgens, mit der frischen Wärme,
Wogt der Horenzug heran,
Und es sehn die blonden Schwärme
Sich den Putz der Bäume an.

Und sie blicken voll Entzücken
Auf den Perlenüberfluß,
Auf die Nachttauzweige drücken
Sie den frühen Blütenkuß.«

Kaum hat so das Weib gesprochen,
Blinkten Meer und Mondenschein —
Plötzlich hat sie abgebrochen!
Und sie lud die Gäste ein.

Menschen, kaum ans Land gesprungen,
Fühlten: Wald! Und lauschten: Wind!
O, das Meerlied — ausgeklungen!
Wer nicht träumte, war nun blind.

War ein Kind noch: traumumfangen?
Alle hatte Durst gequält:
Von der Ankunft Furcht und Bangen
Wurde spät noch lang erzählt.

Auf der Insel wilder Myrten
Ließ ein stilles Hirtenvolk
Sich von Nymphen, blind, bewirten,
Wunder gaben ihm Erfolg!

Später kam von dort ein echter,
Fabelbauender Poet,
Denn es hatten Urgeschlechter
Guten Samen ausgesät.

Jupiter hat Großes wollen,
Als Semelen er umschlang,
Und da nahmen dort die Schollen
Sein Begehren in Empfang!

Es lebt in dir, o Zeus, wie Menschen dich erfassen,
Die Rumpfnatur und unser Trumpf: die Götterwelt!
In dir sieht man die Riesen, die du haßt, erblassen,
Sie klammern sich an dich, wenn sie dein Arm zerschellt.

Zyklopen, die beim Absturz selber sich zerquetschten,
Hat noch der Kampf gegen die Göttermacht gestählt,
Als die Titanen einst zum letzten Male fletschten,
Ward noch ihr Satansatem Jovis Licht vermählt!

Sie haben sich versteinernd, noch beim Todesringen,
Erkrallt und ihren Feuerodem selbst gehemmt;
Und schrecklich müssen ihre Leiber sich umschlingen,
Seit eine starre Kruste unsre Welt umklemmt!

So lebt in Zeus, was er besiegt hat und zerschmettert,
Die Felsenwucht, die unterm Spiegelmeer versinkt,
Der Lebenssturm, der über Wolken weht und wettert:
Der Menschengeist, der ihn im Marmelstein besingt!

Dein Mund verhaucht, o Jupiter, die Fluchtplejaden,
Und wenn du lachst, so flattern Nebelkinder auf:
Und können deine Blicke Wutblitze entladen,
Bezeugt dein Donnerwort den Ernst im Weltenlauf.

Gott, wolltest du von deinem Throne dich erheben,
So hätte alles Wollen seinen Tod erstrebt,
Du aber würdest still und friedlich weiterleben,
Da deine Allmacht nie vor einem Ende bebt!

Der Reichtum deines Wesens kann dir nicht erlahmen:
Schon ruht des Fatums Ewigkeit in dir vollbracht.
Die Weltgedanken drängen sich zu deinem Samen
Und werden Sterne oder Söhne: deine Macht!

Jetzt runzelt sich auf deiner Stirn der Menschheit Sorge.
Was trübt auf einmal deine heitre Majestät?
Die Furcht, daß sich der Geist ein andres Licht erborge,
Zu dem er einst, durch Leid vergöttlicht, übergeht?

O Zeus, du hehres Angesicht in Hellas' Mythen,
Du blaue Himmelsjugend, die sich voll verschenkt,
Nun weichst du einem Wüstengotte der Semiten,
Der in der Menschheit seine eigne Pein bedenkt.

O Rom, du unermeßlich weiter Machtgedanke,
Du Riesenreich, doch ohne große Religion,
Lang widerstand Jupiter Stator nicht dem Zanke
Der fremden Gottheiten vor Vestas Thron.

Als sich der Römer vor den Feinden sicher fühlte,
Als kein Barbar Italiens Fluren mehr betrat,
Und ferne sich die Kriegswut der Quiriten kühlte,
Da ist die Zeit zum Geisterkampf in Rom genaht.

O Rom, du hast bereits zwischen den Ziegelmauern
Zu sanft und gut in trauter Blumenau geruht
Und konntest drum die Götterschlacht nicht überdauern,
Denn stärker als Cäsarenwut war Glaubensmut!

In Rom ward einst des Menschen Tempelbau beschlossen,
In den die Sonne durch die offne Kuppel scheint.
Ihr Licht ist in dem Raum zu jedem Gott geflossen:
Im Pantheon ward stolz der Weltolymp vereint!

Die Menschen wünschten wohl nur einem Gott zu dienen
Und ahnten kaum, welch Ei das in die Festung trug,
Sie wollten Numen lieben und erbauten ihnen
Den Streittempel, aus dem die Flamme plötzlich schlug.

Die Brandfackel warf einst der Arier Alexander
In eine Tausendglaubensstadt, nach Babylon,
Er schweißte damals viele Götter aneinander
Und setzte sich auf einen neugefügten Thron.

Doch wurde er, wie Babels Kult, ein Ungeheuer.
Er schwankte bald, und alle Tempel wankten mit,
In Babylon entstand ein großes Glaubensfeuer,
Und dort vollzog sich bald der Geister Rassenübertritt.

Die Ariergötter wurden männlicher und böser!
Der Rachegeist hat Asiens Staaten eingerenkt,
Gezähmten Wandervölkern aber wurde der Erlöser
Vom Sieger, als Versöhnung, in das Herz gesenkt.

Schon überkamen die Semiten Indiens Samen,
Hebräer schürten Asiens Gnadenlicht und Heil:
Die Arier handelten in Staatenschicksalsdramen,
Ihr Pfad zum Rassenaufbruch war verkrümmt und steil!

In Rom erst wurde dieser Kampf ganz ausgerungen:
Die Geister sind zu ihrem Stamm zurückgekehrt,
Das Kreuz hat Asiens Überschwemmungsvolk bezwungen,
Das Judentum sich gegen Christi Wort gewehrt.

Rom, o Rom, beschließ die Einheit deiner Sitten!
u hast über den Weltenlauf zu kühl gedacht:
ie Römer horchten launisch zu, wenn andre stritten,
b Jahwe oder Jupiter die Welt gemacht.

ie Numen wechselten im Lande der Quiriten.
.ets nahm es Fremde auf und hat sie umbenannt;
ald durften alle sich in Rom Altäre mieten,
an hielt von keinem viel und wurde tolerant!

er späte Römerglaube, Sohn von fremdem Boden,
'ard bald von anderen Asiaten fort versetzt;
ie Keuschheit aber lebte schon in hohen Oden,
ie Mutter Gottes hat die Vesta nicht verletzt.

as Feuer ehrten stets Italiens Kinder!
ls das Symbol der Ehrfurcht ward es scheu geschürt.
er Römer übergab ihm Lämmer, Widder, Rinder:
) hat er sich bei seiner Gottheit eingeführt!

em Müßiggang verdankt die Frau die frühe Achtung,
/ar sie es doch, die urkundig für Krieger bat:
em Tode schenkt, wer rastlos schafft, fast nie Beachtung,
och ist ein Fürwort gut, wenn man dem Ende naht!

/ie sind uns heute die Gefühle doch geschwunden,
m die Geburt verschiedner Glauben einzusehn:
/ie hätte Christi Wort sich können voll bekunden,
ätte kein Urkult dürfen zu ihm übergehn!

ur der vermochte sich zu fremdem Leid zu neigen,
er wohl die kleinen Freuden eines Volks verstand:
/er nicht verschmähte, sich als Heidenfreund zu zeigen,
mpfing das wahre Heil aus der Apostel Hand!

In Rom ward einst des Menschen Tempelbau beschlossen,
In den die Sonne durch die offne Kuppel scheint.
Ihr Licht ist in dem Raum zu jedem Gott geflossen:
Im Pantheon ward stolz der Weltolymp vereint!

Die Menschen wünschten wohl nur einem Gott zu dienen
Und ahnten kaum, welch Ei das in die Festung trug,
Sie wollten Numen lieben und erbauten ihnen
Den Streittempel, aus dem die Flamme plötzlich schlug.

Die Brandfackel warf einst der Arier Alexander
In eine Tausendglaubensstadt, nach Babylon,
Er schweißte damals viele Götter aneinander
Und setzte sich auf einen neugefügten Thron.

Doch wurde er, wie Babels Kult, ein Ungeheuer.
Er schwankte bald, und alle Tempel wankten mit,
In Babylon entstand ein großes Glaubensfeuer,
Und dort vollzog sich bald der Geister Rassenübertritt.

Die Ariergötter wurden männlicher und böser!
Der Rachegeist hat Asiens Staaten eingerenkt,
Gezähmten Wandervölkern aber wurde der Erlöser
Vom Sieger, als Versöhnung, in das Herz gesenkt.

Schon überkamen die Semiten Indiens Samen,
Hebräer schürten Asiens Gnadenlicht und Heil:
Die Arier handelten in Staatenschicksalsdramen,
Ihr Pfad zum Rassenaufbruch war verkrümmt und steil!

In Rom erst wurde dieser Kampf ganz ausgerungen:
Die Geister sind zu ihrem Stamm zurückgekehrt,
Das Kreuz hat Asiens Überschwemmungsvolk bezwungen,
Das Judentum sich gegen Christi Wort gewehrt.

O Rom, o Rom, beschließ die Einheit deiner Sitten!
Du hast über den Weltenlauf zu kühl gedacht:
Die Römer horchten launisch zu, wenn andre stritten,
Ob Jahwe oder Jupiter die Welt gemacht.

Die Numen wechselten im Lande der Quiriten.
Stets nahm es Fremde auf und hat sie umbenannt;
Bald durften alle sich in Rom Altäre mieten,
Man hielt von keinem viel und wurde tolerant!

Der späte Römerglaube, Sohn von fremdem Boden,
Ward bald von anderen Asiaten fort versetzt;
Die Keuschheit aber lebte schon in hohen Oden,
Die Mutter Gottes hat die Vesta nicht verletzt.

Das Feuer ehrten stets Italiens Kinder!
Als das Symbol der Ehrfurcht ward es scheu geschürt.
Der Römer übergab ihm Lämmer, Widder, Rinder:
So hat er sich bei seiner Gottheit eingeführt!

Dem Müßiggang verdankt die Frau die frühe Achtung,
War sie es doch, die urkundig für Krieger bat:
Dem Tode schenkt, wer rastlos schafft, fast nie Beachtung,
Doch ist ein Fürwort gut, wenn man dem Ende naht!

Wie sind uns heute die Gefühle doch geschwunden,
Um die Geburt verschiedner Glauben einzusehn:
Wie hätte Christi Wort sich können voll bekunden,
Hätte kein Urkult dürfen zu ihm übergehn!

Nur der vermochte sich zu fremdem Leid zu neigen,
Der wohl die kleinen Freuden eines Volks verstand:
Wer nicht verschmähte, sich als Heidenfreund zu zeigen,
Empfing das wahre Heil aus der Apostel Hand!

Oft blieben Krieger, die ihr Leben wild verbrachten,
Als Christen selbst, den Sakramenten fern;
Und da sie sterbend erst ihr Seelenheil bedachten,
Vertiefte und verewigte sich der Avern!

Quiriten mochten nicht des Wesens Zartheit schonen!
Die Toten wurden vor dem Volk verbrannt,
Ja, Rom war froh, Bestattungsfeiern beizuwohnen,
Die Plebs der vollen Urbs kam gern herbeigerannt.

Die Stadt ergötzte sich an Trauerbacchanalien,
Der Römer hat in früher Zeit schon frei gepraßt!
Dem Heidenlenze folgten bald die Luperkalien,
Vom Schaulusttaumel ward das ganze Volk erfaßt.

Erlag ein Imperator durch Gewalt dem Tode,
Hat jeder Bürger sich voll Wichtigkeit gedünkt,
Er fühlte seine Rolle bei der Episode
Und liebte Romas Boden, wo ihn Blut gedüngt!

O Rom, wer hat mit einer Wölfin dich verglichen,
Die nimmersatt die Völker um sich her verschlang?
Die Menschen hat schon bald ein Angstgefühl beschlichen,
Wenn Botschaft deiner Siege bis zu ihnen drang.

Dich fürchtete die Welt als Unhold voller Tücke,
Als bösen Dämon, der am Erdenrand besteht,
Sie glaubte, deine Schwere und Gewalt zerdrücke
Unwiderstehlich, was ein andrer Stamm gesät.

So seh ich dich in Menschen, die du im Triumphe
Durch deine Gassen fortschleppst bis zum Kapitol;
Legionen brachten deinem aufgedunsnen Rumpfe
Die Zufuhr, die ihn labt, denn immer war er hohl!

Zum Spotte und zur Marter zogen Todgeweihte,
In langem Zug, durch manchen aufgesperrten Schlund:
Die Siegespforten und das spöttische Geleite
Der Kriegsgefangnen gaben deine Bosheit kund.

So konnte der Besiegten Haß noch nicht erschlaffen!
Sie hatten ihre Ohnmacht freilich tief erkannt:
Und dennoch griff ihr Blick, voll Wut, zu eignen Waffen,
Die Rom zum Hohne neben den Besiegten band.

Die Männer blieben oft verstummt und wutvergessen,
Sie dachten still an neue, nahe Körperqual;
Die Weiber aber schrieen tierisch, wie besessen,
Erfaßte sie die Schmerzensangst mit einemmal.

Dann wurden sie, ganz ungewohnt, länger zu denken,
Urplötzlich still und haben höchstens mitgebrüllt;
Die Römer aber schien die Stumpfheit arg zu kränken,
Denn Folterwut hat ihren Sinn bereits erfüllt.

Den Qualverfallnen sprachen sie von nahen Schmerzen,
So wurde der Gefangnen Bangen noch gereizt;
Sie wollten erst mit Schreckensgräueln scherzen,
Und haben dann mit ihnen keineswegs gegeizt!

Vertiert erschienen Römern meistens die Barbaren
Und nur die Augen kleiner Kinder hell und klug,
Ein Gott dünkte sich jeder unter diesen Scharen
Und war gewiß, daß er die Zügel würdig trug.

Der Feldherr mußte still an Alexander denken,
Wie er ihn einst auf einem Schlachtenbilde sah;
Er wollte so die Triumphatorrosse lenken,
Was auch voll Pathos und Gebärdenspiel geschah!

Dann ward des Vaterlandes glücklichem Befreier
Der Bürger Dank, beim Einzug, festlich dargebracht,

Ein Dichter hat, im Auftrage, zur Siegesfeier
Ein Widmungslied auf Romas großen Sohn gemacht.

O ruhmumstrahltes Rom, mit einer Riesenrose
Verglich dein Sänger dich im Abendpurpurglanz.
Er sah dich so, da Flammenfalter leicht und lose
Dich bunt umflatterten, als schwirrten sie zum Tanz.

Er nannte, Roma, dich die Blüte edler Freuden,
Den Baum der Griechengöttinnen am Tiberstrand,
Die Stadt, in deren Tempeln und Gebäuden
Der Geist des Plato die Gespenster Asiens fand.

Doch scheinst du, Weltstadt, mir, im klaren Sonnenlichte,
Ein Wuchtkristall, der jede Flutenflucht bezwingt;
Du birgst, in dir versteint, die halbe Weltgeschichte,
In der, zum Schutz, die eigne Sonderheit versinkt.

Du hast wohl fremde Sitten, andern Kult erworben,
Zum Spenden aber war dein Geist zu klein,
Vom Volk ward bald das Wort des Heilandes verdorben,
Und statt Vergessen lugte Trug aus deinem Wein.

In Rom erschien der Griechen wunderleichte Muse
Und hat sich an Italiens Lichtfeldern erfreut,
Die Urbs jedoch blieb eine rohe Riesendruse,
Die alles aufsog, was ein freier Geist verstreut.

Das Lied verknöcherte in steifen Gönnerbanden,
Die Kunst war schon vor Alarich in Rom verscharrt,
Das Nazarenertum hat kurze Zeit bestanden,
Zu toten Formen ist sein Feuertum erstarrt.

Du wuchsest, Urbs, ohne das Weite zu erstreben!
Die Flora Asiens scheint in dich hineinkristallisiert,
Du konntest dich mit dumpfem Punierprunk umgeben,
Der Rom, das große Erdmuseum, ziert.

DER ZIRKUS

Aus den Häusern, von den Schollen
Reißen sich die trägen Haufen,
Denn der Weckruf ist erschollen,
Wilde Bestien werden raufen!
Ja, im Zirkus gibt es heute
Einen Kampf von Gladiatoren,
Dann zerfleischte Christusbräute!
Alles drängt schon zu den Toren,
Hin zum Zirkus der Cäsaren;
Römer, Griechen, Skythen, Mohren
Können da sich bunt gewahren.
Kinder gingen schon verloren,
Mütter fangen an zu kreischen,
Und gepreßte Kinder krächzen;
Vorwärts wollen alle dringen,
Um sich, selbst durch Schreien, Ächzen,
Ihren Einlaß zu erzwingen.
In dem großen Menschenknäule
Können Diebe Beute haschen
Und im großen Angstgeheule
Ihre Opfer überraschen.
Vor den argbedrängten Pforten
Und auch drinnen, auf den Stufen
Des Theaters, allerorten,
Fangen Stimmen an zu rufen:
Bestien seien ausgekommen!
Menschen, die zu rasch geklommen,
Um sich Plätze zu erstürmen,
Die im großen Zirkusbogen
Sich als Stufen übertürmen,
Wollen wieder niederwogen;
Andre hergerannte Leute
Aber bleiben trotzdem hocken!
Draußen noch kam eine Meute

Durch die Aufregung ins Stocken,
Da sich in den engen Gassen
Eine Menschenmenge staute,
Die sich durch die Schreckenslaute
Hat von Angst erfassen lassen!
Endlich drängt die Pöbelschlange
Vor bis zu den letzten Sitzen,
Und die Menge kann nun lange
Noch, im Zirkus wartend, schwitzen.
Diese ganzen trägen Massen,
Die das Welttheater füllen,
Wird, sobald die Bestien brüllen,
Wilder Taumel rasch erfassen;
Alle werden ihre Blicke
Gleich zum grausen Schauspiel wenden,
Wo durch Bisse im Genicke
Menschen ohne Kampf verenden!
Andre, die sich etwas wehren,
Werden wild zerfleischt verrecken,
Um ein neues Blutbegehren
Ihrer Zuschauer zu wecken!
Ja, die ganze tolle Meute
Wird dann mit erhobnen Händen
Rings, für ihre Menschenbeute,
Tigern lauten Beifall spenden.
Reichgeschmückt ist das Gelichter,
Das da wartet: die Gesichter
Sind gerötet durch die Hitze,
Und darüber fallen Witze;
Römer lachen und verspotten
Alle fremden Prachtgewänder,
Denn der rombeherrschten Länder
Bunte Völkermassen rotten
Sich im Zirkus bunt zusammen.
Nicht allein das Blutvergießen

Kann das Publikum entflammen,
Noch das grause Bauchaufschlitzen
Durch die scharfen Krallentatzen
Völlig wilder Wüstenkatzen
Einzig alle unterhalten.
Nein, man lacht und spottet gerne
Über schlechtgeschminkte Falten,
Und was sonst das Hochmoderne,
Blonde Locken, Flachsperücken
Reicher schöner Adelsfrauen,
Die sich fast barbarisch schmücken,
Um berückend auszuschauen!
Heute wird man auch die Priester
Fremder Völker hier verlachen,
Denn die bleiben meistens düster,
Wenn die andern Späße machen.
Unten staubt schon ein Geknülle,
Doch man kann nichts klar erkennen
Und vernimmt nur Wutgebrülle.
Wilde Schaulüste erbrennen,
Ganze Zirkusreihen schreien
Auf das Staubgewölke nieder,
Viele Stimmen prophezeien
Dem und jenem krumme Glieder.
Kaum verweht die Balgerwolke,
Steht in ihrem Katzenruhme
Eine Bestie vor dem Volke,
Und schon fliegt so manche Blume
Zu den Tigern, die die Christen,
Vor den Blicken Roms, zerfetzten.
Römer wollen sich nun brüsten,
Daß sie wahrlich nicht die letzten
Seien, die imstande wären,
Gästen, die sie zu sich luden,
Ein Spektakel zu gewähren!

Nubier freuen sich und Juden
Und ganz ebenso Germanen,
Allen ist bereits das Morden,
In geschloßnen Zirkusbahnen,
Ein Bedürfnis fast geworden!

Sieh Rom, es gleicht dein rundes Prachttheater,
Das du der Volksbelustigung geweiht,
Fürwahr dem größten Menschenflammenkrater,
Der Brunstglut wuchtvoll über sich verspeit.

Hier wird von Rom Erlesenstes geboten,
Denn als es den Theaterbau begann,
Versuchten Künstler alles zu verknoten,
Was je der Geist voll Trefflichkeit ersann!

Da wurden auf Korinthos' schlanke Säulen
Etruriens Bögen wirksam aufgesetzt,
Und Hellas' Helden mit geschwungnen Keulen
In Marmor und in Travertin gemetzt!

Die Stufen senkten sich vom Aventine
Zum Tale unterm steilen Palatin,
Dem Hügel mit dem Kaiserbaldachine,
Um den geträumte Geier ziehn.

Das war die größte Rennbahn unsrer Erde!
Sie hat elliptisch Steinpfeiler umkreist.
Dort bäumten sich die erzgegoßnen Pferde,
Die weither übers Meer nach Rom gereist.

Selbst Obeliske sollten lichtwärts sich erheben,
Auch Sphinxe gab es rings in großer Zahl,
Die Wölfin säugte Rheas Brut daneben,
Der Zirkusherkules war kolossal.

Ich ahne einen Zirkusbrunnen,
Der zwischen stummen Numen plaudert,
Und Buben stechen mit Harpunen
Ins Spundtier, das zu speien zaudert.

Darunter ruht ein Marmorbecken,
Das Steintritone wuchtig tragen,
Und aus den Plätscherfluten recken
Sich Kinder heitrer Wassersagen.

Als Nixen spielen sie und spritzen
Die Flut zu losen Luftplejaden,
Und aus den Nebelhemdenschlitzen
Der Weibchen rieseln Gischtkaskaden.

Ich höre Abendhauche säuseln
Und sehe Wimpel, die sich schlängeln,
Ich merke, wie sich Kämme kräuseln
Und langsam aus dem Becken drängeln.

Da überspannt die starken Wogen,
Die windbewegt rasch niederschlagen,
Mit einemmal ein Regenbogen,
Den goldne Sprudelfluten tragen.

Der Abend hält die Welt umschlungen,
Der Dinge Lichtringe zerrinnen,
Und lauter goldne Wolkenzungen
Beginnen Stimmung zu gewinnen.

So fliegt denn fort, ihr Himmelszeichen,
Verklagt die blutigen Zäsaren,
Erzählt von stummen Bruderleichen
Den Scharen, die Begeistrung wahren!

Entflattert durch den fernen Äther,
Und Pflügern, die ums Wetter fragen,
Erzählt als rastlose Verräter
Von Zirkus und Cäsarenwagen!

Erklärt euch Völkern, sprecht zu Numen,
Und gibt es wirklich Rachegeister,
So ruft sie auf, und aller Krumen
Befruchtungswunsch sei Cäsars Meister!

Zu Ottern sollt ihr Wolken werden,
Und laßt ihr euch vom Gluthauch tragen,
So mögt ihr fern mit Lämmerherden
Im großen Blau zusammenschlagen.

Ein Wolkenwidder wird sich wehren,
Ihr aber sollt nur Rache schreien;
Mit Blitzen streckt die Lümmelbären:
Der Donner muß den Lenz verleihen!

Das Kriegsvolk, das den Blitz betrachtet,
Wird sich für Speer und Schild entflammen,
Der Priester, der sein Opfer schlachtet,
Hört Götter donnernd Rom verdammen!

Ihr Dünste sollt dann hagelschwanger
Die Wolkenbotschaft weiter tragen,
Und trefft ihr Bauern an am Anger,
So müßt ihr sie vom Felde jagen.

Zerschlagt die Äcker der Barbaren,
Die feig um ihre Herde lungern,
Erweckt den Neid auf die Cäsaren
Und laßt die Friedlichen verhungern!

Das Taggerüst steht jetzt in Flammen,
Die Ordnungswelt scheint zu verlohn,
Profile, die von Phöbos stammen,
Entweichen vor Hephästos' Thron.

Den Marmor haben Abendstrahlen
Im Zirkus bis aufs Blut verletzt,
Und heiser wird von Marterqualen
Voll grauser Lüsternheit geschwätzt.

Ein Schiffer spricht dabei von Feuern,
Die er auf Masten oft erblickt,
Und sagt: »Dann muß man furchtsam steuern,
Da sie ein Gott zur Warnung schickt!«

Auf einmal wird es auch, als schwirrten
Arenaflammen hin und her;
Sie fallen auf, und stille Hirten
Erschreckt ein irres Lichterheer.

Das Abendblut ist abgewaschen.
Der Himmel sieht getigert aus.
Jäh wird die Nacht Rom überraschen,
Doch lähmt sie nicht den Zirkusbraus!

Noch suchen Reiche mit dem Schmuck zu protzen
Und halten Wertsachen ans Licht,
Geschmeide, die von Feuer strotzen,
Behalten Diebe lang in Sicht.

Auf einmal glimmt der Himmel röter,
Die Sterne scheucht ein Glanz zurück,
Doch schimmern nur die Christentöter
In ihrem Ruhm und Schlächterglück!

Ein Morgen graut am Firmamente!
Im Zirkus blickt sich niemand um:
Jedoch die letzten Erdmomente
Der Opfer machen Frauen stumm.

Die Hatz hat noch nicht ausgewütet.
Nun ist die Blutgier voll erwacht:
Noch dünkt sich niemand ganz vergütet,
Viel eher um sein Geld gebracht!

Die Menge lechzt und schreit zum Kampfe!
Der bringt ihr endlich rote Lust.
Sie liebt das wühlende Gestampfe
Der Bestie auf des Opfers Brust.

Der Zirkus weckt die Kriegsbegierden,
Die Lust zu plündern lodert hell:
Der Mensch hängt, trotz Manier und Zierden,
An Schlächtereien und Bordell!

Er will am Abend Lust erreichen,
Er ist durch tolle Brunst erhitzt;
Und mancher denkt sich einzuschleichen,
Weil er kein Kaufgeld mehr besitzt.

Im Zirkus sterben ringsum Christen,
Nach Reihen steigt die Leichenzahl,
Verreckte gibt es mehr als Kisten,
Und noch fließt Blut durchs Marmortal.

Schon schwelgen die Patrizierkinder
Im Vorgefühl vom Bacchanal:
Sie sind obszöne Lustempfinder
Und treffen für die Nacht die Wahl.

Die Weiber, die mit Lümmeln flüstern,
Sind bleich und meistens geil und dick
Und haschen mit dem Buhlen lüstern
Noch eines Christen Sterbeblick.

Das letzte Augenlichtgeflacker
Erfreut sie, weil es Wut erwühlt;
Dann wird, beim Bacchanal, der Racker
Und Metzen Sinnenlust gekühlt!

Nun sind der meisten Menschen Züge
Bereits vertiert und schweißbedeckt,
Doch keiner sah noch zur Genüge,
Wie Tiger Menschenblut geleckt.

Im Zirkus liegen lauter Leichen.
Die Opfer haben ausgezuckt.
Die satten Bestien aber schleichen
Durch Leiber, die sie halb verschluckt.

Es schließt das Leid, in Liebestriften
Des Jenseits, unsre Lust mit ein:
Das Unheil, das wir boshaft stiften,
Macht unsre Opfer froh und rein.

So zieht denn hin, ihr tapfern Christen,
Dem Märtyrer ist Licht bestimmt!
Wozu ein blasses Leben fristen,
Wenn dort, in euch, das Lamm erglimmt?

Die Menschen sind vergangne Schafe,
Die der Zerstörer wild zerstreut,
Dort ferne, hinterm Grabesschlafe,
Erscheint der Hirt, der uns erfreut!

Die Freiheit und die Zucht sind Geister,
Die man auf Erden blind verjagt,
Das Jenseits hilft dem edlen Meister,
In dessen Kunst die Wahrheit tagt!

Ihr Christen, euer weißes Sterben
Ist wirklich ein beherztes Werk,
Ihr mußtet euch in Rom verfärben
Und glänzt dafür auf Zions Berg.

Auch euren Feinden wird verziehen,
Sie gehn mit euch bei Jesu ein:
Es wurde ihnen Wut verliehen,
Um eurer Unschuld Hort zu sein!

Siebenfache Bogengänge
Überwinden ihre Schwere,
Und sie wölben über Hänge
Sich empor zum Belvedere,
Wo ein Kaiser ungezügelt
Seinen grausen Lüsten frönt.
Krauses hat er oft erklügelt,
Doch an seine Staatsverwaltung
Hat die Welt sich bald gewöhnt.
Sie erbaute ohne Murren,
Was der Träume Prunkentfaltung
Eines Kaisers je an Schnurren
Und an bunten Luftgebilden
Nur begehrte! Hängegärten
Wurden steil von Künstlergilden
Und assyrischen Gelehrten,
Mit dem Gelde aller Länder,

Aufgebaut und ausgestattet.
Und der römische Verschwender
Sitzt, von Palmen überschattet,
Auf dem goldnen Herrscherstuhle,
Den die schönste Zierat schmückt:
Neben ihm ruht seine Buhle,
Deren Lächeln ihn beglückt.
Auf des Zirkus Marmorstufen
Liegt die Welt zu Neros Füßen,
Die ihn feierlich mit Rufen
Und Applausen will begrüßen.
Plötzlich aber faßt ihn Schwindel,
Vom verachteten Gesindel
Hört er sich als Gottheit preisen,
Und beglückt durch das Gejohle,
Läßt er tausend Gäste speisen!
Denn es liegt ihm viel am Wohle
Seiner freien Untertanen,
Die in ihm Apollo ahnen.
Jede Kehle schreit sich heiser,
Denn soeben ist der Kaiser
Aufgestanden: und zum Lohne
Winkt er jetzt von seinem Throne.
Wird er auch Befehle nicken?
Ringsum sieht er bleiche Schranzen
Auf die Kaiserwimpern blicken,
Und es wachen Prätorianer
Links und rechts mit blanken Lanzen.
Steil, in Stein, als Wegebahner
Stehn Kentauren bei den Treppen.
Schwarze Sklaven aber schleppen,
Über Nero hoch erhoben,
Wunderbare Flimmerschilder:
Dieser Einfall ist zu loben,
Denn das sind die Ebenbilder

Ewig funkelnder Gestirne,
Die dem Kaiser und der Dirne,
Die er heute nacht wird küssen,
Stets gehorsam folgen müssen!
Nero geht mit seinen Gästen
Jetzt nach Hause, und von Westen
Speit ein Riesenungeheuer
Ihm die unverdauten Feuer
Eines Tages schräg entgegen.
Dieses Tier scheint sich zu regen:
Greift es gar nach Romas Zinnen,
Die sich immer dunkler röten?
Soll ein Brand der Urbs beginnen
Und die Stadtbewohner töten?
Rom sieht spät den Tag verglimmen
Und die Gluten sich verfärben,
Doch zum Kaiser flüstern Stimmen:
»Bau ein Rom auf Romas Scherben!
Willst du dich mit Zeus verbünden,
Mehr als Helios sollst du können!
Um die Sonne dir zu gönnen,
Mußt du aber Rom entzünden!«
Kaiser Neros Blicke schweifen
Jetzt zum Meer, das sie als Streifen,
Wie ein blutigrotes Zeichen,
Voll Bedeutung, noch erreichen.
Feuerkämme überragen
Albalongas Berggelände,
Hohe Lohezungen schlagen,
Aufgewühlt durch Riesenbrände,
Hinter jenen Hügelketten,
Wie aus Kratern, in die Lüfte!
Doch die Straße stiller Stätten,
Wo die großen Römergrüfte
Ernst aus der Campagna steigen,

Wird nun bald im Dunkel rasten
Und ihr Farbenflimmer schweigen.
Auf den höchsten Gräbern glasten
Jetzt bereits die letzten Schlacken,
Und auf steilen Mauerzacken
Glimmern auch nur Einzellichter,
Denn die Finsternis wird dichter!
Etwas später erst beginnen
Des Gebirges steile Wände
In den Schneefeldern und Rinnen,
Wie in Blut getauchte Hände,
Plötzlich wieder aufzuglühen,
Um ihr Gold rasch zu versprühen.
Nero sind die grellen Scheine,
Vor dem Aufbruch, noch erschienen:
Und er denkt, der Berge Weine
Sich bei Festen zu bedienen!
Romwärts will er jener Täler
Reiche Purpurfluten lenken,
Daß die künftigen Erzähler
Ihm einst Anerkennung schenken,
Denn durch Kaisers Träume spukten
Asiens rote Bacchanalien
Als ein Rauschzug durch Italien.
Und auf Riesenaquädukten
Sieht er nunmehr rote Weine
In den Zirkus sich ergießen
Und sich selber, im Vereine
Mit dem Volk, die Pracht genießen!
»In den spätern Naumachien,«
Sagt sich Nero, »werden Fürsten,
Herrscher ferner Monarchien,
Die nach Ruhm und Reichtum dürsten,
Nur vor Römern dann verenden!
In noch andern Wasserschlachten

Will ich Haifische verwenden,
Denn ich weiß, vor mir schon brachten
Kaiser grause Krokodile
In den Zirkus. Doch mein Wille
Ist noch größer und viel weiser
Bin ich, Nero: Gott und Kaiser!«
Lange, lange muß es währen,
Bis der Zirkus sich vom Haufen
Schwüler Gäste kann entleeren.
Endlich wird man sich verlaufen,
Um in engen, dunkeln Gassen
Oft sein Letztes zu verprassen!
Draußen will sich alles letzen:
Dichte Schatten aber setzen
Sich im leeren Zirkus nieder:
Alle Flämmchen rings zerstieben,
Nur ein Saum wie Frühlingsflieder
Ist am Marmor noch geblieben!
Roms verruchte Hurenschenken
Werden Lüstlinge umringen,
Um erst drinnen nachzudenken,
Wie den Abend zu verbringen!
Ungeheure Gruppen branden
Vor dem gelben Tiberwalle:
Ein'ge können drüben landen,
Doch der Thermen Marmorhalle
Hat auch Massen aus den Gassen
In ihr Inneres gezogen.
Nun verebben vieler Rassen
Aufgewühlte Pöbelwogen.

DAS BACCHANAL

Ganz stille wirds in Neros finsterm Garten,
Wo die Zypressen auf die Winde warten,
Um laut zu ächzen und zu stöhnen.
Und in den Nischen gibt es Marmorbecken,
Auf denen Flammen aufwärts lecken,
Um Götter mit der Erde zu versöhnen!
Der Kaiser sieht sie mit Geknister lohen
Und trockene Bäume in dem Hain bedrohen.
Es muß ihr Rauch sich im Geäste sammeln,
Wo sich beschwingte, lose Windesschlangen
Im dunkeln Kronendickicht mitverfangen,
Da Pinienhäupter ihren Weg verrammeln.
Umkreist von einem matten Irisbogen,
Kommt nun der volle Mond heraufgezogen!
Er ist vom vielen Wandern wohl ermattet,
Er scheint ein trunknes Auge, rot verschwommen:
Der Kaiser merkt es kaum, daß er erglommen,
Da ihn der Pinienhain tief überschattet.
Er läßt sich in den Gang der Orchideen
Und Rosen, die ihm Duft entgegenwehen,
Von seinen Lieblingssklaven tragen.
Er will sich an den Blütendüften weiden
Und Lärm und Lust der Nebenmenschen meiden,
Denn nicht mehr zieht es ihn zu Trinkgelagen.
Der Kaiser denkt jetzt an das Götterende.
Oft wars, als ob man Botschaft sende,
Wenn Schnuppen lautlos durch den Äther schwirrten,
Es werde Zeus von seiner Höhe stürzen!
Und irrte er dabei zwischen den stillen Myrten,
So konnte ihm der Fall die Nacht verkürzen.
Die Gäste trinken nun beim Bacchanale
Falernerwein aus tiefer, goldner Schale;
An Schönheit kann sich jeder Gast entzücken:
Gelöst sind Romas ernste Ehebande,

Denn eine große einzige Girlande
Umfängt die Menschen, die sich frei beglücken.
Es frönt in Neros marmornem Gebäude,
Wer fröhlich ist, der tollsten Sinnenfreude.
Er ließ die Wände wunderbar bekränzen,
Und um die Würde festlich abzumildern,
Verhängte man den ernsten Stein mit Bildern
Und schuf im Riesensaale Blumengrenzen.
Wenn Römer ihre Marmorhallen bauen
Und in die Säulen tiefe Rinnen hauen,
So bleibt die Felsenwucht doch ganz dem Steine,
Und wenn die Künstler längst zu Staub zerfallen,
So lebt das Märchen steiler Marmorhallen
Noch fort und schafft sich langsam Trauerhaine.
Die Säulen zeugen stumm von Sklavenleiden,
Und wenn sie Glutblumen im Herbst umkleiden:
So sprüht als Rankenschmuck das Blut der Toten
Noch rot hervor in dem Erinnrungsgarten
Der vielen tausend fern und längst verscharrten
Gemarterten, Gefangnen von Despoten!
Sanft blinken weiße Tempel durch die Lauben,
Und um die lauten Brunnen gurren Tauben.
Der Säulen rassescharfer Kannelierung
Entspricht des Dorers adlige Regierung:
Die Hallen zeugen rings von Jugendstärke,
Und stolz auf die Gedankenwelt der Sagen,
Die sie in Stein gemetzt zum Lichte tragen,
Sind diese Bauten traute Meisterwerke!
Versuchte Rom das Schönste sich zu bieten,
So griff es zu den heitern Griechenmythen
Und zauberte sich lieblichste Gelände
Der Odyssee auf rotgetünchte Wände.
Gestalten, die im Trojerkrieg erscheinen,
Lustwandeln in Elysiums heitern Hainen:
Geschmackvoll, unter Heldenepisoden,

Bedecken Seidenkissen Mosaike
Mit ihren Fabelwesen der Antike,
Denn jeder Gast singt, trinkt, versinkt am Boden!
Auf andern Wänden leuchten Luftgestalten
Und blonde Knaben, die Girlanden halten,
Doch von der Decke eines hohen Saales
Beschauen lauter wohlgepflegte Numen
Die muntern Menschen, reichgeschmückt mit Blumen,
Und freun sich am Gebraus des Bacchanales.

*

Es leben im Weine rebellische Kräfte!
Denn wenn sich der Sommer mit Wolken bedeckt,
Als ob er den Abbruch an Sturmsegel hefte,
So wird auch die Wutglut der Reben erweckt.
Das Erdfeuer will dann sein Wollen bekunden
Und bleibt nicht mehr länger in Trauben gebunden,
Nicht fügt sich das Blut einem Sonnenverzichte,
Das gärt und das sucht seinen Ausbruch zum Lichte!
Solange sich Reben auf Lichthügeln weiten,
Wird Sonnenbegehren den Menschen begleiten,
Denn Traubensaft stärkt uns beim tollkühnen Wagen
Und läßt selbst den Schwankenden nimmer verzagen!
Der Wein ist die Frucht, die den Wildwald vertrieben,
Und froh ein Begleiter des Menschen geblieben,
Er soll zur Berauschung und Freude gedeihen,
Geplagten das Jahr hindurch Lichtlust verleihen;
Er bleibt seinem Pfleger, als Lustspender, treu:
In beiden sind Liebe und Lenz ewig neu!
Drum reift nicht der Same allein in den Früchten:
Auch müssen sich Gluten als Räusche verflüchten!
Berauschen uns Trauben, vom Sommer geschwängert,
So wird unsre Jugend und Wollust verlängert.
Drum sing ich, und trinkst du zum wärmenden Weine,

Damit uns ein Leben urwillig erscheine:
Der Mensch will die Schönheit zur Freude genießen,
Nicht soll meiner Liebe die Frucht nur erspriessen,
Dir müssen der Seele auch Träume entschweben:
Kultur ist ein bacchisches Erdglutenleben,
Und wenn sich die Menschen, aus Traumlust, umschlingen,
So soll sie das Feuer der Erde durchklingen;
Und wenn sie, berauscht, tausend Freuden entzünden,
Befruchten sich Seelen in heimlichen Schlünden!

*

Ein Weib im Saal vergißt des Adels Hoheit.
Die Brunst erhitzt die Lust zu schwüler Roheit.
Das Marterschauspiel voller Blutvergießen
Erweckte schon ein dumpfes Fleischgelüste,
Und als sie einen Sklaven brünstig küßte,
Begann sie toll in Wollust zu zerfließen!
Der Jüngling ist im Zirkus aufgefallen.
Sein rotes Kleid, die blanken Achselschnallen
Gefielen dort sogleich verschiednen Frauen,
Und eine treibt mit ihm die süßen Händel!
Noch schwingt zu ruhelos ihr Seelenpendel:
Sie kann sich nicht am Kind zufriedenschauen,
Sie küßt sein Haupt und seines Haares Rosen,
Doch fühlt sie ihre Gier noch wilder tosen.
Sie hält sein teures Wesen hold im Arme.
Nein, Lüste sind es, die sie halb ersticken:
Jetzt sieht sie Bilder sich entgegennicken,
Und Finger winken ihr im Traumlustschwarme!
Gar feurig glühn des Knaben dunkle Augen,
Sie herzt ihn innig, seinen Hauch zu saugen,
Doch treulos schwelgt ihr trübes Lustempfinden
Bei einem andern, der bereits erblaßte,
Und dessen blondes Haupt sie nie umfaßte!

Sie sah ihn kaum, in wildem Schmerz, sich winden
Und seinen weißen Leib im Blut verschwinden —
Er ist dahin, sein heller Blick gebrochen:
Hat er sein letztes Sterbewort gesprochen?
O könnte er im Traume noch erscheinen,
Um Unverständliches ihr zuzuraunen
Und sie mit blauen Augen anzustaunen!

*

Das Weib erfaßt Wehmut — fast weint es um Weite:
Die Seele mag atmen und drängt in das Freie,
Sie will, daß der Buhle sie schweigend begleite!
Auch regt schon der Morgen, voll heimlicher Weihe,
Die eigene Stimme aus rauschender Breite.
Das Murmeln und Singen vom innersten Werden
Befreit ein Erwehtsein von Erdenbeschwerden.
Sie fühlt sich so locker, voll trautem Entzücken,
Statt sinnlichem Fiebern ein seelisches Schwingen:
Sie glaubt nun, sie könne den Sorgen entrücken,
Und horcht auf ein erdhaftes, innerstes Klingen.
Beim Wandeln im Parke erschaudert das Paar,
Die Wunder der Welt sind ihm nahe und klar.
Es sieht, wie verwundert, die Stille sich weiten
Und ruhige Sterne die Nachtbahn durchschreiten,
Und beide erkennen die Urzwistigkeiten:
Sie meinen, es dürften die Winde nachlassen,
Und dennoch kann nachttiefer Braus sie erfassen!
Die Nebel entsteigen der goldenen Ferne,
Da spiegeln die Seelen zufriedene Sterne:
Die Umwelt wird munter, und Rom liegt im Schlummer,
Auf Wolken wie Kissen verschläft es den Kummer!
Fast leichenbleich scheint jetzt die Herrin der Länder,
Wo bleibt das Gebraus seiner Menschenverschwender?
Die Berge erschimmern in ruhigen Linien,

Dem Nebelfeld draußen entragen vier Pinien.
Im Park ein Narziß, wie Ovid ihn sich dachte,
Beschaut sich im Schloßteich und horcht auf sein Rauschen:
Ihm wird, als ob Stille bei Sehnsucht erwachte,
Denn immer noch scheint er aus Marmor zu lauschen.
Er fragt und befragt sich im schlummernden Weiher.
Der Geist dieser Statue begreift nicht das Schweigen!
Dann hüllt er sich langsam in flimmernde Schleier,
Da ringsum der Tau fällt und Lichter entsteigen.
Nun werden die Tropfen noch wachsen und schwellen
Und endlich wie schimmerndes Obst sich erhellen,
Wie Keime zu Augen und Knospen ersprießen.
Bald wird auch der Tau sich dem Tage erschließen,
Dann sollen die Tropfen das Sonnlicht empfangen,
Um fallreif und flimmernd im Garten zu prangen.
So sehnt die Natur sich, mit wuchtiger Brunst,
Der Dämmrung entgegen. Auch schwankt schon der Dunst:
Er zweifelt, ob heute das Goldlicht obsiegt!
Vielleicht naht ein Tag, da kein Nebel auffliegt:
Doch nein, denn schon fiebert das Leben nach Licht,
Das Taukränze morgens sich flicht und — durchbricht!

Die Kuppen der Berge sind Eisgötterzelte,
In Triften, auf Felsen liegt überall Schnee,
Im Tale erdrosselt der Frühling die Kälte,
Und oben verschanzt sich die Winterarmee.

Wenn westliche Winde dann wonniglich wehen,
Ergrünt um die Eisburg ein lebender Wall,
Die silbernen Panzer verschrumpfen, zergehen,
Und Waldstimmen lispeln vom Schneefestungsfall.

Bald sieht sich der Winter im Lager umzingelt:
Er reißt seine Zelte ab, laut ist die Wucht!
Schon hat sich der Schnee so wie Leinwand geringelt
Und stürzt als Lawine hinab in die Schlucht.

Nun tragen die Flüsse die Lenzbotschaft weiter,
Die Schneereste schmelzen, vermischt mit dem Gischt
Auch blühen die Mandeln, der Himmel wird heiter:
Der Winter hat weithin Italien erfrischt.

Den Gießbächen jubeln die Schwalben im Tale
Voll Freude entgegen: der Obstabhang blüht,
Das Wasser entbraust jedem Bett und Kanale:
Der Frühling kam diesmal so kühn und verfrüht.

Die Tauwinde kräuseln sich laue Gefilde,
Da tauchen die Blüten wie Schaumkämme auf,
Die Weiten umschlingt ihre milchigste Milde,
Stets weißer, bloß weiß wird des Lichtlenzes Lauf:

Wie Inseln, umbrandet von schäumenden Wässern,
Erscheinen die Villen, in blühender Au,
Und bergen die Träume von Daseinsvergessern,
Denn oft wohnen Denker in marmornem Bau.

Oft rastet die Flut dort, um ruhig zu wirken,
Und rings bilden Myrten und Schlehdorn den Hag,
Jetzt treiben sogar viele Linden und Birken,
Und zwischen den Blättern liebäugelt der Tag.

Die langen Alleen beschatten Zypressen:
Ein Teich aber scheint sich durch Rosengerank,
Das knospende Dickicht im Park einzupressen,
Und Lorbeer umdunkelt den Gartenflutgang.

Dem Weiher entragt steil die Inselterrasse.
Sie gleicht einem Schiffe, das Wasserkraut hemmt:
Im Seerosensumpf steckt die breite Rumpfmasse,
Von Blüten ist auch das Verdeck überschwemmt!

Dort oben, am Steinboot, im Frühlaub verborgen,
Enttaucht eine Statue, der Flora geweiht,
Für Lenzopfer braucht da kein Mädchen zu sorgen:
Der Ort heißt: das Glück, wo die Kirsche gedeiht.

Es stellte der umbrische, edle Gestalter
Des Bildes die Reine ins friedliche Grün:
Jetzt singen die Vögel und tanzen die Falter
Davor und umher, wenn die Sträuche erblühn.

So braucht ihr kein Mensch seine Huld zu bezeugen,
Und bleibt auch das Standbild im Dickicht versteckt,
So mögen die Bäume sich weiter verneigen,
Und jährlich wird Frühlingsglück wieder erweckt!

O Flora, du hast dein Italien der Kriege
So herrlich mit Blüten und Träumen verschönt,
Dich hätte das römische Volk nach dem Siege
Von Herzen zur Göttin der Liebe gekrönt.

Doch brachten Gelehrte, verzückt, Aphrodite,
Nach Wanderungsjahren, aus Griechenland heim,
Sie senkten den Blick in die Herzensgebiete,
Das Meer aber gab seinen Erdhimmelsreim.

Die See offenbarte auch ihnen die Liebe
Und hat ihre Rätsel stets weiter entrückt,
Sie zog sie hinein in ihr Wellengestiebe
Und hat sie belehrt und doch niemals beglückt.

Wer liebt nicht den goldenen, sichtbaren Bogen,
Das Ende der Welt, das sich ewig entdehnt?
Du weißt wohl und fühlst, du wirst immer betrogen,
Und doch folgt ihm stets, wer sich fort von sich sehnt.

Und oftmals erblickst du auch Inseln von Streifen,
Wie Reifen, mit Flimmerjuwelen, umsprüht:
Der Mann will das Eiland erreichen, begreifen,
Und löst seinen Gürtel, der Keusches umglüht.

Der Grieche zumal schäumte leicht durch die Wogen!
Er hat lauter Fernen lebendig erfaßt:
Das Meer ist den tollkühnen Männern gewogen
Und trägt seine Last oft zu traumreicher Rast.

Drum hat sich den Griechen der Zauber des Meeres,
Am Strand ihrer Inseln, voll Schönheit enthüllt.
Sie sahen am Morgen auf einmal ein hehres,
Lichtinniges Weib, ganz von Erdbrunst erfüllt!

Das war Aphrodite! Auf schäumenden Kronen
Erschien sie und hat ihre Urmilch verschenkt:
Sie wollte die Kühnen am vollsten belohnen
Und hat Jungfrauaugen vor ihnen gesenkt.

Als Rom von Athen seine Venus empfangen,
Da wurde Italien um Flora gebracht!
Nur selten durchglühte die Lust ihre Wangen:
Doch so ist die Keuschheit der Blumen erwacht.

O Flora, dich hätte kein Christkind vertrieben,
Du wärest, als Göttin der Liebe erkannt,
Die Erdmutter Gottes, die Urfrau geblieben,
In der uns Geburtsglut der Gnade entbrannt!

Du Ewigkeitsweib, holde Flora, wir flehen,
Du UnerkanntEinsame, die nicht erstirbt:
O lasse dein Wesen die Erde umwehen,
Da Jugend im Dufte sich sucht und erwirbt!

O lasse entwurzelte Seelen durch Kränze
Noch einmal am Erdhauch sich bitter erfreun,
Im Duft schwankt der Sinne und Urfühlungsgrenze,
Drum magst du mit Reuetau Blüten bestreun!

O Flora, du hättest, als Göttin der Liebe,
Den vollen Gefühlen des Volkes verwoben,
Als Hochmal der Hoffnung im Schreckensgetriebe
Der Kriege, die Seele der Römer erhoben.

Das Heiligtum deiner vollendeten Güte,
O Flora, erglühte bereits in den Herzen
Der Streiter, in denen ein Wunschgarten blühte,
Um einst dort zu rasten und Gram auszumerzen!

Den Römern erschienen auf Gipfeln, in Triften,
Sowie in der Wüste die lieblichsten Gärten,
Und wenn sie den Ozean furchtlos durchschifften,
So sahen sie Fluren, die Frieden gewährten.

O Flora, dich seh ich ein Glücksland enthüllen:
Du zeigst heitre Villen an Bajäs Gestaden,
Die Greise, zu Jünglingen eifernd, erfüllen,
Und lauter noch plaudern versteckte Kaskaden.

Umrauscht vom wildsausenden Brandungsgebrause,
Erscheinen Terrassen, die Pfade verknüpfen,
Und diese geleiten zu marmornem Hause;
Um wieder im Dickichte schnell zu verschlüpfen.

Die Villen entstanden im Sinne Vitruvius':
Im Wasser erspiegeln sich feurige Schlangen,
Die rund um die Hänge des nahen Vesuvius
Wie kupferne Klammern und Glutspangen prangen.

Ja! Hasche wie Aale und blutrote Fische,
Enthuschen bei Bajä dem flimmernden Gischte,
Und hie und da hörst du ein seltnes Gezische,
Wenn plötzlich das Mondtier die Glutbrut erwischte.

O großes Rom, mit deinen stolzen Marmorbauten,
Versteckten Backsteinhäusern und verruchten Gassen,
Als deine Kinder ihrer Weltmacht froh vertrauten,
Begannen sie die Stadt beruhigt zu verlassen!

Ein zweites Rom, das seine Festung hold umgrenzte,
Ist dann in der Campagna wunderbar entstanden,
Und diese Landstadt, die dein Mauernrund umkränzte,
Beschützte ihren Frieden zwischen Laubgirlanden.

Schon Cäsar hat die Wünsche Roms verstanden,
Da er dem ganzen Volke seinen Park vermachte:
Als dann die Bürger drin ihre Erholungsfrische fanden,
War jeder Römer stolz, daß Cäsar ihn bedachte.

Dann später wohnten die Patrizier nur in Villen,
Und ihre Baumeister wetteiferten an Können,
Um alle Prachtbedürfnisse von Rom zu stillen
Und sich die Freude freier Künstlerschaft zu gönnen.

Es brachten doch die Bürger zum Palälienfeste
Bis in das Herz von Rom berühmte Blütenhügel:
Die Reichen praßten da, das Volk bekam die Reste,
Oft auch die Plebs Falerner, Wildbret und Geflügel!

Du freudige Stadt, ein entsetzliches Nagen
Durchwühlt deinen Boden. Vernimmst du das Klagen?
O Rom, horche auf, unterscheide das Bohren:
Hier wird unterirdisch ein Lichtgott geboren!
Die Menge, in Christo geinnigt, gräbt Gänge,
Um drinnen ihr Leid und sich selbst zu verstecken,
Es ist, als ob innerste Erdglut sie dränge,
Die Heilkraft der Liebe im Menschen zu wecken!
Du riesiges Rom, deine Wälle und Mauern
Vermögen dem Anprall der Feinde zu trotzen;
Verfolgte jedoch, die in Grotten schmarotzen,
Beginnen dich schon eingescharrt zu belauern:
Kein Leib aber wird seinen Wurm überdauern!

Die Heiden verspotten noch immer die Christen
Und nennen sie dumme Bewußtseinsbetäuber
Und schelmische Käuze, die unsichtbar nisten.
Versteckt unter ihnen sind freilich auch Räuber,
Von Christo in Schutz seines Kreuzes genommen:
In manchem ist wirklich auch Reue erglommen.
Sie trachten die roten Gespenster zu bannen,
Womöglich die Erdgiftinstinkte zu würgen,
Und singen Lichtlieder, die Priester ersannen,
Um Büßern das ewige Reich zu verbürgen.
Verschiedene Graber und Nachgrübler wähnen
In sich und den meisten den Tod der Gelüste,
Da aber erstehen auf einmal Hyänen,
Die Nachschleicher dessen, der Jesum falsch küßte,
Und diese beschließen die Christengemeinde
Zuerst zu verleumden und dann zu verkaufen.
Denn, meinen sie, liefern wir Rom seine Feinde
Im Untergrund aus, läßt man uns dafür laufen!
Und wirklich, die Römer verzeihen den Räubern
Und lassen die Grottenstadt lüften und säubern:
Sie ziehn unter Rom, aus den schimmligen Löchern,
Gestalten, die halbnackt im Kellersumpf waten

Und lebend schon fast zu Skeletten verknöchern.
Auch Priester sind unten in Isisornaten,
Und alle die Narren (so schimpft man die Sekte,
Von der schon so mancher im Zirkus verreckte)
Verteilt man nun wieder an alle Theater
Und spottet: nun rette sie dort ihr Gottvater!
Das Christentum aber wird niemand vernichten,
Schon steigen die Jünger des Heiles auf Leitern,
Bereit, auf die leibliche Lust zu verzichten,
Zurück in die Grüfte, die noch sich erweitern.
Erglimmt die Begierde zum eignen Entsetzen,
So reißt sich der Christ dort die Kleider in Fetzen
Und kratzt eine Stätte, mit blutigen Händen,
Im Urbsuntergrunde, zum Gottesdienst aus.
Die Tatsachen formeln sich hier zu Legenden,
Und singt man, so schallt in den Gängen Gebraus.
Doch lieben die Christen ihr schreckliches Heim,
Und sprechen sie, lispelt die Decke den Reim:
Der Reim ist geboren, der Reim ist erstanden,
Das christliche Lied, in unheimlichen Banden,
Vermag aus der Urklage klangwärts zu branden!
O Rom, dieses Höhlen durchfrißt deinen Boden,
Auf dem du dich rot wie ein Morgen erhoben:
Dort trachten sich Christen zusammenzuroden,
Um Gott und den Heiland unheimlich zu loben.
Die Leute, die bohrend die Schlünde durchschleichen,
Empfinden ein neues, unstillbares Glück,
Sie trachten gemeinsam das Heil zu erreichen
Und finden davon in sich selber ein Stück.
Gar oft, wenn sie betend und schaffend erschlaffen
Und fieberdurchfröstelt beim Graben verzagen,
Erscheint es beinahe, als könnten Gedanken
Und Geister, allein, weiterschaufeln und schaffen!
Die Weiber erkranken: man gräbt kaum, doch Klagen
Und Seufzer vermögen noch weiter zu nagen!

So werden schon Schößlinge ringsum ersprießen,
Denn endlich wird dennoch das Urwort entworren:
Wir werden die Wahrheit gemeinsam genießen!

*

Ein Priester dort unten verträgt nicht das Bohren,
Die Martern, die Sorgen, das ewige Hämmern.
Ihm wird schon, als ginge die Jugend verloren,
Als müßte er nutzlos in Kerker eindämmern.
Gegaukel kann bald seine Lüsternheit schüren,
Auch packt ihn auf einmal ein Ekeln und Grausen,
Ganz freudlos in Gruben verschüttet zu hausen,
Und schon wird er flüchtig, ein Weib zu verführen.
Doch hält ihn dort oben bald Trauer umklammert,
Er sieht seinen Körper zerdämmern in Blässe,
Er fühlt, daß er ungetrost, hoffnungslos jammert,
Und abermals sinnt er zu Dunkel und Nässe;
Durchfinstert erscheint ihm die Seele der Heiden,
Er kennt seine Römer als schamlose Buben:
Ein ewiges Licht aber, weiß er, sind Leiden
Und Jubel der Bruderschaft, unten in Gruben!
Jetzt wirrt ihm auf einmal das Irrlicht die Pfade
Der Innerlichkeit. Und den irdischen Quellen
Der Lust zu, versucht ihn ein Wunsch nun zu schnellen —
Da ruft er: »O Herr, habe Nachsicht und Gnade!«
Noch folgt er dem Tanzlicht durch Gärten und Gassen,
Doch trachtet er Buhlinnen rasch zu bekehren,
Da rufen die Leute: »Was sind das für Lehren,
Fürwahr, er ist toll, und man müßte ihn fassen!«
Nun will er die Zukunft von Rom prophezeien
Und, wie die Sibyllen, das Ende der Götter
Verkünden und Tempelaltäre entweihen!
Doch ruft, ihm zum Trotz, noch gewandter ein Spötter:
»Fürwahr, noch braucht niemand in Rom zu verzagen,
Viel besser als Narren kann Janus uns sagen,

Ob dunklere Jahre mit flunkernden Sehern
Sich uns, den Beherrschern des Erdrundes, nähern.
Doch nein, ihr könnt still wie der Gott — ohne Grauen,
Den Feinden zum Spott, in das Zukunftslicht schauen!«
Da ruft Christi Priester durchwutet und zornig:
»Ihr Heiden seid bleicher als wir in den Schächten,
Und ist unser Weg auch verborgen und dornig,
So will ich, im Schlund, unsern Gott fortverfechten!«
Nun hält ihn der Römer für völlig verschroben
Und läßt ihn auch, trotz seines Blutfluches, laufen;
Doch ihm wird so plötzlich, als müßte er toben
Und weinen: er ist ja gemein wie der Haufen!
Warum ist sein Leib vor dem Herzen geflohen?
Er hat sich verworfen, dem Ludern ergeben:
Die Grottenschaft muß ihn als Judas bedrohen!
Er tappt aber trotzdem zurück durch die Gänge,
In denen Erchristlichte unsichtbar schleichen.
Er fürchtet dabei seiner Seellenker Strenge
Und freut sich auch wieder, das Heim zu erreichen.
Nun wird er (vermag ein Gemüt das zu fassen?)
Von allen Genossen mit Jubel empfangen:
Sie warteten lange, voll Angst und mit Bangen
Auf ihn, der die Grottenverstecke verlassen!
Oft treibt sein Erscheinen sogar zu Entzücken!
Er sieht, wie sich Geistliche demütig bücken:
Sie glauben, er sei aus der Gruft zum Bekehren
Und Spenden des Heiles so plötzlich verschwunden:
Die Flucht war das Rechte! Der Freunde Verwehren
Des Gangs in Gefahren fiel fort. Feste Kunden
Erhofften vom Manne von oben die Christen:
Sie beteten oft um großes Gelingen,
Er möge sich Zutritt bei Feinden erlisten,
Um Sündern das Wort des Erlösers zu bringen!
Der Priester war schwach, und so konnt er sein Treiben
Dort oben in Rom keinem Lenker bekennen:

Doch hoffte er nun ohne Makel zu bleiben
Und nimmer im Fieber ins Freie zu rennen.
Auf einmal jedoch kam die Luftsehnsucht wieder,
Und glühende Brunst fuhr ihm jäh durch die Glieder.
Da warf sich ein Mädchen ihm plötzlich zu Füßen:
Sie kam in die Gruft, für Vergangnes zu büßen:
Sie zitterte lange, sie konnte kaum flehen
Und mutvoll ihr teuflisches Fühlen gestehen.
Doch rief sie auf einmal, mit blutigem Mund:
»O heiliger Bruder, mein Herz ist so wund,
Ich starrte in Moder und garstigen Dunst,
Ich stöhnte: O Heiland, entraff mich der Brunst!
Ich habe gefastet, ich sprach mein Gebet,
Da haben sich Bilder im Kreise gedreht:
Ein Jüngling erschien mir, auf scheckigem Tier,
Doch kam nicht der Heiland herunter zu mir!
Ich faßte den Knaben. Er hat mich geküßt.
Da pochte das Herz, und es wuchs mein Gelüst:
Ich weiß, — o ich hab ihn im Traume gedrückt
Und herrlich mit Blüten und Tränen geschmückt.
Die Venus, vor der ich mich früher geneigt,
Hat heimlich mir diese Gestalt noch gezeigt.
Denn bat ich um Männer, vor ihrem Altar,
So zeigte sich gleich eine kommende Schar.
Wie kraus mich die nackte Erinnerung quält!
Ich hatte da froh, was mich reizte, gewählt,
Doch nun packt mich immer die Sorge im Traum:
Erwach ich, so würgt mich der modrige Raum.
Gespenster erfüllen die furchtbare Leere,
Sie stürzen auf mich, ich fühl ihre Schwere,
O hilf mir, ich weiß, ich bin immer noch geil,
Der eigne Kalvarienberg ist mir zu steil,
O rette mich, du, o versprich mir das Heil!«
Nun bückt sich der Priester und spricht, tief aus Güte:
»Der Heiland erhört deinen innigen Ruf,

So bete mit mir, daß der Herr dich behüte,
Denn siehe, er liebt, was er leiderfüllt schuf.
Umarme die Wände und küsse die Erde,
In der wir verborgen den Heiland erflehn,
Und wisse, noch ruht Christi folgsame Herde
In Grüften, um einstens erkürt zu erstehn!
O wisse, wir können die Erde nicht schänden.
Sie haucht sich jungfräulich die Pestgeier weg.
Nach Kriegen und Aufruhr, nach gräßlichen Bränden
Umgrünt sie, versteckt sie den schandhaften Fleck:
Sie birgt uns in sich, da wir Rom noch zerstören,
Die Stadt, die, wie Babylon, brunsterhitzt praßt;
Doch mußt du dich erst gegen dich keusch empören,
Bevor du das Übel im Heidentum haßt.
Die Urglut der Erde, die hier uns erkoren,
Das Fieber im Darme der Gier-Urbs zu sein,
Hat auch unsern Heiland jungfräulich geboren
Und will, daß die Menschen zum Kreuze gedeihn!«
In sich aber greift wohl der trostreiche Priester
Die Blutwacht des Zwiespaltes, der ihn bewegt:
Er beichtet, befragt sich und innerlich liest er
Dabei ein Gebot, das sein Wesen zerfegt.
Er schluchzt: »Mutter Gottes, du helles Gewissen,
Du glühender Wunsch, der das Dunkel zerteilt,
Der Schmerz hat die Nebel der Seele zerrissen,
Und du hast mein furchtsames Herz dann geheilt!
Maria, du liegst in unendlichen Wehen,
Du Erdmutter, Mutter! Du leidest in Gruben,
Im Schlunde der Urbs, die als Urgrund entstehen.
Wir schwanken, uns schwindelt in wunschdumpfen Stuben,
Wir irren und walten durch weltgraue Räume
Und sind nur die Wurzeln für Träume, für Bäume!
Maria, auch du mußt dich einsam erkunden,
Wir wühlen für dich, und wir schlagen dir Wunden,
Wir wollen verschrumpfen, doch du sollst einst tagen

Und, Sonnen verfinsternd, der Erde entragen.
O Heiland, nun hab ich dich wahrhaft gefunden,
Du ruhtest so traurig und stumm in dem Grab,
Dann bluteten plötzlich, o Herr, deine Wunden,
Da ich dich, dein Mörder, bleich angesehn hab!
Das Blut aber leuchtete sanft in der Tiefe:
Da wurde die Erde auf einmal erhellt,
Und mir wars, als schimmerte, sickerte, liefe
Ihr Selbstlicht ins sonnlichtbeackerte Feld.
Ich schau dieses Glimmen in Weinbeeren reifen:
Der Glaube an dich, guter Heiland, erwacht,
Wir können die Saat deines Blutes begreifen,
Die Herbsternte strahlt in unsagbarer Pracht!
Schon fließt deine Milch in verzücktem Gebete:
Und reifen im Urschein Geschlechter heran,
So legt in dem Baum, den die Schöpferhand säte,
Der Sohn seine Liebe und Fruchtbarkeit an.
So wachsen die Wesen, in Streit und in Liebe,
Und geben ersterbend lebendigen Geist;
Auch ich habe Beeren und Ranken und Triebe
Im Urschatz der Seele, die Gott ewig preist!
In mondbleichen Nächten, beim sternstillen Morgen,
Erleuchtet und kräftigt Der Sohn mein Gebet,
Die Glut, die im Lichtschoß der Erde verborgen,
Berauscht meinen Wein, wenn die Wärme verweht:
Ach, ferne vom Tage und lauten Verhalten
Gibt ganz sich der Mensch seiner Herzlichkeit hin!
O Heiland, dann magst du in mir wachsam walten:
Ich lache, ich weiß, daß ich Du in Mir bin:
Du kannst mich zum Dir, viel zu tief zu dir ziehen,
Dann seh ich, getilgt ist die furchtbare Schuld,
Denn Gnade ist mir, im Ich selber, verliehen,
Ich trage die Reue und Scham mit Geduld!«

Ganz erschöpft vom Bacchanale, findet Nero keinen Schlaf,
Und doch dringt aus fernen Räumen sanft verklingende Musik
Bis zum Kaiser noch herüber, weil sie keine Türen traf.
Und da flüchtet das Gewölke. Neros Träumemosaik
Zeigt ihm Rom im Purpurkleide, aufgebaut aus Abendpracht.
Das Gestöhne ferner Flöten hat den Dunst nun ganz verzweigt,
Und in Neros Traumregionen ist ein grauser Schwarm erwacht,
Der aus seinen Seelenkerkern zügellos und wild entsteigt.
Freches Lachen, schrille Schreie: wie das raschelt, wie das klingt,
Wie das Zittern straffer Saiten Schloß und Riegel rasch bezwingt,
Wie es Fieberfeuer schürt, selber nun als Lohe glüht,
Bis im Traumglutstrom des Kaisers mancher Feind als Schatten brüht!
Nero folgt nur seiner Neigung, ob er fiebert oder tobt,
Schrecklich ist das Machtbedürfnis im tiberischen Geschlecht:
Nero kann es nicht vertragen, wenn man Kaiser Claudius lobt,
Weil sich der an fernen Fürsten noch im Innern Roms gerächt!
Viel zu weit sind jetzt die Grenzen im vollstreckten Römerreiche:
Und drum feiern Satrapien selber ferne den Triumph.
Lauter Pflanzstätten entwachsen ringsum schon dem Urbsbereiche:
Und so blühen Freudenorte ferne zwischen Wald und Sumpf.
Nero aber will, trotz allem, Großes seinen Römern bieten,

Und da deucht ihm plötzlich, es entspräch des Volkes Appetiten,
Fing er an, die Traumgestalten wirklich durch die Glut zu hetzen:
Ganz entschieden, denkt er, wird mich Rom dafür unendlich schätzen:
Nimmer schläft sein Weltbeherrscher; immer schwelgt er nur und träumt!
Auch umschmeicheln ihn stets Schleier, wie ein schnellverträumter Trug.
Plötzlich sieht er Fürsten taumeln: ihr Gewand war rot gesäumt.
Und er schaut: aus Wunden schlagen Gluten! Und er ruft: »Genug!«
Dieses Bild hat ihn gereizt, und jetzt denkt er mit Gefallen,
Wie besiegte Völkerstämme blutig enge Fesseln tragen,
Wie auf einmal, aus der Höhe, Feuerschloßen niederfallen
Und die Menschen rasch vertilgen, weil sie ihm nicht mehr behagen.
Ja, er sieht nun blasse Sklaven sich durch Flammenschlangen winden,
Endlich auch die Senatoren, die ihm unerbiegsam trotzen,
Und die ganzen Menschenknäule dann im Purpurdunst verschwinden;
Plötzlich aber andre Fratzen aus den Nebelfalten glotzen:
Doch er grämt sich, daß der Hirnbrand gar so wuchtig weiterschwoll,
Und sein Rauch so schnell entfauchte, ihm den Marterreiz zu nehmen.
Plötzlich gellt ein heisres Lachen. Nero hört, man nennt ihn toll!
Und nun kreischen schon und kichern, rings um ihn, vermummte Schemen.
Flammen werden wohl erscheinen, wenn die Masken niederrollen,

Denkt der Kaiser. »Aber nein doch, seht, das sind die frechen, tollen
Christen!« ruft er: »Die, statt meiner, Rom, die Welt beherrschen wollen!
Nero wagt ihr toll zu nennen, mich, den größten Römerkaiser?«
Brüllend hat er sich erhoben, doch schon schreit er: »Spottet leiser!«
Und er fleht, zum Traum gewendet: »Kreischt doch nicht mit schrillen Stimmen,
Denn die Welt könnte euch hören!« Da ihn Schatten fort ergrimmen,
Will er jetzt im eignen Innern Rauch und Dunst heraufbeschwören,
Denn die Christen, dieser Auswurf, dürfen keine Allmacht stören!
Solche Qualen der Beschimpfung kann ein Kaiser nicht ertragen,
Und so läßt er Lästerchristen rasch aus ihren Höhlen holen
Und sie rot auf hohe Kreuze für ihr freches Höhnen schlagen.
Darauf läßt er Holz entzünden, denn sie sollen schnell verkohlen.
So ein Schauspiel findet Anklang, die verdroßnen Weltbesieger
Lassen, unterm Boden Roms, gar regsam nun nach Menschen scharren:
Nach dem Maulwurf suchen emsig jetzt Hyäne, Hund und Tiger,
Viele Sklaven zwingt der Kaiser mitzubrüllen: »Wir sind Narren,
Denn wir glauben an die Marter, spannt uns vor den Judenkarren!«
Ja, es müssen schwarzverhüllte, todgeweihte Karawanen

Wechselweise ihre Wagen, voll von Christen, vorwärtsziehen
(Drin gibts Bürger, Freie — ganz verschiedne Untertanen),
Aber keinem hat der Kaiser Gnade oder Recht verliehen.
Wie ein Wurm wird nun die Sekte aus dem Darme Roms gerissen.
Doch da trauern nicht die Christen, denn ganz rein ist ihr Gewissen.
Sie bemerken kaum die Feinde, sie vernehmen kein Gekicher:
Ihr Gebet gibt ihnen Stärke, denn nun müssen sie verscheiden!
Und sie ziehen fest und tapfer, ihres Martertodes sicher,
Hin zur Stätte ihrer letzten, gottgefällgen Erdenleiden.
Viele glauben, noch genügts nicht, um zu Gott sich aufzuschwingen,
Stark und gläubig auszuharren; und Verlästerung und Qual
Scheinen ihnen viel zu wenig, um den Himmel zu erringen,
Und sie singen, Gott bestürmend, fromme Lieder im Choral.
Fieberangstdurchzuckt erreicht nun dieser Wurm die Marterstätte.
Hurtig werden schon die Christen auf die Kreuze angenagelt,
Und man ruft, wie einst bei Christo: »Bittet Gott, daß er euch rette!«
Hei! Wie hoch von Flammenstößen das in Funken heiter hagelt!
Rom, besonders um das Forum, wird durch diesen Brand bedroht,
Doch das schürt sein Feuer weiter, hocherfreut, daß etwas loht!
Denkt ein Römer an Gefahren? Mit Gejubel und mit Johlen

Sieht der grausam rohe Haufen starke Christen dort verscheiden!
Alle brüllen, klatschen Beifall, daß die Feinde nun verkohlen,
Denn wer liebt es nicht, an Leiden andrer Menschen sich zu weiden?
Ach, die wilde Feuermarter, wie sie einreißt, wie sie schneidet!
Doch Gedanken und Gefühle, voll von Liebe, Todgeweihte,
Die ihr für den Henkerkaiser und sein feiges Krongeleite
Hoch zu Gott emporgerichtet, weil Er mit der Schöpfung leidet,
Heben euch zu dessen Rechten, Nero noch zur linken Seite!
Wie aus Weltenessen stäuben stets lebendige Gedanken,
Und sie legen, wo sie können, Feuer in den Hirnen an.
Heute aber prasseln Bäume sichtbar mit Raketenranken
Und entzünden in den Seelen, was sich frei empören kann!
Glühend roter Bast, wie Zunder, löst sich los von toten Christen
Und entschwebt ihnen wie Tauben, denn so niedrig ist der Flug;
Bald schon kann in den Gemütern dieses Glutgefieder nisten.
»Feuer!« hörst du plötzlich rufen, wo der Sturm den Zug hinschlug!
Eingeäschert ist schon manches altverwanzte Backsteinhaus.
Jeder Brand bringt darum Freude (denn wer weiß nicht, Nero baut
Gern den Römern neue Häuser), und so gibt es Saus und Braus.
Das tanzt trunken durch Ruinen: Roheit lodert auf! Wird laut.
Leichtsinn ist die schnelle Folge, mit dem Feuer kann man spielen!
So ein Brand ist doch ein Schauspiel, wie's wohl niemand früher kannte:

Nichts ist schöner als ein Feuer, wenn die morschgewordnen Dielen
Funkenstiebend rasch verprasseln und die Balken hochgesandte
Wut entflammen; traurig ist nur, wem sein Haus nicht mitverbrannte!
Trunken und im Trubel drängen sich die Römer hin zum Kaiser,
Der, erleuchtet durch der Kreuze helles, grelles Fackelflackern,
Sich das Marterschauspiel ansieht. Viel zu schrill jedoch und heiser
Gellt ihm jetzt das wilde Schreien von so dünkelhaften Rackern!
Ja, er glaubt ein Machtbewußtsein aus dem Volksgebrüll zu hören —
Gar nichts aber, denkt er, darf durch Lob des Kaisers Allmacht stören.
Jetzt erstürmt der böse Pöbel plötzlich Neros schöne Gärten.
Durch des Pincios holde Haine tollt die angetrunkne Menge
Und entleert sich vor den Büsten von Heroen und Gelehrten,
Und vor Virgils Marmorstandbild lallt der Haufe Lottersänge.
Alle fahnden wild nach Christen, um sie rasch ans Kreuz zu schlagen.
Da sie aber keine finden, fängt das Pack an, drum zu losen.
Kreuze sind schnell aufgerichtet. Tausend Mordgesellen tragen
Schon ein todgeweihtes Mädchen, das sie erst noch lüstern kosen,
Jetzt zum rasch geschaffnen Richtplatz. Keinem Opfer hilft sein Brüllen.
Heute müssen Ungezählte noch als Ruß die Nacht erfüllen!

Die dunkelsten Gluten des Juli verbluten.
Nun scheint ein entschwundnes und kurzes Vermuten
Glücksprühenden Lebens der Welt zu entsteigen:
Sie fühlt ihrer Spannung tiefrhythmisches Schweigen.

Das quillt wie ein Leuchten aus herbstlichen Narben:
Die Asche der Farben, die brennend erstarben,
Erblaßt und verzittert, und Frühlichtbestäubung
Versenkt alle Schleier der Farbenbetäubung.

Erschlaffen die Strahlen, die Wonne erwecken,
Entstehen Lichtflecken, die Glut zu bedecken:
So scheinen sich Netze auf Farben zu legen,
Und Nerven beginnen sich ringsum zu regen.

Die waren einst selber die Freude, die Farben,
Und ahnten im Lenze, nach sonnlosem Darben,
Den Aufruhr des Sommers, sein fühlendes Schaffen,
Und spüren bereits sein urjähes Erschlaffen!

Auch liebt die Natur diese drückende Schwüle:
Sie ahnt ihre leiblichsten Muttergefühle,
Sie läßt sich von glühenden Küssen betäuben
Und fügt sich in alles: sie kennt ja kein Sträuben!

Sie schweigt, ihrer Wonne, der Sonne ergeben,
Sie schützt ihr, der Starre entbundenes, Leben,
Und stirbt dann der Sommer, verweht ihr Empfinden:
Sie kann sich mit allen Gestalten verbinden!

Nur kurz hat die Schwüle des Juli gedauert,
Schon fühlt sie, wie Müdigkeit matt auf ihr kauert:
Schon flüchtet die Glut über blühende Zäune.
Und fühlst du? Ihr Abschied erschüttert die Bäume. —

Einst baute sich Nero auf Antiums Gestaden
Ein Lustschloß mit marmornen Prachtkolonnaden,
Und eben erfreut sich der Kaiser, im Schatten,
Am heitern Getriebe auf sonnigen Matten.

Er sieht, wie sich Blüten im Zephir entblättern,
Um scheinbar als Flügel ins Blaue zu klettern
Und immer zu fallen, wenn andere fliegen,
Um träumend sich wieder auf Halmen zu wiegen!

Ihm deucht auch, als warteten Pinien am Hügel,
Mit riesigen Kronen wie offene Flügel,
Aufs Machtwort des Lichtes, sich selbst zu besiegen
Und übernatürlich zur Sonne zu fliegen!

Er hört ein Geplätscher aus steinerner Muschel,
Als wäre es Liebender leises Getuschel:
Und wirklich, ein Pärchen, in Marmor gehauen,
Kann dort seine Schönheit im Weiher erschauen.

Im Sonnenlicht aber erfrischen Fontänen
Den Garten mit hellen, gelockerten Strähnen,
Die Marmordelphine, um Nixen, verschnauben,
Damit sie im Mittag wie Perlen verstauben.

Ein Regenkreis soll diese Borne umranden,
Ihr Tau aber sprüht auf die Gartengirlanden,
Die Erzkinder, munter und voller Behagen,
Am Brunnenrand winden und mühelos tragen.

Bei Wassergeräusch und Gefächle von Kühle
Entflügelt vom Herzen, der Stirne die Schwüle;
Da kann ein Campagnatag wunderreich rauchen,
Um abends in blutigem Dunst zu verhauchen.

Dann will sich der Äther mit Nebel verhängen
Und tiefseits die Kreise des Lebens verengen:
Die Küste darf nie eine Welle bespülen,
Da scheint selbst die See diese Schwüle zu fühlen.

Vermag sie dem Land keine Brise zu schicken?
Sie scheint heute wirklich in Dunst zu ersticken.
Die Sonne versinkt hinter glühenden Streifen,
Doch Nero will weiter den Garten durchschweifen.

Er wartet, bis Sterne ihn freundlich begrüßen.
Bald legt sie das spiegelnde Meer ihm zu Füßen,
Denn er ist der Gott, der die Erde verwaltet:
Schon wundert er sich, daß der Dunst sich nicht spaltet.

Der Kaiser beginnt jetzt zu schimpfen, zu fluchen.
Nun will er durch wütendes Schreien versuchen,
Die Götter und Sterne des Himmels zu wecken
Und selbst die Olympier durch Christum zu schrecken!

Er ruft schon: »Ich laß mich bekehren und taufen!
Ich will dann die Sterne den Göttern abkaufen,
Dafür aber Rom als mein Opfer anzünden,
Weil Götter nicht Antwort durch Sterne verkünden!«

So wandelt der Kaiser noch lange am Strande
Und blickt auf den Himmel mit purpurnem Rande,
Die Lichter des Abends sind noch nicht erglommen:
Was zögert das Dunkel herüberzukommen?

Da blicken dann endlich drei Sterne hernieder,
Doch haben sie Höfe, wie blutige Lider,
Sie wollen nicht einfach wie sonst herabsehen
Und alles, voll Milde, auf Erden verstehen.

Ihr Blick ist verfinstert und fast ohne Leben,
Nicht reuelos schöpfender Liebe ergeben,
Doch kann sie der Kaiser verweint fast gewahren
Und hält sie für Zeichen der himmlischen Scharen.

Er sagt sich, da Götter mich ganz anerkennen,
So muß ich zum Danke die Urbs niederbrennen,
Und bau ich dann Tempel mit goldenen Hallen,
So will ich sie plaudernd mit Hermes durchwallen.

Er will, daß die Welt sein Erträumen erlerne,
Denn denkt er, so krümmt sich sein Sinn in die Ferne!
Er kann lauter raumfreie Haine entfalten
Und zeitlos ganz grundferne Bauten gestalten.

Doch plötzlich entsinnt er sich göttlicher Spender
Und blickt dann zum Himmel, wo rötliche Ränder
Noch immer die spärlichen Sterne verschleiern,
Denn ringsum die Nebel sind finster und bleiern.

Es hat sich die Dämmrung noch wenig verzogen,
Er sieht einen heftigen, flitternden Bogen
Von Osten empor sich stets heller erheben,
Daß selbst in der See jetzt Reflexe erbeben!

Auch läßt ihn besonders die Richtung erstaunen,
Er glaubt an ein Schauspiel olympischer Launen,
Da sagt sich der Kaiser: nach göttlichem Rechte
Erleuchte auch ich bald die feindlichen Nächte!

Er sieht sich bereits von der Gluturbs umgeben,
Wo goldene Wimpel den Fenstern entschweben,
Auch dünkt ihn, es grüßen ihn Feuerdämonen,
Die lange schon lauernd die Häuser bewohnen.

Doch stehen auf einmal die schrecklichen Recken
In Kellern und Dachkammern auf, schlagen Decken
Und Treppen schnell ein, und die Rieseneinbrecher
Entragen den Lucken der brennenden Dächer.

Die Glutarme greifen voll Wut und begehrlich
Nach allem, was nah ist und feuergefährlich:
Dabei aber trachten die Flammentitanen,
Sich immer noch andere Gassen zu bahnen.

Die lockern Gesellen, mit zackigen Zungen,
Sind sicherlich schon zu den Tempeln gedrungen,
Und Flammengestalten, mit furchtbarem Hauche,
Entwachsen rings Arme und Häupter am Bauche.

Schon sieht sie der Kaiser sich himmelwärts bäumen
Und ihn, der ein Gott wird, im Kreise umzäumen,
Darauf, als ein lohender, goldener Reigen,
Tief huldigend um ihn, vor ihm sich verneigen.

Doch Nero träumt nimmer! Wahrhaftige Gluten
Beginnen der dunstigen Nacht zu entbluten,
Wo wurden die Wolken zu Lippen und Wunden?
Der Mond und die Sterne sind rötlich verschwunden.

Jetzt hört er auch plötzlich ein menschliches Schreien:
»Der Boden scheint irgendwo Lohe zu speien!«
Doch gleich darauf: »Feuer! Ganz Rom ist verloren:
Wohl hat sich die Plebs mit dem Heere verschworen!«

Nun wollte der Kaiser die Brandfackel werfen!
Drum denkt er die Aufsicht im Land zu verschärfen:
Er sinnt schon nach Strafen für freche Entzünder
Und sieht sich zugleich auch als Roms Neubegründer.

Dann glaubt er, es wollte ihn Zeus freudig stimmen,
Und deshalb ließ Hermes die Häuser erglimmen.
»Wohl folgte ein Gott«, ruft er, »meinen Befehlen,
So kommt denn, wir wollen beim Brande nicht fehlen!«

Es glaubt nun der Kaiser, sein Werk zu genießen,
Nicht soll ihn der Anschlag von andern verdrießen,
Er freut sich noch heute im Feuer zu prassen:
Ja! Strahlend will Nero sein Antium verlassen!

Nun scheinen ihm Qualme, durch irdisches Tosen
Und Wettern entblätterte, himmlische Rosen,
Doch immer noch andre erglühen dort oben,
Wo Träume sich plötzlich als Bäume erhoben!

Die meisten haben ihr Viertel schon verlassen!
Doch schleichen jetzt Diebe, verwegen und dumm,
Durch öde und schmutzige, brennende Gassen
Und schleppen sich Beute fortplündernd herum.

Jetzt folgen schon allseits den Räubern und Mördern
Die Flammentitanen mit flatterndem Bart.
Auch scheinen noch Stürme ihr Wüten zu fördern,
Und nirgends bleibt arglos ein Stadtteil erspart.

So stürzen sich Winde, in riesigen Wirbeln,
Ins lodernde Rom und zerschleudern es wild:
Da knattern rings Balken, wo Hastfalter schwirbeln:
Der Hunger der Gluten wird nimmer gestillt!

Wenn brennende Bretter, beim Einsturz, zerschellen,
Zerschlendern sich Funken, mit Asche gemischt,
Und Glastfalken können sich blustzu entschnellen:
Vernimmst du Gesud? Wie's im Vipernnest zischt!

Ein Flammenhorst kann rasch acht andre entfachen!
Wie wild sich das Flunkergeflatter vermehrt!
Sein Sang ist ein Angstschrei. Das Giergebrüll: Krachen!
Die Urbs hat durch Prustung sich aufwärts entleert.

*

Die Stadt überrascht nun entzündlicher Regen
Von Funken, den Keimen zu kauerndem Brand,
Und gleich darauf wollen sich Glastschlangen regen,
Gar gierig bezüngeln sie Pflaster und Wand.
So wie sie dann Pfosten und Balken erschleichen,
Umschlingen sie sie, wie durch Hunger ergrimmt:
So lodern sofort Bäume, Fliehende, Leichen!
Der Brand, der die Hügelstadt siegreich erklimmt,
Muß bald den Palast der Cäsaren erreichen!

Am Boden versengen besoffene Leute,
Die plötzlich die Glut in Spelunken erfaßt:
Versprengt stürzt, aus Häusern in Brand, eine Meute
Von Räubern fast immer zugleich mit dem Glast;
Denn Menschen beneiden die Glut um die Beute
Und plündern mit gleicher, geduldiger Hast.
Verworfene Weiber durchjohlen mit Dieben
Die Trümmer und scheinen verteufelt vergnügt,
Und werden sie endlich vom Feuer vertrieben,
So rauft sich das Pack, weil kein Raub ihm genügt.
Das will schon nach Christen zum Peinigen suchen,
Die Menge ist wieder zum Martern geneigt,
Der Pöbel beginnt auf die Juden zu fluchen
Und ruft: »Diese Schmutzbrut von Ratten entsteigt
Den Grüften von Rom, um die Stadt einzuäschern,
Drum spürt sie uns auf, mit Hunden und Häschern!«
Doch findet der Pöbel nicht viele zum Hetzen,
Der Blutdurst Erhitzter wird noch nicht gestillt,
Jetzt sind, nach dem Aufraub von Plunder und Schätzen,
Die Frechsten zum Morden und Schänden gewillt.
Das flucht auf die Numen und huldigt dem Kaiser,
In Rom wird an Geld, nicht an Götter geglaubt.
Dem Bürger erscheint es als richtiger, weiser,
Wenn jeder die Wut gegen Schemen verschnauft!
Wie? Hätten denn nicht beim Verbrennen Penaten
Die Pflicht als Beschützer der Herde verletzt?
Doch sagt, wer könnte des Kaisers entraten,
Hat Nero doch stets, was da brannte, ersetzt!
So freun sich die Römer, wenn Tempel abbrennen:
Wer wird sich zu Göttern, ohnmächtig ihr Gut
Vor Feuer zu schützen, noch weiter bekennen?
Fürwahr, die Olympier vernichtet die Glut
Geschädigter Menschen in Fieber und Wut!
Entlaufene Sklaven, Soldaten und Metzen
Verprassen Geraubtes in wildem Genuß.

Sie plünderten, raubten zuerst auf den Plätzen
Und schwelgen jetzt roh auf der Insel im Fluß.
Der Äskulaptempel wird zornig erbrochen:
Im Inneren predigt ein junger Prophet,
Schon scheint ihm das Blut in den Adern zu kochen,
Er schwört, daß er Zion als Lichtbraut erspäht!
Er fiebert von Sodom, Gomorra, den Städten,
Die einstens Jehova mit Schwefel zerstört,
Er weiß auch die Bibel mit Rom zu verketten
Und ruft, daß Gottvater, durch Frevel empört,
Beschlossen hat, Rom durch den Brand zu zerstören:
Er habe bereits Christi Jünger gesandt,
Die Welt noch zur Einkehr zum Herrn zu beschwören:
Doch werden die Eifrer verkannt und verbrannt!

*

Die Christen erschraken beim Sprengen der Pforten,
Sie wurden auch gleich von der Menge geplagt,
Doch hat noch der Priester, mit feurigen Worten,
Zu sprechen und weiter zu donnern gewagt.
So horcht nun der Mob auf den tapfern Zeloten,
Der alle Patrizier und Reichen verklagt,
Dem Volke, aus Goldgier und Hochmut verboten
Zu haben, verbrüdert und glücklich zu sein,
Doch Christus lüd alle zum Abendmahl ein!
Er spricht von Verzeihung und Gnadenverleihung,
Vom himmlischen, allen verheißenen Reich,
Von Herrschaft der Liebe und Knechtebefreiung,
Und siehe: wie wirkt diese Predigt sogleich!
Der Pöbel versteht einen Gott der Zerstörung
Und fängt schon, in wilder und blöder Empörung,
Im Tempel des Gottes der Heilsmächte an,
Die Opfergeräte in Stücke zu schlagen.
Nun findet in Winkeln ein Mann einen Wagen,
Und rasch macht der Haufe daraus ein Gespann.

Schon wird einer Christin das Büßergewand
Auf einmal mit Johlen vom Körper gerissen,
Und Buben und Greise sind lüstern beflissen,
Das Mädchen zu schmücken: mit komischem Tand
Bedeckt, steht die Nackte nun oben im Karren,
Und der fängt schon an, über Dielen zu knarren!
Obszön hergerichtet, voll Tempelbehängen,
Begleitet von höhnischen Pöbelgesängen,
Erscheint nun die Christin, den Ihren entrissen,
Im Freien. Und kraftlos, als prächtiger Bissen
Gepriesen, entschwinden ihr endlich die Sinne:
Da heißt es: nun schlafe die Göttin der Minne!
Bedroht durch die Flammen, verfolgt von der Hitze,
Verläßt Pack die Insel, von Feuer umloht.
Wohl droht noch der Priester und schreit nach dem Blitze,
Doch schlägt ihn ganz einfach die Wutmenge tot.
Darauf zieht die Meute hinab zum Emporium
Und macht, in der Unordnung komisch vereinigt,
Ein liederlich klingendes Massenbrimborium.
Und trifft Mob wo Christen, wird flott losgepeinigt,
Ja, selbst alle Mächtigen, die nicht entflohn,
Begegnen in Rom jetzt verwerflichem Hohn!
Die Flammen erfaßten die Schläuche Boreas':
Da sind alle Winde dem Gotte entsaust,
Nun werden die Güter der Erben Äneas'
Von Stürmen und Flammen zusammen zerzaust.

*

Die Gassen durchhallt wildes Brausen und Pfauchen,
Und oft dröhnt und donnerts auch plötzlich und kurz,
Das heißt dann, in Häusern, die lodern und rauchen,
Erfolgte im Dachstuhl ein Stützbalkensturz.

Oft zerrt mancher Flüchtling des Hauses Penaten
Noch krampfhaft hervor aus dem drängenden Brand

Und rechnet aufs Glück seiner künftigen Saaten,
Auf Zukunft und Wohlstand, durch eigene Hand!

Das Volk läßt sich schwer durch die Hitze vertreiben.
Es hängt noch am grauen, verlorenen Gut
Und will, nah beim Grab seiner Habe, verbleiben
Und denkt still an das, was für immer dort ruht.

Doch bald fängt Gewühl an nach oben zu drängen,
Wer wüßte sich nicht höher besser gefeit?
Doch liegts auch im Blut, sich in Knäule zu engen,
Gut drückt sichs an anderer Leiber und Leid.

Die Reichen wird hoch ihre Stellung versammeln!
Auf kühleren Hügeln, vor Feuer geschützt,
Beschließen sie gleich ihren Weg zu verrammeln,
Damit nicht das Volk diesen Rückzug benützt.

Wohl muß sie die unklare Zukunft verstimmen,
Besitzende Menschen sind nüchtern und scheu:
Sie zittern, wenn Herr oder Diener ergrimmen,
Und hassen und fürchten, was fremd ist und neu.

Sie trachten, die raschen Entschlüsse zu meiden,
Sie haben sie oft schon, zu spät erst, gefaßt,
Sie bangen auch jetzt für die Götter der Heiden
Und wünschen nicht Altes, doch Aufschub und Rast!

Ja freilich, sie schmähten am liebsten, am stärksten:
Und schwer nur verbeißen sie Kummer und Wut,
Wohl trifft doch das Feuer die Reichen am ärgsten,
Denn was: sagt! verliert die plebejische Brut?

Doch hoffen sie, Nero wird alle beschenken,
Zumal die das Feuer zu Bettlern gemacht:

Besitz in verläßliche Hände zu lenken,
Bewährt sich noch immer zum Stützen der Macht.

Gar viele erklären die Christen für schuldig
Und tuscheln, sie hätten die Hauptstadt zerstört;
Doch besser nichts sagen! Verschwiegen: geduldig!
Solang man nicht Neros Vermutung gehört.

Doch dann wollen Reiche zuerst ihn umstöhnen,
Bis endlich sein Herz sich der Ihren erbarmt:
Doch wer könnte nun dreist die Christen verhöhnen?
Es fühlen sich alle ein wenig verarmt!

Doch gilt es nur, Nero für sich zu gewinnen,
Man sinne nach Macht durch cäsarische Huld;
Und nennt dann der Kaiser die Träger der Schuld,
So wolle man die ganz ins Trugnetz verspinnen.

Die Reichen geloben den Thron zu erhalten!
Sie haben im Freistaat das Alte gestützt:
Seit jeher gefiel ihnen machtvolles Walten,
Und oftmals schon haben sie Kaisern genützt!

Sie lassen sich immerdar schützen und führen,
Wer hat, bleibt der Bürgerschaft sicherer Teil,
Auch können Propheten die Reichen nicht rühren,
Und selten nur sind sie im Staatsdienste feil.
Das, denken sie, muß doch ihr Kaiser bedenken
Und ihnen, bloß ihnen, sein Wohlwollen schenken!
Wahrhaftig, sie sind auch kein schwankender Haufe:
Sie haben nur Sinn für die sichtbare Macht,
Sie folgen dem Strome auf jeglichem Laufe
Und haben es stets wie die Starken gemacht;
Ja, sinkt auf der Wage unsichtbarer Mächte
Die Schale des Neuen, auf einmal beschwert,

So herrschen sie weiter: durch eherne Rechte
Wird wiederum der, der das Geld hat, geehrt!
Sie bleiben dem Staat die Familienerhalter,
Die Herrscher in jeglicher Generation,
Sie lassen ihr Recht als Gesellschaftsverwalter
Bestimmt ihren Enkeln und meistens dem Sohn!

Doch seht nur, sie ehrten doch auch die Penaten
Und brachten oft Opfer nach herrschendem Brauch:
Sie ließen für Jupiter Mastochsen braten
Und freuten ihn so durch den speckigen Rauch.

Sie stellten sich klug zum Olympe am besten,
Indem sie zu Ehren der Götter gepraßt:
Sie opferten immer bei häuslichen Festen,
Genau wie es Priestern des Numen gepaßt!

Wie wurde, bei Reichen, ein Hymen geheiligt!
Sie haben gleich Opfergelage bestellt.
Apollo, Merkur schienen freundlich beteiligt,
Auch Zeus hat sich wunschreich zu Menschen gesellt.

Wie? Hätten die Götter die Starken verlassen?
So denkt doch: warum wurde Rom nicht verschont?
Wer kann ihr Dazutun, ihr Zublicken fassen?
Olymp! Noch bist du von strahlenden Herrschern bewohnt!

Vulkan! Du wirst in den Straßen verlästert!
Schon fragt sich der Römer: verfällt hoch die Zucht?
Die Götter der Griechen sind gierig, verschwestert:
Die Unzucht sticht Gift in verwerfliche Frucht.

Nun spricht ein Patrizier die folgenden Worte:
»O Jupiter Stator, beherrsch uns allein!
Wir halten zu deinem gesetzlichen Horte,
Damit wir auf Erden fast sorglos gedeihn.

Erscheine als Adler und schrecke die Schlange,
Die fürchterlich wütet, zurück in den Staub;
Nun weilt ihre ringelnde Brut schon zu lange
Hier oben: dein Rom war ein Unterweltsraub!

Zertritt diesen Glutwurm mit schmerzlosem Fuße:
Er knete sich rasch zu verzuckendem Knäul,
O Jupiter, hör uns, auch wir tuen Buße,
Gebiete dem furchtbaren Furiengeheul!

Wir lieben dich, Jupiter, Herr unsrer Schlachten,
Du solltest, du guter und leuchtender Gott,
Die anderen Numen zu Tode verachten,
Sonst stürzt dich noch einst ein Olympierkomplott!

Wir wollen von nun an nur dir auf Altären,
Was du und was andere Götter begehren,
Zur Huldigung opfern: den Widder, den Stier,
Die Taube, das Schaf, jedes reinliche Tier,
Auch Sklaven, verlangst du es, schenken wir dir,
Der Kaiser und wir!« und da ruft schon die Menge:
»O Jupiter, herrsche allein auf der Welt,
Wir weihen dir Tempel, und Feiergesänge
Ertönen für dich, der die Ordnung erhält!«

Schon greift jetzt der Brand nach den weitesten Gassen!
Als hungriger, alles verschluckender Wurm,
Beginnt er die Vorstädte rasch zu erfassen,
Und seht, seinen Durst löscht ein düsternder Sturm!

Doch müssen im Bauch die Metalle sich stauen:
Sie reißen des Drachen Gedärme entzwei,
Und was nicht die heißen Geweide verdauen,
Entfließt seinem Wanste als zuckender Brei.

Der Pöbel verläßt nun die dumpfigen Stätten
Des Lasters, weil alles Beflammung bedroht,
Das drängt aus den Schenken, sein Leben zu retten,
Und sieht sich schon himmelhoch grellrot umloht.

Gewürgt von Entsetzen, den Plagen und Sorgen,
Verlieren die Menschen ihr kleines Vertraun.
Die Nacht ist so schreckvoll, und was bringt der Morgen?
Sie denken mit Grauen ans baldige Graun.

*

Die Gier blitzt im Brunststurm: das donnert ins Rauben.
Gelichter, gehorch deinem krallenden Drang!
So schnaube dich aus: du kannst dich dir selber erlauben,
Denn plötzlich sind Mörder die Meister vom Strang.

So grinse Begierde aus tierischen Zügen:
In Blutblicken fuchtelt die Schurkennatur,
Die Nasen verkrümmten entsetzliche Lügen:
Den Mord lies! Hier blinkt jede Stirn seine Spur.

Ein Schrei seines Opfers durchgellte die Ohren
Von diesem Gesellen, der Trümmer durchsucht:
Die Ohrmuscheln sitzen wie knapp angefroren,
Das sagt, so ein Kopf ist von uran verflucht.

Dort lungert ein Haufe, mit Beute beladen,
Die Straßen entlang und verspottet Merkur.
Er ruft ihn, verspricht ihn zu Festen zu laden,
Doch zeigt sich vom Gott keine irdische Spur.
Da pfeift nun der Mob, und ein wildes Geschrei
Erklärt, daß er nimmer die Raubgottheit sei!

*

Der Pöbel macht Aufruhr und schwört, daß er Ares
Allein seinen Diebsanteil abtreten will,
Er flucht und verspricht, daß des Kriegsgottaltares

Gesprenkelter Marmor, vom März bis April,
Und dann vom September bis Ende des Jahres,
Von Lenzzicken, Ferkeln und Herbstwurfhaustieren
Bedeckt sein wird, um seinen Tisch zu garnieren!
Jetzt nähert sich flüchtiges Pack: die Soldaten
Mit wimmernden Kindern, auch Sklaven und Frauen.
Sie werden die Asche nach Opfern durchwaten
Und prahlend sich grausam am Grauen erbauen.
Die Beute verschleppen sie scheu in Spelunken,
Wo Großtun empor pafft. Ein Flammenbetrotzen
Ins Ich irrt. Doch schlimmer noch schwirbeln die Funken,
Bis viele umflimmert ins Lichtgewirr glotzen.

Nun fangen die Römer an, doch sich zu wehren,
Es packt sie die alte, fanatische Wut,
Und siehe, sie treiben die Räuber mit Speeren
Und Steinen zurück in die zischelnde Glut.

Sie sehen oft Mütter im Feuer verschwinden,
Und viele zerfetzen vor Schmerz ihr Gewand:
Die suchen verwirrt ihre Kinder zu finden,
Doch Mörder und Opfer vertilgt schon der Brand.
Nun wagt es kein Mann, sie der Glut zu entreißen,
Und schließlich, wen kümmert das Weibergeschrei?
Sie suchen den eigenen Gram zu verbeißen,
Und stehn, wenn ein anderer schluchzt, stumm dabei.

Auch greifen die Glutklauen immer noch weiter,
Das schnaubende Feuer wird nimmermehr satt:
Es glimmt und es klimmt auf der Hügelurbsleiter
Von Gasse zu Gasse, zum Saume der Stadt.

Jetzt nahen verstrudelt die Flammen den Scharen
Von Römern und Fremden in furchtbarer Not.
Sie können nur Feuer um Feuer gewahren:

Das Grab ihrer Habe ist blutrot umloht,
Die Glut leckt wild weiter, — doch sonst herrscht der Tod!

Das Feuer jedoch wird durch uns zum Gespenste!
Der Gott, der dem Moses im Strauche erschienen,
Und der über Daniel in Babel erglänzte,
Den jetzt, neben Juden, auch Christen umdienen,
Hat eben sein Antlitz den Römern gezeigt:
Und sehet, das Volk hat vor ihm sich verneigt!

Bedrängt durch das Plündern und Morden der Horden,
Erstickt und bedroht durch den qualmenden Brand,
Sind alle beinahe zu Kindern geworden:
Da dünkt sich ein Träumer vom Himmel gesandt.

Er plappert mit Schwüren, zum Volke gewendet,
Es hätten die Götter die Tempel geschändet,
Und dann hat er laut in die Flammen geschrien:
»Ihr Numen habt eure Altäre bespien!

Du, Mars, hast die Pfeiler des Staates zerschlagen:
Nicht Hera blieb heil, noch Hesta verschont,
Die Flammen Hephaistos' verdüstern den Wagen
Des Phöbos, des Gottes, der aufsteilend thront.

Wir werden an Jesum von Nazareth glauben!
Wir wollen ihm Opferaltäre erbaun!
Nun mögen die heidnischen Götter verstauben!
Wir können dem Jupiter nimmermehr traun!«

Die Worte des Priesters erschüttern die Menge:
Sie denkt sich wahrhaftig von Göttern genarrt,
Doch fühlt sie zugleich die erhärtende Strenge
Des Neuen, das dort aus der Glutsäule starrt.

Sie konnte noch nie solche Wutrede hören!
Was heute erscholl, hat noch niemand gewagt:
Sie will sich noch immer nicht offen empören,
Doch wird ihre Furcht hoch von Wut überragt!

Wo ist die Erklärung, daß Götter verkommen?
Doch seht euch nur um, allzu wahr ist der Greuel!
Der Herr aber, der seinen Weltthron erklommen,
Verschüchtert noch immer den hilflosen Knäuel
Von Heiden, den Funken und Sprühgarben taufen.
Und plötzlich spricht wiederum einer im Haufen,
Und zwar der verstockteste, grausamste Heide,
Der früher den Pöbel zum Morden verführt,
Von christlicher Hilfe, von siegreichem Leide
Und Herrschaft der Armen, die Jesus erkürt.
Ein Zukömmling sagt, mit ekstatischen Gesten,
Er sei aus den Höhlen der Christen entflohen:
Er kenne das Walten der Sekte am besten
Und fühle nun wieder sein Christentum lohen.
Er habe sich völlig dem Heiland verschrieben,
Da dieser die Menschen als Brüder beschützt,
Und sei auch ein christlicher Priester geblieben:
Er habe schon oft der Gemeinschaft genützt!

So werden die Bürger, die Rom tief betrauern,
Dem Christentum langsam gewogen gestimmt,
Sie müssen sich selber so innig bedauern,
Daß endlich der Heiland im Herzen erglimmt.

Sie denken, ein Gott, der sich selber gepeinigt,
Erspart uns, die leiden, bestimmt seinen Hohn.
Ein Gott, der in sich alle Welten vereinigt,
Und der seinen eigenen, leiblichen Sohn
Den Menschen geopfert hat, wird uns beschützen
Und freundlich beim Aufbau von Rom unterstützen.

Ein Weib kommt nun plötzlich wie rasend gelaufen:
Wohl rasch durch Geschautes verblüfft und verzückt!
Ein eisiges Staunen nimmt Herrschaft vom Haufen:
Schon wird, ganz in Angst, auseinandergerückt.

Doch hält diese Frau noch die Hände erhoben,
Als folge sie, sehend, der hellsten Vision.
Erst mag sie das Kreuz und die Märtyrer loben,
Und nun schreit die schauende, wilde Person:

»Ich habe zwölf Kinder auf einmal verloren,
Sie wurden vom höllischen Feuer verzehrt!
Ich habe acht Söhne dem Staate geboren
Und selber mit üppigen Brüsten genährt:
Was taten die Götter? Das Wohl ist vernichtet:
Wir sind, wie sie selber, zugrunde gerichtet!«

Nun sucht sie und scharrt sie, im Schutt der Ruinen,
Ihr Schreien hat furchtbar die Brandnacht durchgellt,
Die Mutter des Heilandes sei ihr erschienen:
Sie sieht sie als leuchtende Herrin der Welt!

Nun schwört sie, sie werde zum Throne gerufen,
Es habe die Mutter sich zu ihr geneigt
Und gleich dann, auf herrlich erleuchteten Stufen
Gesteilt, ihre Kinder als Engel gezeigt.

Nun ist sie im Taumel zu Boden gesunken.
Sie glaubt, sie hat himmlische Milde getrunken,
Da süß ihr die Jungfrau die Lichtbrust gereicht,
Und drum ist ihr plötzlich so wonnig, so leicht.

Doch faßt sie sich wieder. Voll jüngstem Verlangen,
Zum Volke zu reden, beginnt sie nun laut:
»Ich habe den Heiland, hoch über den Schlangen
Der lodernden Welten, voll Ruhe, erschaut!«

Zuerst ist ihr Sagen zerbrocktes Gestotter,
Sie zerrt noch, zerzaust ihren Sprachenballast,
Doch plötzlich entwirrt und enthaspelt sie flotter
Die trefflichsten Worte, zu Sätzen gefaßt.

Stets schriller beginnt sie zu wüten, zu wettern,
Als schlüge sie Blitze aus stahlhartem Stein,
Sie ruft, sie kann Götteraltäre zerschmettern,
Und gleich darauf setzt sie den Weltheiland ein!

Schon folgen ihr Mütter und leidende Frauen,
Die viele verloren, die Kinder, den Mann:
Sie wollen nun gläubig der Leidmutter trauen,
Die schmerzensreich ewige Gnade gewann.

Nun zieht sie, im Zuge voraus, durch Gefilde,
Wo Atmen Befreiung nach tiefster Gefahr:
Am Himmel erschaut sie die Göttin der Milde
Und baut ihr im Herzen den Sternenaltar.

Ja, Sterne sind Boten und Blüten der Güte,
Denn immer, wenn lodernde Helle erblaßt,
Sobald nur der Blutring des Tages verglühte,
Ereignet ihr Wink sich als Spender von Rast.

Ihr seliges Wesen ist glühbunt beflügelt.
Ihr gläubiges Funkeln verstrahlt Gottes Macht.
Ihr Minnen ist frei und der Weltwunsch gezügelt:
Was irdisch erkeimt, wird von ihnen bewacht.

Im Ich-Licht der Sterne, den schützenden Müttern,
Sind Sorgen um freundliches Leuchten geschart.
Das Licht-Ich der Sterne wird Frauen erschüttern:
In Demut ersternen ist weibliche Art.

Die nächtliche Ewigkeit: Frauenherz! spendet
Erlöschende Sterne der sterblichsten Welt;
Die Milde der glücklichen Lichtfürsten sendet
Uns Erdkindern Grüße, durch Mitleid erhellt.

Nun flüstern die Mütter: »Wir werden allnächtlich
Uns hier, unter Bäumen, still wiederum sehn,
O bleiben wir, tagsüber, reinlich und rechtlich
Und lassen wir nachts uns von Schauern umwehn!

O bringen wir Blüten, die Sterne des Tages,
Zum holden und herrlichen Gottesaltar,
Dann freuen die Augen des irdischen Hages
Der Sterne urkindliche, liebliche Schar!«

Jetzt singen die glücklichen Weiber: »Wir pflücken
Die Blüten der Felder, um Gott zu erfreun,
Wir wollen versammelt uns lieben und schmücken
Und dann wie die Blätter uns weithin zerstreun!«

*

Als vielerlei Länder Sibyllen gebaren,
Hat Romulu's Wölfin sie alle gesäugt,
Und jetzt stürzt ein Jude das Reich der Cäsaren,
Und Ihn hat das Leid aller Menschen gezeugt.

Er ist ein erfeuernder Seelenerwecker,
Er hat hoch vom Kreuze die Erde befreit,
Er ist aller Völker Verheißungsvollstrecker,
Und wer an ihn glaubt, überflügelt das Leid.

Einst hat ihn die Weibheit der Erde getragen,
Er ward, wie das Licht, der Jungfräulichkeit Kind:
Er leidet das Leben, versternt unsre Klagen
Und schenkt dir sein Blut, wie ein Herbstwald dem Wind!

Es folgen ihm Weiber und gläubige Männer!
Durch ihn sind die Leiber zu sterben bereit,
Er ist unser gütiger Herzenserkenner,
Und wer ihn erfreut, wird von Zweifeln befreit.

Er machte die schweigenden Tiefen empfindlich!
Und als er die Römer zur Kreuzigung zwang,
Da wurden die Leidenden unüberwindlich,
Denn groß ist der Büßenden fürstlicher Gang.

*

Von glühenden Zungen, die Unheil verkünden,
Ist ringsum die Urbs des Genusses umloht,
Und Flammen, die Leiber und Seelen entzünden,
Bereiten den Gottheiten Sorge und Not!

Weltungeheuer, aus Zunder und Feuer,
Nun wurmen die Numen in Satans Gewalt.
Schon werden die Burgen, das Tempelgemäuer
Von kletternden Klauen des Brandes umkrallt.

Die Auen des Pan sind unheimlich verglommen,
Und Flammengedanken verschlingen sich tief
In Seelen, die leibliche Botschaft vernommen:
Erwacht ist der Weinberg, der still und stumm schlief!

Die Krallen des Brandes verschleudern die Steine
Der Tempel der alten, versinkenden Welt.
Verwüstet sind weithin die heiligen Haine:
Schon haben Propheten die Eichen gefällt.

O Rom, du kannst brennende Tempel erblicken,
Penaten vom eigenen Feuer bedroht!
Sie werden aus Angst und in Flammen ersticken:
Schon naht ihr lebendiger, lodernder Tod.

Doch seht auch: die Flammen beschützen das Leben!
Nun sind sie ein furchtbares Zukunftsgespenst:
Oft kann sich der Erdgeist zur Drohung erheben,
Doch Feuer ists, das uns mit Freuden bekränzt.

Der Boden muß Geistererflammung gebären,
Die Erde trägt ewige Wälder im Schoß!
Sie labt, wer da Durst hat, mit Reben und Ähren,
Und wenn wir verzweifeln, — so zeigt sie sich — bloß.

Denn nackt sind die Flammen! Ja Rankenskelette
Das hastige Wesen vom wachsenden Wald.
Urzukunft ergrellen uns brennende Städte:
Und Roma entleuchtet Jehovas Gewalt!

Doch Nero, von brüllenden Löwen umgeben,
Erblickt nur ein Schauspiel von singendem Gold,
Und wenn seine Bestien, vor Schrecken, erbeben,
So fürchtet er — wenig, denn Zeus ist ihm hold!

Die Katzennatur scheint an Flammen zu saugen:
Vielleicht wird ihr Wüstenbedürfnis gestillt?
Die Grausamkeit gleißt schon aus grünlichen Augen,
Der Brand macht die Tiere erschrocken und wild.

Der Kaiser jedoch merkt kein Zerren und Pfauchen,
Er sieht nur ins Feuer, das freudvoll versprüht,
Er schaut, — doch er ahnt nicht, daß Götter verhauchen:
Da schauendes Denken ihn fürchterlich müht.

*

Die nächsten Geschlechter begruben die Numen
Und haben sich Tempel aus Trümmern gebaut,
Ihr Gott aber wuchs aus asiatischen Krumen,
Dann hat er italisch ins Weltwerk geschaut.

Gewählt ward ein Gott, der Ägypten gegeißelt,
Als Pharao, samt seinem Heere, ersoff;
Doch Rom hat ihn gleich im Gedanken gemeißelt:
Sein himmelumwaltendes Herrschtum ward Stoff.

Wer gab ihm bewegliche, griechische Glieder,
Ein jüdisches Haupt auf etruskischem Rumpf?
Man webte sein Wesen in christliche Lieder
Und sang sie zu Ostern zum Sonnentriumph.

So mußten im Brande die Götter vergehen!
Das Jupiterbildnis ward plötzlich gestürzt,
Oft hat ein zerstürmendes Wettern und Wehen
Dem Feuer den Weg über Hügel gekürzt.

Die Flammen zerstörten die Marmoraltäre,
Doch unberührt dauerte Roms roter Thron,
Dort schützte der Papst bald die kirchliche Lehre,
Dann später das Reich und die Inquisition.

O Weltenleu, oft sträubst du deine Flammenmähne:
Entloht der Urbs der Feuerabglanz deiner Wut?
O sage, Löwe: was bedeuten Purpursträhne?

Jetzt brüllt der Mensch. Das Holzwrack knarrt. Schon
tobt die Glut.
Sind Gallier in der Stadt, nach Römergold zu scharren?
Die Gänse schnattern nicht, fort ist der Latiermut!

Erscheint ein Triumphator auf dem Siegerkarren,
Soll Rom im Brand den Abglanz seiner Kraft gewahren?
Barbaren sind es, und sie werden hier beharren!

Dort kommen sie mit wildverworrnen, goldnen Haaren!
Wie sträubt die Feuermähnen sich Zerstörungslust
In frechen Söldnern und in freien Kriegerscharen!

Sie haben kaum von Gold und Goldesmacht gewußt:
Und wie sie ungestüm die Tempelpforten sprengen,
Erscheint um manchen plötzlich — Gott, im Flammen-
wust!

Ihr Römer seht sie nur zertrümmern und versengen!
Sie suchen Gott im Feuerherd und Abendhauche:
Die Stadt beginnt sie drum mit Wasser zu besprengen.

Wie eine Witwe wühlt die Urbs, im eignen Rauche
In der Campagna, sich ins Grab von ihrem Geiste.
Sie scharrt und stöhnt und liegt dann stumm auf ihrem
Bauche:

Das Gold ist fort. Und tot der Aar, der sie umkreiste!

Das Weltgenie von Rom war tot.
Der Löwe hatte kurz geröchelt,
Die Leiche aber weiter fort die Welt verpestet.
Ihr voller Rumpf, der sich durch lauter Raub gemästet,
Schwoll an, und wie ein Aas im Straßenkot
Bedrohte er die Welt mit arger Fiebersnot.
Doch Rom, die Stadt des stumpfen Mittelweges,
Blieb selbst noch zweifelnd-abergläubisch groß.
Sie wuchs, denn sich zu füllen blieb ihr Los,
Doch sie behielt auch ferner etwas Träges.
Ihr guter Bürgersinn gab ihr Gedanken
Und stellte sie in keiner Lage bloß.
Verletzten sie des Nachbars Räuberpranken,
So gab sie plötzlich ihm den Todesstoß.
O Rom, ich sehe, wie du meistens dich verteidigt:
Die Völker, die Italien mitbewohnten,
Propheten, die dein Mittelmaß beleidigt,
Die Sklaven, die sich gegen Rom vereidigt,
Und jeder Feind, der deiner Macht genaht,
Ward von der Göttin Roma überfahren!
Du übertrumpftest schließlich das Triumvirat,
Stets konnte sich dein Bürgergeiz das Geld bewahren.
Zertrümmert lag das Werk der herrlichen Cäsaren,
Doch Rom, das immer siegreich seinen Feind zertrat,
Besiegte nun durch seinen Glauben die Barbaren.
Das Wort ward durch das Römertum zur Tat!
Die Urbs verschmähte nicht vom Besten anzunehmen,
Denn niemals liebte sie, was arg zurückgeblieben:
Das Kühnste mußte schließlich sich nach Rom bequemen,
Denn Rom besteht, und die Propheten werden aufgerieben.

Gedeihe, großes Rom, bestelle dir Konzile,
Verknüpfe alles, was du irgend schlau vermagst,
Noch gilt dein Wollen einem großen Lebensziele,
Dem Werk, in dem du selber unvergleichlich tagst.

Versuche, Rom, in deiner Kirche das zu fördern,
Was irgendwie sich an dein Machtverlangen schmiegt.
Du wirfst die Weltrebellen zu gemeinen Mördern
Und biegst, zerknickst, was deinem Sieg entgegenliegt.

Wohl braucht der Mensch den Mittelweg, um still zu wandeln,
Und den hat Rom für alle Völker reingefegt:
Die Abgewichnen wird es gerne mild behandeln,
Da keine Schwäche Rom sich in die Wege legt.

Den Tartarus vertiefte sichs zur Christenhölle
Und hat dadurch den Einsturz seiner Macht gehemmt:
Sein Geist war da, damit die Zahl der Christen schwölle,
Und seine Kraft hat Riesenfluten eingedämmt.

O Rom, du wecktest Schätze, die in Heiden schliefen,
Du hast dir Grundverschiednes angepaßt,
Du hörtest tausend Stimmen, die nach Rettung riefen,
Und trugst der Weltkultur unendlich große Last.

Du zogst die Welt in deinen Bann erhabner Ruhe,
Du sammeltest die Worte, die du rings erfrugst,
Du legtest fremdes Gut in deine goldne Truhe,
Um die du dichte Schleier des Vergessens schlugst.

Jetzt fühle ich der Schönheit Flügelschläge,
Im Norden ist die Lilie Frankreichs aufgegangen,
Die Christenliebe wird in Marmorblöcken rege!

Hold trägt den Fels nach Offenbarungen Verlangen!
Schon klimmt ein Frühjahr steil empor an Kathedralen,
Und über Türmen seh ich Schönheitsgipfel prangen.

Das Leben läutert sich aus unempfundnen Qualen
(Denn nichts zu fühlen ist der Fluch der schweren Steine)
Zu Formen, die lebendig ihrer Nacht entstrahlen.

So trachten tausend Sonngeburten, im Vereine,
Als Pfeilerbündel langsam sich emporzurecken,
Denn alles Irdische verneint das Steile, Reine!

Jetzt scheinen Osterglocken allerliebste Schnecken,
Verkrümmte Lurche, Ohne, Echsen, stumpfe Würmer,
Die reinste Teufelsbrut, im Steine zu erwecken.

Fürwahr, schon ruft, mit ernstem Glockenschlag, der Türmer
Ein ganzes Schlummerreich empor ans Licht, ins Leben,
Und weist: o folgt dem Menschen, euerm Sonnenstürmer!

Ihr Wesen alle, laßt euch froh zum Licht erheben,
Ihr Schwalben, sehnt euch her nach stolzen Menschenwerken,
Ein Taubenschwarm soll immerdar dem Bau entschweben!

Ermüdet mag der Wandrer einen Dom bemerken,
Die Schönheit ihm fast engelsgleich entgegenfliegen,
Des Münsters Himmelssehnsucht jeden Pilger stärken!

Oft mögen Wünsche domwärts in der Luft sich wiegen,
Und sollte unterwegs die Büßer Furcht beschleichen,
So könne Schönheit alle Zweifel gleich besiegen!

Zwar darf kein Engelsbild von seinem Sockel weichen,
Noch je der Glockenklang ihm goldne Flügel leihen,
Doch seine Schönheit wird uns immerdar erreichen!

Jetzt schweben Engel auch in holdgeträumten Reihen
Vom Dom herab und leiten uns in hohe Hallen,
Um Seelen durch beschloßne Ruhe zu befreien!

Das Kirchenherz scheint in Italien aufzuwallen:
Da sieht der holde Franz in eigner Innerferne
Die gleiche Glut wie Frankreich, hinter Blutkristallen!

Sein Münster wölbt sich über Gottes liebe Sterne:
Selbst Vögel nisten traut in seinen Kathedralen,
Denn was da liebt und leidet, hat er innig gerne.

Er scheint mir fast die liebe Frau auf Glas zu malen.
Warum? Ich weiß es nicht! Auf einem stillen Anger
Erscheint mir seine Jungfrau hinter Gnadenstrahlen.

Sie ist für mich der ganzen Welterlösung schwanger,
Schon fangen Frühlingsblüten an, um sie zu lachen,
Doch wird ihr Antlitz immer traumhafter und banger.

Besonders blaß erscheint sie durch das Lenzerwachen:
Sie ahnt vielleicht bereits in ihrem Muttertraume
Den eignen Sohn im Kampf mit einem grauen Drachen.

Da zwitschern aber alle Vögel laut im Zaume
Und wollen so die Angstgedanken wohl verscheuchen,
Doch seht, auch Engel blasen schon im Wolkenflaume.

Das singt aus voller Brust und aufgeblähten Bäuchen,
Das braust, daß es die Jungfrau rasch im Hag erwecke,
Denn Frühlingsstürme werden bald das Land durchkeuchen!

Doch hegt der Heilige besonders eine Hecke,
Wo Blüten bunt aus blassem Glase bluten,
Und predigt Vögeln dann in einer grünen Ecke.

Das alles ist ein Hoheslied der Erdengluten,
Ein Heilsversprechen jeder kleinen Vogelstimme,
Ein wunderbares Dichtertum und Grundvermuten!

Das singt von Höhen, die der Mensch erklimme,
Von einer Liebe, die das Sternenall umarme
Und die in Werken sich ihr Weltgesetz bestimme!

Nun schnitzt der Heilige, in seinem tiefen Harme,
In einer Sprache, die wie Holz so gern erblühte,
Auf einmal Jesum, daß er unser sich erbarme!

Die Sprache, die beim Trab von Virgils Vers erglühte,
Die wie ein Roß die Recken stolz ins Treffen führte,
Wird plötzlich so, als ob sie sanft zu sein sich mühte.

Ja, sie erweichte, als Franziskus sie berührte!
Nun tönt sie hold und gibt des Heiles Stimme wieder:
Dir ists, als ob sie lusthaft seine Hand verspürte.

So bleibt der Heilige bei seinem Werke bieder,
Er hat nur seinen Gott in frisches Holz geschnitten,
Doch keiner blickte je so treu vom Kreuze nieder.

Das ist ein Christus, der für alle ausgelitten.
Umgraut vom Dunkel einer alten Tempelecke,
Erfährt er wohl bereits das Gut, das Er erstritten.

Jetzt hascht ein roter Strahl empor zur kalten Decke,
Vielleicht ein Widerschein der Glut, die Gott entzündet,
Doch ists, als ob die Hölle sich nach oben recke!

Die Sünder schlängeln sich zum Heil, das Er verkündet,
Doch wieder nein, das rote Licht, das da erzittert,
Ist ruhig wie ein Herz, das sich mit Gott verbindet.

Wer weiß, was dieses Lämpchens Einfalt alles wittert?
Wie dem auch sei, das Werk, mit dem er uns bedachte,
Ward bei der Arbeit nie durch Zweifelsangst verbittert.

Er säte stets und sah die Saat, die bald erwachte;
Sein Leib war Früh- und Abendglut, die nach dem Sturme
Schon häufig heitre Überraschungsstunden brachte.

Nicht Glocken, Schwalben rufen uns von seinem Turme.

Schon siebt die Erdenglut durch Kathedralenranken:
Sie hat sich leicht in kühnem Schnörkelwerk verkrustet,
Das Lebensfieber sprengt die glatten Leibesschranken!

Erschaut die Glut, die in den Zinken weiterprustet,
Seht Notre-Dame, die sich trotz Teufelsspott erhoben,
Verweilt, wo nachts der Sturm durch finstre Bögen hustet!

Dort harrt ein Nonnenzug und scheint den Tod zu loben.
Er fleht vielleicht, er möge sie dem Tag entreißen,
Denn hier ist Licht nur bleich in Trauer eingewoben!

Doch höher oben seh ich Marmorengel gleißen,
Die scheinen schon im Himmel Hymnen anzustimmen,
Und drunter trachten Drachen Schmerzen zu verbeißen.

Doch wollen Freuden leicht die Leiden überklimmen,
So strebt und klettert drum das ganze Domgefüge
Vorbei an Wutgebilden, die in Stein ergrimmen.

Dort ringeln sich und wandeln lauter Schneckenzüge,
Wie Schicksalstreppen und versternte Schreckgewinde,
Erhaben hochwärts über Spuk und Teufelslüge.

Hier ist es bald, als ob der Stein die Form empfinde
Und sich im Turm zum Himmelssturme selbst ermannte,
Uns wird, als ob ein Dom die Welt in sich verbinde.

O Bau, jetzt kommt der Geist, den dir Italien sandte!
Er wandelte und blickte lange in Ruinen:
Er liebt und er begreift dich schon, man nennt ihn Dante.

Das Frankentum erfaßt er in Terzinen,
Er ist ein Massenfolterer und Dichter,
Und tief umschielen ihn verblüffte Mienen.

Dir deucht, als ob im eignen Höllentrichter
Er Wurfspiralen, Schatten, rhythmisch bändigte,
Denn seht, im Wirbel glotzen Schreckgesichter!

Mir wirds, als ob sie Gott in sein Belieben händigte:
Er wird ein Geisterrichter und ein Seelenkomponist:
Heil Dante dir, der solche Fahrt beendigte!

Du bist ein Weiser, aber dennoch schon ein Christ,
Ein Welscher, der die Massen liebt und heimlich lauert,
Ob einer das Verstellen kurz vor ihm vergißt.

Doch Gnade jedem, der, ertappt, vor ihm zusammen-
schauert!
Denn kalt ist er und jetzt sogar ein Menschenhasser:
Er sieht, versteht kein Laster, das sich dumpf verkauert.

Wie lugt die Faulheit doch, verdummt aus grauem Wasser.
Wo Lebensmilde nie durch dicke Deiche bricht,
Da steckt im Eigendreck der Geizhals wie der Prasser.

Dem Dichter winkt gar oft ein schreckliches Gesicht,
Das ist dann meistens wer, den er im Leben kannte,
Und häufig lauscht er hin, was so ein Schatten spricht.

Doch da er jeden Zufall aus der Welt verbannte,
So fühlt er eine urgerechte Welt im Ich,
Und deshalb rührt auch selten nur ein Schicksal Dante!

Durch innre Zwiste führt der Genius einen Strich:
Da tritt, mit blutgem Haupt, die Tragik erst zutage
Und grinst das Wesen an, das sich mit Gott verglich.

Dann ists, als ob ein Höllenlachen aufwärts rage,
Als ob die Grausamkeit sich jäh mit Fleisch bekleide,
Und selbst die Starre falsches Lächeln noch vertrage.

Mich wirrts, als ob ein toter Blick am Leid sich weide:
Stets heller, hohler, höher hallt das Höllenlachen,
Verruchtheit grinst und girrt, verkrallt im Lasterrachen.

Das sind die Zangen der Materie: Sünden, Seuchen,
Auch Unzuchtzähne, Fieberlinge, Ursturzmächte,
Gewissensbisse, die uns hin und wider scheuchen.

Des Schleudergeistes Ohnmacht im Geschlechtsgefechte
Verkrampft, was in uns heult, zum eignen Steinsymbol,
Zur Höllenplastik ewig starrer Seelenmächte!

Verdammtes kreist da, ohne Achse, ohne Pol.
Die Selbstmörder sind ewig in den letzten Zügen.
Der Urblick zwinkert braun vertieft und lichtlos hohl.

Da muß die Wut sich in das Welterbeben fügen,
Und das will rastlos, unerlösbar seinen Tod.
Du kannst den Höllengrund zerreißen, nicht durchpflügen!

Es gibt wohl keine Rettung mehr im Sünderkot.
Und dringt darum auch Wut und Spott aus dem Morast,
So stößt den Schreier Dante heftig weg vom Boot.

Vielleicht hat er bereits das Paradies erfaßt?
Jetzt dringt sein Geist wohl ahnungsvoll in Christi Nähe,
Doch nichts als Dites Stadt entflammt ihm seine Hast.

Ihm ists, als ob sie ganz aus Wut und Glast entstehe,
Schon sieht er Türme, Trümmer schaurig funkeln,
Wer weiß, ob nicht ein Schmerz die Festungsstümpfe blähe!

Seht, Nackenmauern, dick bespickt mit Giftfurunkeln,
Umschwirren Seufzerschwärme, die den Schlaf verloren,
Und Weh entströmt aus Türen, die in uns verdunkeln!

O, das sind Schlünde, Münder, Feuerflammenohren,
Gehirne, Bäuche, die sich nimmersatt verzehren:
Gebisse, Spuk wie Speichel, vor den Höllentoren.

Da brennen Gluten, ohne etwas zu bekehren,
Sie säubern nichts und sind doch grauenvoll und mächtig,
Und nirgends wird sich ihrer je ein Mensch erwehren!

Ach, ewig bleibt die Erde an Verdammten trächtig:
Und dennoch,—was dort schleicht,—das sei mit Recht
verachtet,
Ja, Nachsicht ist der Höllenabkunft tief verdächtig!

Was sich verstellt und einwärtsschielend klug betrachtet,
Bleibt immerdar der Qual im Höllenschlund verfallen,
In dem das Fleisch, wenn schuldlos selbst, doch nötig
schmachtet,

Da bloß als Gegensatz die Seelen heimwärts wallen!

Entreißt der Geist von Dante sich aus Höllenkrallen?
Belebt, vermengt er noch dazu den Rassenschleim?
Durch ihn wird manches fremde Lied in Rom erschallen!

Horcht, jetzt entwindet sich sein Wunsch aus Satansheim,
Mit Himmelsrhythmen sprengt er jede Geistesfessel
Und spielt nur mehr mit Bildlichkeiten und dem Reim.

Denn peitscht sein Feuergeist auch im Verderbenskessel
Die Seelen noch, im starren Kreislauf, auf und nieder,
Vertauscht er doch schon Höllenthron und Richtersessel.

Er gibt der Christenheit ihr Rechtsbewußtsein wieder,
Er zeigt den Menschen als ein armes Erdensein
Und nennt den Leib ein urverfluchtes Leidensmieder.

So gilts aus diesem sich im Geiste zu befrein,
Ist in den Körper doch die Seele bloß gebettet,
Und in der Dichtung faßt sie schon den Freiheitschein!

Wo Dante Büßer durch ihr Seufzen kühn verkettet,
Da hat er rasch den Bann des Einzelseins gebrochen
Und Seelen, als des Wortes Widerhall, gerettet.

Des Handelns Einklang hat der Dichter ausgesprochen:
Wir hören ihn und übergeben ihn den andern,
Und deshalb kommen Büßer vielfach angekrochen.

Verbunden müssen sie dem Heil entgegen wandern,
Doch wieder einzeln und entlöst der Glut entschweben,
Denn Seelen werden abermals zu Salamandern!

Einst wirst du stark wie irgendwelches Urerbeben,
Das stets an Rachefelsen, freudenkündend, rüttelt,
Und schreist den Freiheitsschrei, den alle jetzt erstreben!

Denn einst genesen wir vom Fieber, das uns schüttelt,
Ist der Erlösungsruck von Dantes Büßerseelen
Doch ein Gebet, das zwischen Gott und uns vermittelt!

Das Christentum vermochte sein Genie zu schwelen:
Er wurde zum Symbol, das Jesu Kraft erkannte,
Und konnte, aus Vernunft fast, seine Lehren wählen.

O du Verbannter, unerfaßbar herber Dante,
So sage, was bestimmte dich, fürs Heil zu werben?
Ich glaube und mag glauben, daß dich Liebe sandte.

Du suchtest frische Dornen unter Tempelscherben
Und konntest Worte Platos und von andern Weisen
Damit in unsere Gesetzestafeln kerben.

Du sahst, wie lang der Geist auf Christum hingewiesen,
Und wie ihn ein verstecktes Volk hervorgebracht,
Und hast dafür die große Vorsehung gepriesen!

Selbst Aristoteles ist jung in dir erwacht,
Den Himmel bautest du nach Maßen alter Heiden,
Ward Ptolemäus doch der Schwerpunkt neuer Macht.

O Dante, nun verstand dein Geist nicht bloß das Leiden!
Ein Christ schon, fühltest du den Überschwang der Gnade,
Aus deren Wesen sich die Lebenswege scheiden.

Damit sich jede Tiefenglut zu Gott entlade,
Ward uns die Freude am Verschiedenen gegeben,
Und schließlich wandeln wir auf unserm Lieblingspfade!

In allen Völkern sollte sich das Heil beleben,
Und Dante war der Kirche ein beherzter Streiter,
Doch konnte sich sein Geist hoch über Rom erheben!

Seht, alle Völkerengel schweben auf der Himmelsleiter
Empor zum Licht und sind wie Kühnheit, Adel, Treue,
Erhabene und helle Himmelswegbeschreiter.

O, daß nur keiner seines Fühlens Echtheit scheue,
Verschiedne Menschen, alle Völker sind willkommen,
Daß jeder nur in sich die Gottheit freue!

Alltäglich wird das Paradies von uns erklommen:
Durch Christi Licht ist manche Albgewalt zerstoben,
Und um das Gnaden-Ja ein Engelskranz erglommen.

Der Chor im Himmel will das Wohl der Wesen loben,
Und statt der sieben stummen Regenbogenfarben,
Die Ewigkeit bedeuten, wenn Gewitter toben,

Erscheinen Engel, die sich Tatenglanz erwarben,
Um Gottes Ewigkeit im Tagewerk zu künden:
Durch alle Seelen strahlen ihre Flammengarben.

Sie suchen sich zugleich im Fühlen zu verbünden
Und durch den Herzschlag Ewiges zu unterbrechen,
Um rhythmisch in Emporkreisung hinaufzumünden.

Oft wollen wir zu Gott mit goldnen Glocken sprechen,
Und da entsprüht der Seele englische Musik:
Wir loben herztief Gott in freien Feuerbächen.

Die Zeit durch mich, die einstens urharmonisch schwieg,
Bevor dein Raum sich eigentlich hineinergossen,
Erwirbelt sich bewußt als Rhythmenmosaik.

Die Klangrubine, die ganz klar in uns ersprossen,
Beruhn beinah auf unserm tiefsten Daseinshalt,
Da sie der Zeit, doch ohne Raumgericht, entflossen!

Du volle Allgewalt, die durch die Seelen schallt,
Du sollst als Wort den Eindruck meines Ichs erhärten:
O, mache mich zu einer klaren Lichtgestalt!

Ihr Fieberblüten, letzter Wünsche Wollustgärten,
Laßt meinen Seelenhüter hehr in euch enttauchen,
Kommt, Cherubim mit urgezückten Flammengerten!

Aus Zauberbeeten mag die Himmelssehnsucht hauchen:
Sie wandle bodenlos und stumm durch meine Seele,
Ein Gold soll, um ihr rotes Michumwehen, rauchen!

Seht, nun entstehen Engel ohne deine Fehle,
Jetzt blendet mich ihre ergrellte Helmenhelle,
Doch klärt sichs schon, als ob ein Hauch sich drüber
schwele.

Nun wogt ein grüner Frauenchor zur Gnadenquelle.
Ein ernster Stolz bewegt ihr weises Erdgehaben,
Doch sind sie bloß der Lenz der blauen Traumeswelle.

Nun braust auch diese schon, berauscht durch Schöpfergaben,
Die sie ins Mich verbürgt, gewaltsam durch das Fühlen,
Und spricht vom Greisenernst und Jubeln muntrer Knaben.

Wahrhaftig, Kinder singen hold auf Wolkenpfühlen.
Wie mild erweichen mich die Schwingen dieser Geister,
Die das Gemüt erwärmen und mein Fieber kühlen.

Ein Saumschwall innrer, regenbogenglanzumkreister
Verträumer mystischer, wie nichtigster Gewalten
Erscheint uns jetzt, geführt von einem stillen Meister.

uccio da ionin- egna
Unfaßbare, unendlich letzte Geistgewalten
Beginnen, wie aus Schlünden, rein hervorzuklingen,
Um demutsvoll um Unsre Liebe Frau zu walten.

Fast unsichtbar sind ihre lila Cherubschwingen,
Und nun vermag ihr Chor die liebe Himmelsweise
Durch Erdenrhythmen unverletzbar zu verschlingen.

Hoch thront die Mutter Gottes hehr im Engelskreise,
Den unser Dasein in die Ewigkeit erhoben,
Und übertönt der Sterne einfache Geleise.

Der Mutter Wesen ist aus Menschlichkeit gewoben:
Erbleichend darf bloß Sirius ihre Pracht begrüßen,
Und unser Hoffen ihre Muttersorgen loben.

Des Mondes Todessichel starrt zu ihren Füßen,
Der Sterne zwölf, durch ihre Bahnen urverbunden,
Erscheinen bloß, um in ihr Wesen einzufließen:

Und andre trachten, sich zum Krönungsreif zu runden,
So geht im Mutterschoße kein Versuch verloren,
Selbst Sternensehnsucht kann, als Tat, der Mensch bekunden!

Ganz makellos erstrahlt, wer unser Heil geboren! Piero della Frances
Dir wirds, als ob das Weib von keiner Sünde wüßte,
Jungfräulichkeit hat sich zur Schöpfungsglut erkoren!

So schwellt des Weibes Minne ihre hellen Brüste,
Doch ihre Milch sind Sternennebel, die vergrauen,
In ihrem Blick geht jeder Sonnentag zur Rüste.

Die Welten scheint ein Fünkchen Güte aufzubauen!
Und nichts als Gnade strahlt aus ihren stillen Augen:
Die Eine Weltidee spannt ihre Flügelbrauen.

Der Mutter Wangen können alle Tränen saugen.
Was zählt ein bloßer Mond in solchem Perlenbilde?
Ihr Nacken mag zum höchsten Königsleiden taugen!

Wie Arme Hände werden, wird die Macht zur Milde,
Die Würde kann sich unter ihrem Halse stauen,
Der Adel birgt sich hinter ihrem Schulternschilde.

Aus dem Profile ragt das hohe Gottvertrauen:
Wohl scheint ihr Haupt, gekrönt von holden, goldnen Flechten,
Die Möglichkeiten der Kometen zu erschauen.

Dir wirds, als ob die Auen ihr ein Opfer brächten,
Ein Duft und Liebeshauche sich zusammenrafften
Und sanft die Schöpferin mit ihrem Kleid bedächten.

Mag doch der Duft an allem, was ihm hold ist, haften,
Um so ein menschliches Gedenken zu erwecken,
Denn Hauche kommen, die der Jungfrau Anmut schafften!

O seht, wie Düfte sie gar einfältig bedecken,
Wie plötzlich lauter Hauche sich zu Bauschen schwellen
Und so den keuschen Leib vor unserm Blick verstecken.

Daß ewig Düfte sich um ihre Glieder wellen,
Verbürgt des Erdenfrühjahrs junges Waldverwandeln,
Denn Lenz muß sich zu Lenz in stiller Reih gesellen!

Ich seh ein Hemd, gewoben aus dem Hauch der Mandeln,
Als Duft und Pracht, der Jungfrau um den Leib sich legen:
Natur, wie zart willst du dein Menschenwerk behandeln!

Die Sonne scheint für dich, Marie, den Strauch zu hegen,
Dem Rosenströme, Purpurfluten hold entrauschen,
Für dich der Strahl in Kelchen Liebe anzuregen.

Denn Königin, du zeigst dich nun in Purpurbauschen:
Du wirst zum Sinnbild aller thronenden Gestalten,
Doch um die Schultern scheinst du Düfte zu vertauschen.

Denn Veilchenhauch legt dort sich auf die Mantelfalten,
Willst du die Demut leicht auf deinem Wesen spüren,
Um in der Welt in milder Huld zu walten!

Wer tritt nun schaudernd durch die goldnen Himmelstüren,
O Jungfrau, schaut dich Dante jetzt in deiner Größe?
Er wagt es nicht, den Saum von dir nur zu berühren!

Doch ists, als ob er Leben in Gebilde flöße,
Die seinem Innern rein wie ein Gebet entsteigen:
Verträgt doch seine Urvollendung keine Blöße!

Er scheint mir selbst ein Baum mit reichen Blütenzweigen,
Ein hoher Stamm, an dessen Wurzeln Menschen nagen
Und dessen Äste Liebeshauche weiter neigen.

Er lauscht, wie andre gegenseitig sich verklagen.
Noch wollen seine Wurzelfühler Leid verspüren,
Um alles Menschliche durch sein Gefühl zu tragen.

Genie, wer trachtet nicht dein Wesen einzuschnüren?
Du darfst, du kannst an Altersschwäche nimmer sterben,
Und deshalb muß der Mensch dein Feuer furchtbar schüren.

Bald wird die Wurzeln dir der Nageneid verderben,
Denn jeder fühlt sich durch dein Riesensein beraubt
Und tut dir weh, um dich dann rascher zu beerben.

Doch Dantes Lebensbaum hat sich stets mehr belaubt:
Da seine Seele bloß das Paradies ersehnte,
So leuchtete es endlich in sein Dichterhaupt.

Ein Engelschor, den seine Seele wirklich wähnte
Und der sonst unerfaßt am Grund der Seelen weilte,
Verhauchte Blüten, die sein Baum ersterbend tränte,

Und vieles, was der Mond zerrüttet hatte, heilte!

ona-
ntura
rlin-
nieri

O Rom, du Stadt des Heiles und der großen Wunder,
Du Licht des Glaubens, das die Christenheit durchleuchtet,
Wir alle fühlen uns durch deinen Trost gesunder!

Ihr Aussatzkranken, die ihr euer eignes Weib verscheuchtet,
Gesteht, vermochte Rom nicht euer Leid zu bessern? [Gesteht,
Ihr sagtet nein, da ihr verwirrt vorüberkeuchtet!

Kein Papst vermag es, Eiterwunden zu bewässern,
Den Kranken allen, die ein grauses Übel peinigt,
Hilft kein Gebet, noch sonst ein Arzt mit Trank und Messern.

Von Sünden aber wird der Mensch in Rom gereinigt:
Der Vatikan vergibt die Schuld der Erzbefleckten,
Denn Heiden haben Heilige zu diesem Zweck gesteinigt!

none
rtini

»Dort, wo die Märtyrer das Gnadenwerk vollstreckten,
Da wird uns Elenden der reichste Trost gespendet!«
Denkt mancher Pilger, dessen Mut Legenden weckten.

Wie mancher sich, von Rom aus, wieder heimgewendet,
Erblickte er, mit voller Lust, im Lenz den Flecken,
Der seinen Tagesmarsch, als nahes Ziel, beendet.

In junger Pracht erwachten schon Toskanas Hecken,
Gar schöne Mädchen kamen ihm des Wegs entgegen,
Und keine schien vor fremden Pilgern zu erschrecken.

Auf allen Wegen sahen sie sich Leben regen,
Oft Söldner vor den Schänken leicht ihr Geld verspielen,
Ein Fräulein gar am Fenster ihre Flechten pflegen,

tonio
del
lla-
iolo

Verschiedne Wirte nach den Pilgersäckeln schielen,
Oft stumme, dunkle Mädchen, unter niedern Türen,
Erröten, wenn sie schmucken Jünglingen gefielen.

Dann kam ein Wirt, die Pilger in sein Haus zu führen, Masac
Und da sie lahm und müde vor den Schänken harrten,
Wars wohl das erste dort, die Schuhe zu entschnüren.

Dann wollten sie behaglich auf die Mahlzeit warten, Sano
Zu Haus jedoch, gewahrte einer, voll Vergnügen, Pietr
Drei Mädchen wunderbar in einem Nelkengarten. Pisane

Es waren Schwestern mit denselben schönen Zügen, Bottic
Die sich soeben um den gleichen Freier stritten,
Mit einem andern wollte keine sich begnügen.

Sie riefen alle drei: »Ich hätt es nie gelitten,
Daß dieser Fant mit einer andern sich vermähle,
Und käm dafür ein Prinz für mich herangeritten!«

Ihr goldnes Haar durchblitzen Prachtjuwele,
Und jede konnte, selbst im Streit, den Anstand wahren,
Vielleicht, damit, als Klügste, sie der Freier wähle!

Sie wollten jetzt schon viele Reize offenbaren,
Die Streitbarste trug in den Flechten grüne Spangen,
Die fast wie Schlangenwunder durch den Goldwust waren.

Die zweite schien bei jeder Kopfwendung zu bangen:
Sie hatte Perlen still um ihren Hals gewunden,
Und leichtes Fieber schlug ihr öfters in die Wangen.

Der Jüngsten Art und Scherze schienen zu bekunden,
Daß sie der Brautschaft sich am allernächsten wähnte,
Auch schien, dem Lächeln nach, der Zank ihr fast zu munden.

Wie sie das Köpfchen sanft an ein Geländer lehnte, Pisane
Umschwirrtens flinke Schmetterlinge, die der Nelke
Fast glichen, die von ihrer Brust sich aufwärts sehnte,

Denn keine Blume will, daß sie verblätternd welke!
So schienen Herz und Nelken etwas zu erwarten,
Und endlich knarrten auch der Laube Kreuzgebälke.

tticelli Der langersehnte Jüngling war nunmehr im Garten,
sanello Und für die Jüngste hat er gleich ein Beet geplündert,
Doch setzten sich darauf gleich Falter aller Arten.

tticelli Kein Zweifel hat den Fant, bei seiner Wahl, behindert.
Er ging zur Jüngsten hin, die ihn so bang ersehnte.
Die andern schwiegen. Ward dadurch ihr Schmerz gelindert?

Rasch reichten sie der Braut, die nun am Bräutgam lehnte,
sanello Schnellabgerißne, schmetterlingsumhuschte Blüten
tticelli Und gingen dann von dannen, da ihr Auge tränte.

asaccio Als dies der Fremdling sah, so mußte er darüber brüten,
Doch ward er weg vom Traum zum Abendmahl geladen,
Das, wohl aus Müdigkeit, die Pilger stark verfrühten.

Dort hörte er, statt holder Freierserenaden,
Den Sang von Pilgern, die soeben romwärts zogen,
Und auch er selbst empfahl sich da Marias Gnaden:

Giotto Wie Abendvögel kamen Männerstimmen angeflogen,
Und endlich konnte er des Liedes Worte auch verstehen;
Sie baten sanft die Jungfrau: »Sei uns Elenden gewogen!«

Sie sangen: »Schenk die Gnade uns, die wir von dir erflehen!
Sei freundlich, und durch Güte tilge unsre Sünden,
Dein Lächeln ist so mild und lind wie stilles Frühlingswehen.

O steig hinab zu unsers Herzens Glutenschlünden
Und kühle unsre Seelen, wie ein Lenzhauch unsre Brüste,
Und hilf uns gnadenvoll das Reich des Sohnes zu begründen!

Maria, geht ein heißer, langer Tag zur Rüste,
So mag, wer seine Heimat liebt, dich holde Mutter loben,
Dann ists, als ob der Himmel sich mit Funkelsternen brüste.

Die Sterne sind in deinen Mondlichtschleier eingewoben,
Der Gürtel deiner Reinheit ist der Milchstrom ferner Sterne,
Und unsre Seelen werden über ihm zu dir erhoben.

Gar tief erfaßt man dich in seines Wesens Glaubenskerne!
Wir danken dir, daß du uns Leid und Liebesahnung schenktest,
Doch hilf uns jetzt, denn wir verzweifeln oft, ob deiner Ferne.

Als du den ersten Liebesblick ins Weltendunkel senktest,
Da konnte gar kein Augenblick mehr zeitlos je verzittern,
Da du bereits in jedem Glück zur Weltverzückung drängtest.

Bald wandte sich der Sonnenball hervor aus Lustgewittern,
Und bis zu uns empor, die wir uns selbst durch dich erworben,
Vermochte keine Wut, kein Trotz die Urflut zu verbittern!

Ward dann ein Schöpfungstag auch durch des Bösen List verdorben,
So konnte doch dein Tränenmeer den Heiland uns gebären:
Du weinst, Marie, daß wir durch eigne Schuld gestorben!«

Wie konnte dieser Sang nun eines Pilgers Herz beschweren, Neroc
Denn dieser blieb zurück, aus Reue sich am Rain zu winden, da Sie
Er schluchzte laut, denn unermeßlich war sein Bußbegehren.

Ein andrer Pilger, der nach Haus zog, sollte so ihn finden.
Er neigte sich zu ihm herab und flüsterte ganz leise:
»So hör auf mich, du armer Mensch, laß alle Sorgen schwinden!

Schon winkt der Friede dir, nach einer solchen schweren Reise,
Du gehst bestimmt zum Himmel ein, der Papst wird dir vergeben!«
Der andre aber schrie: »Er rettet mich auf keine Weise!«

Er stöhnt: »Verteufelt war von Kindheit an mein ganzes Leben!«
Da sagt der andere darauf: »Der Papst ist voller Macht und Güte,
Noch scheint ein Jünglingsherz in seinem Innern zu erbeben!

Er ist kein Greis, ob er uns auch mit weißem Haupt behüte,
Denn als er mir verziehen hat, da schwanden mir die Sinne,
Da wars, als neigte sanft zu mir sich eine Frühlingsblüte.

Auch schiens, sie streife zart den Schnee herab, daß er zerrinne:
Da fühlt ich keinen alten Mann, ich ward so voll von Leben,
Ich wußte, sah nur, daß ich Trost für alle Zeit gewinne!«

»Umsonst ist meine Pilgerfahrt, ganz nutzlos mein Bestreben!«
Rief abermals der Wandersmann und wandte sich am Boden:
»Nie kann sich ein Gebet von mir bis hin zu Gott erheben!

Der Böse will aus meinem Ich sein Teil zusammenroden,
Ich fühle, wild verzweifelnd, mich bereits in seinen Krallen
Und zahl schon, vor Vertragsverfall, mit Satansepisoden.

Die Seele fleucht den Leib bereits, die Seele, die verfallen!
O sieh, wie sie die Glieder krümmt, um höllenwärts zu fegen,
Nun büß ich ewig, ewig lang für dieses Erdenwallen.

Ich war fürwahr ein herber Kerl, ein wüster, trüber Degen,
Nur blieb ichs wohl von Angeburt, ich mußte eben töten,
Doch eines Tages konnte sich in mir die Reue regen.

Wie glühte da das Hoffnungsrot empor aus Sternennöten:
Voll Einfachheit schien nun mein Sinn zu Gottes Werk zu stimmen,
Der nächste Morgen aber war ein höllisches Erröten!

So muß die Schönheit in der Welt den Bösen arg ergrimmen,
Ach, welchen Bruch vollbrachte er, als ich mein Glück verachtet:
Ich warf mich weg, dann durfte nichts als Haß in mir erglimmen!

Doch was ich tat, war stets gewußt! Mein Sinn war nie umnachtet,
Als Sünder war ich immer frei, mein Blick war niemals kühler:
Ich habe selbst mich schrecklich kalt aus starrem Trotz betrachtet.

Verdammt bin ich in Ewigkeit, ich armer Satansschüler,
Ich füge mich nicht mehr ins Reich, das Gott für uns geschaffen,
Schon fühle ich der Höllenhast verkrümmte Glutenfühler.

Der Abgrund, den ich selbst erschuf, wird nun unendlich klaffen,
Und Schatten werden mir, bei Nacht, von heut ab, stets erscheinen
Und, traurig singend oder stumm, durch dumpfes Dunkel gaffen!

Sie singen schon: Wir wollen uns im Mutterschoß vereinen,
Dich hätte bloß ein Fünkchen Glück in Gotteswelt gerettet,
Doch stießest du die Mutter fort, drum müssen wir nun weinen!

Wohl hätte jede Tat von uns mit Gott dich jung verkettet,
Das Böse schmiegt ans Gute sich, sonst gäb es keine Güte,
Doch hast du uns kein einzigmal im Herzen eingebettet.

Da jedes kleine Tun von uns um dich sich nutzlos mühte,
So sei, samt deinem Schlag, verdammt: noch wird der Fluch sich mehren,
Nun nisten wir als Schreck in deinem ruhlosen Gemüte.

Auch unser Abgang von der Welt kann Hader rings gebären:
Die Hölle ist entsetzlich tief und steigt, wenn Sünder sinken,
Ihr Haß ist furchtbar, kann sie doch die ganze Welt begehren!

Ja wirklich, sieh, ihr Tor versperrn sich rostgefeite Klinken,
Sie will mit ihrem Dunkelschlund rasch Schatten geil erschnappen,
Ich fühle mich ganz rettungslos, stets schneller, glutwärts hinken!«

Das rief der Pilger, und er riß sein Kleid dabei in Lappen,
Im Staube wälzte er sich bleich, als wär er schon ein Schatten,
Und stand dann auf und schwankte weg, um romwärts fortzutappen.

Ein andrer Zug, der heimwärts ging, schien langsam zu ermatten,
Da sang er denn ein geistlich Lied, voll Gottesfurcht und Würde,
Dann ging die Reise mit Gesang oft lieb und leicht vonstatten.

Das stimmte an: »Es trägt der Mensch fürwahr die schwerste Bürde,
Doch arg und bitter wär sie nur, wenn Gott uns nicht auf Erden
Den Eignen Sohn, als Trost und Glück, stets reicher schenken würde!

Dann greifet froh nach Gottes Gunst, verzagt nicht bei Beschwerden,
Das wäre wohl ein trüber Fant, der Gottes Hand verschmähte,
Der könnte sich, statt ehrfurchtsvoll, fürwahr nur dumm gebärden!«

Da plötzlich wars, als ob die Schar ein Wunderbild erspähte,
Was blitzte im Olivenhain? Dort glomm ein Perlenreifen:
Das alles war so silberfrisch, da Wind auf Wiesen wehte.

Auch schien bald eine Wurmgestalt wie durch den Wald zu greifen:
Dann wars der Trasimenersee! — Zu Füßen eines Weibes,
Denn kalte Hauche sah das Aug klar Marmorberge streifen.

Fürwahr, im Mondlicht regten sich die Reize eines Leibes,
Das war ein eignes Wunderding, das an die Götter mahnte,
Und schien entrückt, zu weit entrückt, vom Hauch des Erdgetreibes!

Das wartete, wie kühlbewußt auf Macht, die es schon ahnte:
Noch wars ein Wolkengötterbild, das in Italien reifte,
Und plötzlich schiens, als ob von ihm ein Streif sich seewärts bahnte.

Und als ein Windwehn auf der Flut wie auf und nieder schweifte,
Da schien der Dunst ein Arm zu sein, der Perlensträhne fischte,
Die wohl die Göttin, morgens bleich, von ihrem Leibe streifte.

So lag der Schmuck bei Tag im See, wo sich sein Glanz erfrischte,
Und kam verjüngter nur ans Licht, die Göttin hold zu schmücken,
Dann wars, als ob sein Perlenblau mit Silber sich vermischte.

Doch konnte da die Göttin wohl die Menschen leicht entzücken,
Und tauchte je das Strahlennetz dann auf, voll Lichtgezitter,
So tats der Wind; doch schiens ein Arm, beim Fischen, zu verrücken!

Zypressen wachten schwarz im Tal, man hielt sie leicht für Ritter,
Und Ölbaumreihen ruhten rings wie müde Bajaderen,
Und schliefen sie, durchglimmte stets ihr Dunstlaub Mondlichtflitter.

Doch schien ihr Wesen kaum der Schlaf bedeutsam zu beschweren.
Gar manche sprang frisch auf zum Tanz, wo andre sich umschlangen,
Und eine ausgestreckte schien schon Wollust zu begehren.

Das Mondlicht war das Flockenbett für mancherlei Verlangen:
Und tausend Lagen gaben sich, die Bäume wie die Schatten,
Nun sahn die Pilger, wie sie schon nach andern Posen rangen!

Die Heimfahrt ging den Wanderern nun rasch und gut vonstatten,
Ein Jüngling, der mit ihnen zog, erzählte dann im Norden:
»Italien wollte einen Blick mir in sein Herz gestatten!«

Er sprach: »Ich bin in jenem Land ein neuer Mann geworden!
Dort spielte, nackt und wunderbar, ein Jüngling auf der Leier,
Der Schwestern neun umrauschten ihn und lauschten den Akkorden.

Gar rhythmisch um den Leib gewellt, umwallten sie die Schleier:
Sie wogten sacht wie Fliederduft und ließen sich nicht haschen,
Auch war ihr Anblick leicht verwischt, wie nur ein Hauch im Weiher.

Dann konnt ich sie, beim Tanze, oft im Mondlicht überraschen:
Mit Feuerklängen schmücken sie die rauschenden Gewänder,
Und Wirbel schlingend streut ihr Schritt Geglüh aus Faltentaschen.

Mit Funkelpracht umgürten sie im Schwung die Schleierränder,
Dann ists, als ob die Klänge rings zu Gluten übersprühten
Und so ihr Erdenfeuer sich mit jedem Takt veränder!

Umhaucht ist jener ferne Hain von Oleanderblüten,
Olivenwälder dehnen sich noch weithin um die Lichtung,
Um ihr Geheimnis vorderhand noch eifrig zu behüten.

Den Wald jedoch durchdringt der Klang von jenes Jünglings Dichtung:
Stets zittern Silberblätter mit, als ob sie Wind bewegte,
Und jeder Ölbaum birgt bereits dort dieser Rhythmen Richtung.

Dort ists, als ob der nächste Tag sich langsam mondwärts regte:
Gespenstig schien mir jeder Baum, vor dem sein eigner Schatten,
Zu Mittag wie um Mitternacht, sich dünn zur Ruhe legte!«

Als eines Morgens, noch im Lenz, fromm auf Toskanas Matten,
Die Pilger ihrem Heimatland gar frei und munter nahten,
Da wollte mancher einer sich gar lange Rast gestatten.

Sie warfen ihre Stäbe weg und gruben mit dem Spaten
Im Wald nach einem Wurzelstrunk, der wulstig wär und knotig,
Und bei der Arbeit konnte dann ein Lied zumeist geraten.

Nicht immer war es kunstgerecht, nein schwulstig oft und zotig,
Noch trugs in sich das rohe Maß verknorrter Wurzelknoten
Und sprühte voll von Übermut aus seiner herben Gotik.

Es wußte nichts von Silbenzahl, von steifen Kunstgeboten,
Und gab sich selbst den neuen Guß, den Leib, der ihm behagte.
Der Druck blieb dann als Werk zurück. Die Flammen, die entlohten!

Ja, alle Schöpfung, die bestand, das heißt, dem Stein entragte,
Vermied allein den Untergang, denn Dasein ist das Leben,
Doch blieb sie nur dem Tode gleich, der, was sie schuf, verjagte.

Dann konnte sie, fast wie der Tod, sich plötzlich fremd erheben
Und fing sich gleich, ganz Leiblichkeit, voll Wollust an zu regen,
Denn jedes will die reifste Form des Einzelseins erstreben.

Es ist ein Sein, auf sich gestellt, fast leidlos und verwegen,
Auf sich allein besteht die Lust, und das bewirkt das Leben!
Der Tod kommt, weil wir ungewußt den Weg uns selbst verlegen.

Die Erde trächtigt allerorts berauschendes Erbeben
Und hält sichs auch millionenhaft durch brunstgeschaffne Rudel,
Als Has entspringt der Lenz dem Busch, als Schwalbe fortzuschweben!

Ein Feigenbaum erscheint beinah ein grüner Wollustsprudel,
In dem die Erde Freude spürt, da sie ihn doch belebte!
Damit das Jüngste munter sei, herzt nun ein Kind ein Pudel.

Mir ists, als ob das Blütenglück am Zaun als Bohne klebte,
Als ob ein lustges Frühlingslied, gar quellenfrisch gesungen,
Sich plötzlich mit dem ganzen Rausch recht inniglich verwebte.

Der eine sang: »Welch forscher Bursch kam just vom Busch dahergesprungen?
Der Lenz, das Kind der Winterswut,
Ist er bestimmt und bläst aus vollen Lungen.

Er ist ein starkes, junges Blut
Und freut sich mit den Lerchen,
In Nestern weckt er schon die Brut

Und klappert mit den Störchen!«
Ein andrer hat sein Lied verfaßt
Und singt sichs schaurig wie ein Märchen:

»Der Engel deines Hasses reißt mit Hast
Mir alte Wunden auf am Marterpfahl,
Ich seh dich nicht und finde dennoch keine Rast.

Du träumst mit Lust von meiner Höllenqual,
Doch zieh ich weiter durch den Wald, in wonniglichen Lüften,
Und freu mich stets am grünen Saal mit seinem gelben Lichtportal!«

Jetzt steht ein Zug geblendet still, umschwirrt von Honigdüften,
Und da vermögen kaum die Pilger sich der Sinne zu bedienen,
Fast ists, als stünde ihr Verstand vor lichtdurchsprühten Sonnenklüften.

Sind doch die Dinge rings um sie mit einem Irisring erschienen,
Und endlich glaubte mancher doch, er höre ringsumher ein Summen,
Und wehrte sich mit seinem Arm, als wärs ein Schwarm von Bienen.

Und in den Lüften klar und warm schwoll immermehr das dumpfe Brummen.
Doch drang durch keinen Zitterzweig die Spur von einer Leibgestaltung:
Im Goldrausch wollte nichts entstehn, noch das Gemurre rings verstummen.

Doch plötzlich sahn sie einen Keil, wie eine rote Lichtzerspaltung,
Durchs Flimmergrün, mit festem Schritt, dem Pilgerzug entgegentreten,
Das war dann mancher Wandersmann, der romwärts ging mit edler Haltung.

So zog wohl oft ein Kriegerherz, dort romwärts für sein Heil zu beten.
Denn mancher Knappe war dabei, und wirklich sang ein Troß von Rittern:
»O Herr, wir ziehen von den Dingen weg, die unser Herz verdrehten.«

Dann ging es fort: »Wir taten viel, um deine Freude zu verbittern,
Doch sehn wir auf dem Golgatha von Lanzenknechten dich umgeben,
Und ihr und unser Speer muß gleich vor deiner Huld zersplittern!

Vergießt du auch dein Herzeblut, kann sich in dir kein Zorn beleben:
Die Seele bleibt ganz makellos, ob auch die blutgen Eiterflecken
Den Leichnam dort am Marterkreuz als schwarze Krusten dick umkleben.

So konnte sich der Geist dafür entscheidend aus dem Körper recken,
Und blau wird jetzt der Himmelsbau, zu dem die Wünsche sacht ersprießen,
Wo noch mit weißen Wolken dich die Sünden schwer bedecken!

Dann aber kannst du, durch den Mond, des Nachts dein
Sternenhaus erschließen.
Und jeder, der sich Christum minnt, schaut solche Pracht-
gestaltung
Und fühlt in sich von überall die große Liebe minnig
fließen.

Dann sehn wir, hoch im Sternendom, die ewge Heils-
entfaltung:
In uns ersteht ein Gnadental voll stillem Himmels-
schimmer,
Und alles das verschenkst du uns für kurze Fleisch-
enthaltung!«

Vorüber ging der Ritterzug, und bald verschwand er im
Geflimmer:
Da sang die Schar, die heimwärts zog, ein geistlich Lied
mit vollen Stimmen
Und hörte in den Pausen noch den andern Chor wie ein
Gewimmer.

Alessio Baldovinetti

Sie sang: »O Mutter, hör auf uns, du kannst alleine nicht
ergrimmen!
Die Ritter mögen Christi Reich mit List und Lanzen kühn
bewahren,
Doch du bleibst Königin des Heils: die Heiligen sind
Immen.

Drum halte treu und sündenrein die Seele deiner Pilger-
scharen,
Die Schleier, die du wonnig trägst, sind Nebel leichten
Iristaues,
Und rotes Strahlengold durchglüht den goldnen Schwall
von deinen Haaren.

Als Mittagskleid umwallen dich die Hüllen unsers Himmelsbaues,
Am Abend aber streifst du's ab, in Gold und Purpur dich zu zeigen,
Und fällt dein Kleid ins Meer, so strahlts wie das Geglitzer eines Pfaues.

Im Rosenhemde magst du früh dem Sternenkleide sacht entsteigen,
O Jungfrau, Jungfrau, hör auf uns: Maria, Jungfrau, bleib uns gnädig,
Und wandre hehr durchs Himmelreich, wenn Stürme Völker niederneigen.

Die Schönheit, die dein Sein umstrahlt, was dich enthüllt, ist sonnenfädig
Und knüpft sich jung und neu aus uns, hervor aus unserm Lichtersehnen,
Verzeih uns, Jungfrau, doch es macht Erkenntnis deiner Huld ruhmredig!

Nicht wir sinds, die dir Schönheit leihn, nein, wenn die Menschen Schönheit wähnen,
So wird von dir und deinem Sohn uns seine Ahnung bloß beschieden,
Denn auf den Strömen deines Heils kann jeder sich durchs Weltall dehnen!«

So war, was man beim Pilgern sang, stets wahr und dennoch sehr verschieden,
Ein Kreuzzug, eine Romfahrt gab den Seelen herrliche Belehrung:
Wer hinzog, war von Angst gepeitscht, wer heimging barg den Frieden.

Verschiedentlich wie die Natur, blieb drum der Seelen Lichterhebung.
Doch die Bewegung ging durch Rom. Dort konnte jeder sich bekennen.
Denn da erst faßte man zumeist des Eigenwesens Selbstbestrebung.

Die kleinste Regung gab das Heil. Es sollte überall erbrennen.
Stets konnten Offenheit und Scham den lieben Herrgott gleich erfreuen.
Oft wars, als wollte sich von uns der beste Teil der Seele trennen.

Die meisten mochten ihre Fehl, des Lebens Sünden tief bereuen,
Und kreuzten Pilger sich am Weg, so zog sie's meist in andrer Richtung,
Daß keine je die zweite wog, um jede Wirkung zu zerstreuen!

Ja wahrlich, Rom barg in der Welt, in sich, die größte Wunschverdichtung:
Die Massen wälzten sich herbei, sich ihres Dünkels zu entkleiden,
Und Völker gingen draus hervor, denn rasch ergab sich ihre Sichtung.

Veredelten die Christenwelt doch Glaubenszwang und Alltagsleiden:
Ob jetzt ein Kaiser oder Papst auch grausam ihre Macht gewannen,
So waren doch die Folgen gut, sie konnten Glück von Größe scheiden!

Die Zukunft sehnte sich zum Volk, wie Lust und Bildung zu Tyrannen:
Die Kirche herrschte durch den Geist, schon mehr mit Kraft als wahrem Glauben,
Und trotzte kühn dem Schwabenschwert, des Kaisers kriegserfahrnen Mannen.

Wer Kraft bekam, der wollte bald die Macht der andern rauben:
Der Einfalt blieb der Alltag hold und ließ sich selbst zum Heil belügen,
Die wuchs in grader Ehrlichkeit und ließ die Wildheit dann verschnauben.

Es können Schwert und Fegeglut zur Staatenführung kaum genügen,
Man braucht auch Herrschergier und Not, um Menschen menschlich zu vereinen,
Denn bloß wer hart ein Recht erzwingt, vermag dann Reiche fest zu fügen.

O Rom, wie konntest du den Rausch, der dich umschwoll, in Formen gießen?
Hier weitete des Nordens Bau sich abermals zur Heidenhalle:
Bald tauchten wieder Tempel auf, wie Jovis Priester sie verließen!

Da schiens, als ob des Franken Geist zur Pilgerfahrt nach Süden walle,
Und plötzlich wie Orvietos Dom und wie Spoletos Kathedrale
Zu deinen Füßen, altes Rom, bezwungen auf die Kniee falle!

Das Römertum entreißt sich nie der Erdenwucht mit einem Male,
Gar erdenfreudig strebte hier die stolze Gotik gleich ins Weite
Und wandelte, aus Wonnedrang, den ersten Dom zum hellen Saale.

Doch wars, als ob die Erde selbst die Würde solcher Kunst bestreite,
Die Edelform entstieg dem Grab, denn als man rings nach Tempeln scharrte,
Bedeuchte es, daß Überschwang zum Einfachen von selber leite.

Du siehst, wie Brunellescos Trotz zur Wucht der Rustika erstarrte,
Und wie nach Mystik und nach Furcht, nach langem Himmelreichbegehren,
Der Mensch vernünftig nun sein Tun zu kluger Wirklichkeit erharrte,

So fügten Wichte Stein auf Stein gar bald nach heitern Lebenslehren.

Im Norden aber scheinen sich Gerippe gegen Fleisch zu wehren!
Der Geist, der sich von Roms Bestimmtheit weg und weiter kritisierte,
Vermochte plötzlich eine Form nach eigner Artung zu gebären.

Die schale Leiblichkeit, die bald zur Lasterfratze halb vertierte,
Ward selbst als Sinnbild eitler Lust im Kirchenschnörkelwerk vermieden,
Drum sah man auf den Domen kaum ein Spukbild mehr, das niederstierte.

Man sah, berechnete Verquickungen von seltnen Unterschieden
Und spitzte alles Wissen zu, um himmelwärts hinanzuklettern,
Und steifte sich beim Türmen stets auf Krönungspyramiden.

Gar manches Münster trotzte so, fast erdentrückt, den Himmelswettern
Und ward dadurch ein Ebenbild geklärter, geistiger Empfindung,
Gereifter Reinheit, ders gelang, die Teufelsmächte zu zerschmettern.

Die Säule, keine Stütze mehr, erkannte sich als Rundverbindung:
Im Dome konnten schwindelhoch Gedanken Halt im Stein besitzen,
Denn bloß aus tiefstem Innermaß entströmte jede Pfeilerwindung.

Mit Schillerspielen sollte Licht die Kircheneinsamkeit durchblitzen,
Belehrend drang es in den Dom, erzählte stets von Gottes Wollen
Und drängte, kreuzte sich versprengt durch die verglasten Mauerritzen.

Auch schien ein dunkler Schwermutshauch die Marmorbilder zu umgrollen,
Die Köpfe waren leidverzerrt, fast leibentrückt in ihrer Größe,
Und Mäntel siehst du oft vom überlangen Halse niederrollen.

Gewänder, schlaff und faltenreich, verbauschten keusch die kleinste Blöße,
Der Heiland aber jener Zeit blieb stumm in seinen Marterqualen,
Und oft verbleichte nur sein Leib, zerfleischt durch rohe Lanzenstöße.

Doch ward er blutentleert zu schwer, so fing die Seele an zu strahlen,
Und waren seine Glieder bald verblichen, wesenslos, gebrochen,
Durchgeistigte der Heilandsgeist ganz eigentlich die Kathedralen.

O Christentum, du läßt das Herz der Leidentrückten stärker pochen,
Denn nie verhehlst du einen Schmerz; der Armut magst du dich nicht schämen,
Und da du neue Leiden schufst, hast du dein Machtwort ausgesprochen!

Ja, die Betroffnen eilten zu, an deinem Kreuz sich auszugrämen.
Denn schmerzenfördernd wie du warst, begriffst du auch, wer Schmerz erlitten:
So ists, als ob die Leiden doch zum Menschenheil vom Himmel kämen!

Du tönst als ein Naturlaut fort und hast zumeist den Sieg erstritten,
Denn blutvergießend legtest du stets Balsam auf die Wunden,
Und du erwarbst dein Engelsheer, wo du ein Dasein abgeschnitten.

Die Witwen, Waisen folgten dir, war doch ihr Fröhlichsein geschwunden:
Die ganze Menschheit aber geht stets sonnenwärts durch Leidepochen
Und hat sich drum aus Müdigkeit mit Leidverbreitern noch verbunden.

Die alten Deutschen, die so schwer mit ihrem Heidentum gebrochen,
Empfanden lang das neue Ziel so arg wie scharfe Marterzangen
Und wollten dann die Leiblichkeit dem Geiste gänzlich unterjochen.

Sie nahmen sich fürwahr zu ernst. Zu freudlos war ihr Lichtverlangen.
Sie suchten, konnten fast das Ich, samt seiner eignen Unschuld, morden,
Doch schürten sie da ungewußt Beginne, die im Herz erklangen.

Was er nicht liebte und empfand, verstand nach langer Pein der Norden,
Doch sind dabei, nach kurzer Frist, die groben, trotzigen Germanen
Ein heimatfremdes Träumervolk, ein wurzelwunder Stamm geworden!

Doch endlich schien die Erde sie an ihren tiefsten Hort zu mahnen:
Und Kathedralen, hoch und hehr, strengmathematisch ausgeklügelt,
Steilrhythmisch in die Höh getürmt, ein andres Werden anzubahnen!

Wo sich der Meister selbst erhebt, wenn er des Münsters Wucht beflügelt,
Und kaum der Gottheit Nähe sucht, vermag ers, Türme aufzurecken,
In denen nie der Höhenflug ein erdentreues Rufen zügelt.

Doch in sich selbst begann der Mann noch schönre Dome zu erwecken,
Aus Liebesglut und Brunst gefügt, erstand so mancher Glaubensturm,
Der konnte, einmal ganz am Ziel, die Welt, das Sonnenglück erschrecken!

*

Wohllautwolken entwirbeln im Orgelsturm
Den Seen der Seelen, die Ufer zerschlugen,
Denn ringsum entreckt sich ein glühender Wurm!

Und rhythmenverblitzende, wuchtige Fugen
Erlösen melodisch die Liebesgefühle,
Die lange den Fluch der Verdammnis ertrugen.

Die Freude entschmettert der lüsternen Schwüle,
Und wonnig erstrahlend, als Freiheit und Äther,
Umhaucht sie ersprühte kristallichte Kühle.

Ein Aufschwung lichtherrlich, urwillig gesäter,
Zu Tönen erglühender, reifender Liebe
Durchwuchtet die Seufzer asketischer Beter.

Genußschreie schluchzen im Wollustgetriebe
Und gleichen dem brausenden Aufklatschen nasser
Strandstürmender, wogenverkrümmender Hiebe.

Es schlingt aus uns allen ein goldener, blasser
Gefühlsschwall, der jeder Verstummtheit entbuchtet,
Sich seitwärts ins bacchische Lachen am Wasser.

Ein tönender Sprudel, der Sonnen befruchtet,
Entzückt, überstürzt sich, berührt mich als Manna:
Erhört sich als Echo im Münster verschluchtet

Und braust über uns als Erlösungshosianna!

Altes Rom, der große Geist deiner Cäsaren,
Dein erfrühtes Glück und deine Lustgelüste
Übertrotzten jeden Wuchttrumpf der Barbaren,
Nur dein Marstag ging im Sturmgebrüll zur Rüste!

Denn als du die Welt, die du dereinst besessen,
Voll von Möglichkeiten in dir selbst erschautest,
Hast du deine Erzlegionen bald vergessen,
Und es kam die Nacht, in der du selber grautest.

Ja, die Riesenkunst von Rom erstand erst später.
Fremdlinge, die wild die Urbswälle zerschellten,
Blieben tausend Jahre ihre Selbstvertreter,
Bis sie Michelangelo ins Dasein schnellten!

Blutvermischung, Völkerwirbel, Rassenspeicher
Haben Buonarroti an den Tag gewunden:
Die Germanen machten ihn wohl glaubensreicher,
Doch am schwersten hat sich Rom in ihm empfunden.

Seine Seele konnte selbst das Größte meistern:
Jener Dom, der über seinem Geist entstanden,
Krönt den Tempel einer Welt von freien Geistern,
Deren Macht Erschauer der Natur empfanden.

Peterskirche, Markstein romverlorner Schlachten,
Keim und Prachtkristall versammelter Kulturen,
Wuchtgefühl der Urbs, das junge Schöpfer überdachten,
Birgst du Roms Idee in deinen Steinkonturen?

Greifen doch arenarunde Tempelarme
Wie aus deinem Wesen in die breite Weite!
Doch beschützt du auch die Welt im Tagesharme:
Kühlen Brunnen, was dein Glutengeist befreite?

Jener Moses, den ein Wunsch für dich bestimmte,
Petersdom! scheint deinem Innersten zu fehlen,
Denn der Geist, der über Pracht und Zank ergrimmte,
Kann die Welt nicht mehr, aus Rom heraus, beseelen!

Zuchtgebote mußtest du mit Wucht verheißen,
Moses' Wesen, Rom, zur vollen Gottheit steigern,
Nicht versuchen, Länder rings an dich zu reißen,
Und dir selbst das Wort und seine Frucht verweigern!

So hat Michelangelo in seinem Moses
Nur barock sein eignes Wesen übertrieben,
Und es folgte gleich auf ihn ein hoffnungsloses
Epigonentum, das ohne Gott geblieben.

Doch mit jenem Sklaven, der in sich das Wesen
Beider Erdgeschlechtlichkeiten noch verbindet,
Hat er ganz gefühlt und ist er Er geblieben,
Denn das Leid um seinen Lenz steht dort entrindet.

Auch in jenem andern trachtet die Gestaltung
Immer noch aus Unvollendung aufzuragen:
Ach, wie furchtbar ist des Sklaven Marmorhaltung,
Da die Muskeln ihren Arbeitstag verklagen!

Gott! Italiens Erde ist so hold und düster,
In der Mutter Gottes hüllt sie sich in Dünste:
Doch ein knabenhafter, frühlingsglückbegrüßter
Tag entsaugt ihr immer innre Feuersbrünste.

O, das Blut durchrollt die honiggoldnen Blöcke,
Deren Wesen Michelangelo erschaute,
Und Italiens Wiesen, Weine, Rinder, Böcke
Rauschen laut und flüstern hier versteinte Laute!

Morgen wird es! Wie verfleischlicht schweigt die Frühe.
Langsam atmen bloß die hellen, gelben Lehnen,
Und mir ists, als ob der Geist sich Formen glühe!
O du Weib in mir, wonach wirst du dich sehnen?

Wirf die Nacht und ihre Hüllen stolz vom Haupte,
Schon durch deinen Wunsch kann sich der Wind erheben,
Doch noch bleibts, als ob dir nur der Harm erlaubte,
Bald ein Tag zu werden: tief uns zu beleben!

Nein, der Tag erklärt uns nicht sein Wesen:
Ewig unvollendet staunt und lauscht er immer,
Seine Kraft ist niemals seine Macht gewesen,
Panik bloß entwirbelt ihm, als Weltwuchtschimmer.

Könnte er den Arm bereits nach Osten heben,
O, so bliebe unsre Erde plötzlich stehen!
Diese Schöpfung würde gar nichts mehr erstreben:
Doch sein Haupt lenkt, unvollendet, keine Wehen!

*

Jetzt erklärt sich die Sixtina mir im Geiste,
Und ich sehe die Propheten, die Sibyllen
Eifern, daß der Tag sein stilles Lichtwerk leiste,
Denn die Welt gehorcht dem vollen Jenseitswillen.

Bannt doch Gott, der Herr, stets seinen eignen Schatten
Auf die Erde, daß sie reiche Früchte trage,
Und darum ermüden nimmer unsre Matten,
Denn der Geist verlangt, daß er zum Tage rage!

Dort erfaßt sich die Unendlichkeit im Herzen
Adams, den sie weckt, damit sie tief bestehe.
Diese Gabe aber birgt der Mensch mit Schmerzen,
Und er wünscht, daß er zurück- und untergehe.

O das Weib, das ihn so fürchterlich erblickte,
Scheint am Manne nun voll Bangigkeit zu hangen,
Und ihr Schatten, der ihn lange schon bestrickte,
Fängt jetzt an, nach Wahrgestaltung zu verlangen.

So geschieht es denn! Die Frau ist auferstanden!
Aus den Farnenhainen wuchten Paradiese:
Vögel jubeln, Palmen schleppen Prachtgirlanden,
Innre Frühjahre erblühn auf Hang und Wiese.

Doch der Genius wächst noch. Wird das Weib genügen?
Fühlt es schon in sich die eignen Wesensmängel?
Reiz an Reiz versucht sichs an den Leib zu fügen,
Doch der Mann will die Idee und glaubt an Engel.

Schläft das Weib, ermahnt ihn sein Gewissen,
Halte dich an das, was dir der Herr gegeben,
Denn sonst wirst du bald das Paradies vermissen,
Trachte furchtlos fort in dem Durch-Dich zu leben!

Adam aber will sein Innerstes erfassen
Und beschließt zu sinken, um zu Gott zu steigen.
Keine Weltmusik will er geordnet lassen,
Und was schwach ist, knickt und nennt er nun sein eigen!

Armes Weib, du Urversuch den Mann zu trösten,
Biete dich nicht an, verfluchter Lust zu dienen!
Doch schon ists, als ob sich alle Fesseln lösten:
Ja, die Freiheit ist im Weib zuerst erschienen!

Der Entschluß des Opfers ist in ihr entstanden.
Feig hat Adam seine Knechtin angenommen
Und enteilt mit ihr nun allen Heimatlanden
Und ist vielem nah, doch nie zu sich gekommen!

Rase nun, verlorner Sohn, von Schmerz zu Leiden,
Wollte Gott, der Herr, doch still auf dir beruhen:
Du jedoch willst ihn um seinen Grund beneiden,
Und verzweifelt seh ich dich den Tag vertuen.

*

Abend wird es. Blasser Mann, nun darfst du rasten.
Deine Unvollendung fängt sich an zu klären.
Und du sagst dir ernst: wozu das breite Hasten?
Doch zu spät! Der Abend kann nicht lange währen.

Deine Schultern sind die scharfen Horizonte
Eines Tales, dessen Schlund die Nacht entwuchtet,
Die Brust ist alles Berggelände, das sich sonnte
Und nun atmend kundgibt, was es tief verschluchtet.

Dein gewellter Bauch ist wie die See in Häfen,
Die da aufhüpft, gurgelt und nur schwer ermüdet.
Nachsicht schwebt und legt sich nun um deine Schläfen,
Und du preist die Nacht, die sich mit Glut umfriedet.

O, die Nacht geht auf, und hoch im Osten glimmt es!
Einsichtsvoll versenkt sie sich in innre Sterne.
Denn sie liebt ihr sterbliches, weil urbestimmtes
Lächeln aller Welten, ohne Grund und Ferne.

Ihre Brüste sind die See der beiden Hemisphären,
Die da übervoll den jungen Tag erbangen,
Um dem Kinde milde Labung zu gewähren.
Hast auch du, o Nacht, so wildes Lustverlangen?

Große Nacht, ich kann dich eben klar betrachten!
So wie du in stillen Meeren dich oft spiegelst,
Fühl auch ich dich, da auch Sterne mir erwachten:
Bleibe, die du einst die Sonne ganz verriegelst!

*

Stürzt die Welt aus ihrer Tiefe her zusammen?
Drängt das ewige Gericht nun zum Erlöser?
Eine nackte Flamme, der wir fern entstammen,
Ruft uns klar zurück: wir werden religiöser!

Was nicht nackt an uns ist, wollen wir verstecken,
Des Verfleischlichten beginnst du dich zu schämen.
Unsre Bloßheit aber will sich Gottwärts recken:
Herr, du wirst den Geist in deine Obhut nehmen!

Alle Welten streben nach der Seelenmitte.
Und darum empfinden wir das Zeitverschwinden.
Heiland, führe uns bei jedem Heimwärtsschritte,
Denn wir könnten Urlicht aus dem Zeitschlund winden!

Jeder darf in sich den eignen Wert erlangen,
Doch hier gilts zur rechten Stunde anzukommen:
Lange werden deshalb alle Lauen hangen,
Und die Seligkeit gehört den Starken, Frommen!

Herr, die ganze Nacht kehrt in dein Innres wieder.
Jedes Wesen muß unendlich sich beginnen.
Alle Sterne singen ihre Liebeslieder:
Herr, du bist in uns und bist in ihnen drinnen!

Ich fühl den Blick von einem Sterne
Seit meiner frühsten Jugendzeit:
Ich spielte kaum und bangte gerne,
Und nur das Leid war mir nicht weit.

Ich hing an mir und kaum am Leben,
Doch meine Mutter liebte mich!
Ich wollte fort und doch vor Lust erbeben
Und starb nicht, als ich mir entwich!

Ach, ich empfand die Macht von Mächten,
Die mich da losriß vom Gewühl,
Und suchte dann in heitern Nächten
Nach jenem Sterne im Gefühl.

Auf einmal ist er aufgegangen!
Er war nicht der, den ich gewähnt:
Nun überstrahlt er jedes Bangen
Und glüht, wenn meine Seele tränt.

Er lenkt mich oft aus den Gefahren
Und führt mich doch zurück zum Leid,
Er will im Schmerz sich offenbaren,
Und drum vergeß ich meinen Streit.

Als mir das Liebste ward entrissen,
Empfand ich kaum den grauen Tod:
Es ist zwar schwer, den Schmerz zu missen,
Doch bleibt der Stern, dem er entloht!

O, immer strenger wird mein Wesen,
Und die Erinnrung findet ihren Grund:
Schon gilts, sich selber auszulesen,
Die Liebe macht kein Schicksal wund.

Ich fühl den Blick von einem Sterne
Seit meiner frühen Jugendzeit.
Ich spielte nie und bangte gerne,
Und auch das Leid war weit, zu weit!

KARNEVAL

Arkadien meiner Seele, nun erwache!
Ich harre auf den Wind, der mich versteht,
Ich warte, daß er meinen Lenz entfache:
Erscheine, Geist, der durch die Wesen weht!

Wie können Lieder rein in mir erblühen,
Soll keusche Wahrheit plötzlich offen sein?
Das Leid wird bald als Tau den Traum besprühen,
O, nun ergründe dich, mein holder Hain!

In frommer Seelen bleichen Dämmerstunden
Wird gar behutsam jedes Reis gehegt:
In stummen Blumen schlummern unsre Wunden,
Die keusch das Herz, der Lust entrückt, verborgen trägt.

Doch wird aus Menschen Glück sich zu mir bücken!
Ich will ob frohen Gutseins glücklich sein!
Dann wird auch meine Einsamkeit sich schmücken,
Und so Erfühltes wunderbar gedeihn!

Mir ist Italiens Karneval ein großer Dichter:
Das Einsterlebte dieses Volkes wühlt er auf.
Vermummen sich die braven, täglichen Gesichter,
So nehmen die Gefühle ihren freien Lauf.

Wohl preßt sich da der Geist zurück ins Heidenleben:
Die Dominos sind die Gespenster einer fernen Nacht,
Der Pantalon wird gut zu sein in Unschuld streben,
Wozu der Harlekin die Zwischensprünge macht.

Er ist der Hermes dieser grausen Lumpengötter,
Doch seine Farben plaudern das Geheimnis aus,

Er kennt sie alle und ist keck: darum, ihr Spötter!
Ihm machen Unterweltfiguren keinen Graus.

Die Colombina läßt sich noch als Venus schmeicheln
Und ist das Affenspiegelbild der Helena,
Kathrinen muß man selbst mit Pfauenwedeln streicheln,
Denn sie war Juno, als der Weltanfang geschah!

Der Ganymed ist zum Brighella ausgewachsen.
Zum Doktor hat es Aristoteles gebracht.
Der Jupiter versteckt sich hinter Maskenfaxen
Und wird als Erzbetrüger schließlich ausgelacht.

Jetzt fühlt sich jeder frei wie auf des Öta Höhen
Und schlüpft, wo er nur kann, bei einer Nymphe ein.
Auch lassen Danaën sichs ausgezeichnet gehen,
Das regnet Gold in manches stille Kämmerlein.

Nun kann die Juno heute nacht unmöglich schlafen,
Und wirklich kommt ihr Jupiter mit Bacchus heim:
Sie wird ihn barsch, trotzdem es kalt ist, strafen,
Und zwar am Teil mit plastisch vollem Reim.

Der Bacchus aber läßt den Zeus alleine,
Protheisch wechselt seine Ragung überall,
Oft ist er dick, oft klein, dann nichts als Beine,
Und scheint der Schatten aller nach dem Maskenball.

Fürwahr, er ändert sich durchs Gehn zwischen Laternen:
Da schiebt er manche, die nach Haus ziehn, fast zum Licht
Und schmilzt zusammen, wenn sie sich davon entfernen,
Du schlimmer Wicht, hilfst nur in dunklen Gassen nicht!

Was dröhnt jetzt plötzlich? Römische Legionen?
Geharnischt ziehen sie die Gassen laut herauf,

Sie werden ihre Beute, Weibervolk, nicht schonen:
O Weltnotwendigkeit, so nimm denn deinen Lauf!

Der Spaß beginnt. Nun wird es immer lauter, toller.
Die vielen Menschen werden langsam aufgemischt.
Das jubelt, sprudelt immer törichter und voller:
Die Jugend, selbst die Kindheit, wird nun aufgefrischt.

Der Lenz erblüht bereits in den geschloßnen Städten,
Und Frühlingslust und Brunst wird ringsum angefacht.
Das Volk verpfändet selbst die Kleider und die Betten,
Da jeder undrapiert, stets anderswo, erwacht.

Im Karneval drängt alles an die Oberfläche.
Mit Juxen und mit Lumpen ist das Volk bedeckt.
Dir ists, als ob der Tand von selbst aus Kisten bräche,
Und wer nicht mittut, wird als Finsterling geneckt!

Die Dirnen erscheinen als büßende Nonnen,
Pierrots, häufig Ladenverkäufer, sind stumm,
Und Diebe, als Richter, zu Strenge gesonnen:
Als schwanger ziehn alternde Fräulein herum.

Verkrümmte verkleiden sich gerne als Krieger,
Matronen, wie Puppen, gefallen sich gut,
Schon brüllen Bediente als Löwen und Tiger,
Romantiker tragen die Feder am Hut!

Die Damen bewegen sich oft wie Kokotten
Und laufen im heiklen Momente davon,
Der Freidenker läßt sich als Priester verspotten,
Und ringsum ergeht sich ein Weltpantheon.

Voltaire spricht ein wenig Französisch, und Dante
Gibt rasch einer Köchin für elf Stelldichein,
Selbst Newton verkehrt mit des Beelzebubs Tante
Und reitet mit Cato ein hölzernes Schwein.

Ein Lord mit unendlichem Pappenzylinder
Wird eben mit Gips und Papier überweißt,
Und Sokrates sucht seine eigenen Kinder,
Ein Mönch wird von johlenden Knaben umkreist.

Seht, Bismarck führt dort eine Gans ins Theater,
Vielleicht reißt sie gleich nach dem Abendmahl aus,
Sechs Kinder verloren soeben den Vater,
Und auch ihre Mutter ist nimmer zu Haus.

Die Weiber, mit männlichem Blut und Allüren,
Sind endlich in Hosen zufrieden und keck,
Betrogene lauern im Dunkel der Türen
Und springen oft wütend aus ihrem Versteck.

Nun fliegt wo ein Hut, und man zerrt eine Mähne
(Erstochen wird jedesmal irgendein Mensch),
Die Deutschen erleben dabei eine Szene,
Und Engländer sitzen zufrieden beim Lunch.

Nun siehst du den Karneval selber als Prinzen
Im Wagen erscheinen. Er ist eine Frau.
Und allerhand Leute bestaunen, begrinsen
Den Zug mit Najaden und Magiern genau.

Denn alles ist da tiefsymbolisch gestaltet:
So gehn die drei Könige schmunzelnd voran,
Der Karneval selbst (auch sein Kleid veraltet)
Verzweifelt und stirbt schon im Hintergespann.

Doch gleich nach dem Zug kommen Mönche und Nonnen:
Sie bringen für Mittwoch schon Kohl und Salat,
Doch sind sie noch alle zum Ulken gesonnen
Und tanzen, trotz Gaffern und trotz Zölibat.

Das Frühjahr ist da! Und am Korso erscheinen
Die lieblichsten Frauen in offenem Wagen:
Schon wollte ganz Rom seine Grazien vereinen,
Das Wetter erlaubt, lichte Kleider zu tragen.

Ein Mädchen, das alle Bewerber verlachte,
Erschien uns soeben in Lilien gebettet,
Sie mag, daß die Männerwelt lechze und schmachte:
Wer weiß, welcher Geck sein Geschlecht doch noch rettet?

Ei, seht das Gespann! Alle Pferde und Räder
Sind herrlich mit Rosen geschmückt und umwunden,
Die Damen, die drin sind, besuchen die Bäder
Und haben dort immer Bewundrer gefunden.

Da kommen noch reichere Kutschen mit Damen
Die Gäste des Hauses mit Sträußen beschenken.
Da siehst du auch Bräute in blühendem Rahmen
Vergnüglich an Bälle und Bräutigam denken.

Nun taucht auch ein Karren mit bunten Ciocciaren
Im Hintergrund auf. Rugantino sitzt drinnen.
Wir können durch ihn manches Neue erfahren:
Er wird die Kritik des Momentes beginnen.

Er pfeift auf die Redner und Volkstribunale
Und labt sich am Weine der römischen Hügel:
Was braucht sein Humor alle Nörglerskandale:
Er hält keinen Schmeichlern und Strebern den Bügel.

Das Frühjahr ist da. Keine Maske, kein Spötter
Bekrittelt, bezweifelt sein frühes Erscheinen.
Schon regen sich überall römische Götter,
Der Janus erklärt sich in sämtlichen Hainen.

Bald fallen die Larven. Dann blicken die Augen
Ganz offen hinaus in die goldenen Tage.
Die Wurzeln beginnen ins Leben zu saugen.
Wir pflückten schon Primeln und Veilchen im Hage!

Bald füllt sich die weite Campagna mit Leuten.
Die Mandeln beginnen sie schon zu erwarten:
Wie duften Orangen und rufen nach Bräuten!
Nun wird alle Flur, wie von selber, zum Garten.

O, nun leb auch ich der Freude,
In mir selbst ist Karneval:
Flaggen heitrer Luftgebäude
Wehen jetzt mit einemmal!

Seltnes Glück kann ich erfassen,
Worte hör ich auferstehn,
Darf sie nicht verhallen lassen,
Rasch ist es um sie geschehn!

Flugs verfolge ich Gedanken,
Die ein Wehwunsch aufgescheucht;
O, nun aber ja nicht schwanken:
Packt das Wild, das flüchtig keucht!

Ja, ich habs: ein neuer Kummer!
Dort versteckt er sich im Laub
(Leid zum Lied, noch kurz in Schlummer),
Doch ein Sang ist schon mein Raub!

Alle roten Wolkensippen,
Was der Tag an Brand verbarg,
Lispelt nun mit tausend Lippen,
Schlimm und gut, — um seinen Sarg.

Ferne höre ich die Winde,
Die geschwätzig waldwärts wehn:
Seht, und auch ich selbst empfinde
Träume, — die euch Antwort stehn!

Bäume, die ich oft erspähe,
Tragen ihre Tagesfrucht,
Und die schüttelt erst die Nähe
Einer Nacht in meine Schlucht.

Rosenhauche kurzer Stunden,
Die ihr ringsum Gold verwebt,
Wißt! ich bin euch eng verbunden,
Denn ihr habt mich tief belebt.

Sang zu Sang kann ich vernehmen,
Wehmut schweigt, wo alles singt,
Stimmen, die vor mir sich schämen,
Haben sich schon zugeblinkt.

O, sie trachten sich zu reimen,
Bald verdämmert ihre Macht.
Träume, die im Nu erkeimen,
Stehen nun in Blütenpracht.

Alles mag ich fest umschlingen:
Leg dich, Wind, an meine Brust!
Nacht, du wirst mein Herz durchdringen,
Sterne werdet weltbewußt!

Auch ihr letzten Himmelsnarben,
Seht, bald bin ich stumm — schon wund!
Rasch verflimmern diese Farben:
Unsre Nacht ist urgesund.

Abend naht dir, wenn ich singe.
Ach, der Tag verhaucht, entblaßt.
Ahnt sich ein »Vollbracht!« der Dinge?
Werde Lied! was mich erfaßt.

Namenlos sind meine Lieder,
Sagbar kaum, wie sie entstehn,
Laute tauchen auf und nieder,
Bis sie klar zusammengehn.

Endlich freuen mich die Rhythmen,
Die ein Lied sich ausgewiegt,
Und ich will mich ihnen widmen,
Ihre Stimmung hat gesiegt.

Würde ich durch die Gefühle
Tiefer Liebe überrascht,
Hätte ich im Truggewühle
Alles Wirkliche erhascht.

So vertrau ich meinen Liedern
Nur die wahrste Sehnsucht an.
Kann ein Wesen sie erwidern,
Steh ich schon in einem Bann?

Meine gutgemeinten Worte,
Zieht denn hin und immer fort;
Horcht an manchem fernen Orte,
Ob ein Herz, ein Strauch verdorrt!

Lispelt leiser als die Blätter,
Daß kein Schmerz euch überhör,
Seid der letzten Hoffnung Retter,
Fädelt euch durchs feinste Öhr.

Findet ihr ein keusches Wesen,
Das euch wirklich ganz vernimmt,
O, so kann ich fern genesen:
Plötzlich werd ich gut gestimmt.

Namenlos sind meine Lieder,
Soll ich ihnen widerstehn?
Mein Geschick klingt drinnen wieder,
Was da kommt, ist schon geschehn!

Ich will in einem Park den goldenen Abend feiern
Und träumen, wenn die ersten Sterne sich erschaun.
Dann blickt auch mein Gemüt aus Amethystenschleiern
Und fängt im Traume an, Erlebtes zu betaun.

Dort blinkt schon einer. Und nun gleich ein zweiter.
Ihr fernen Sterne folgt euch stets und habt euch gern.
Ihr hehren Weltbeschreiter seid euch stets Begleiter,
Und alle ehrt ihr, selbst im Kleinern, euern Herrn.

In die Musik will ich mein schweres Leid versenken:
Sie möge es umzaubern und um mich verwehn,
Von purer Glut die Angstgefühle, die mich kränken,
Entwirren, bis Ideen furchtbar vor mir stehn.

Ihr Brunnen seid zu laut zu solcher Klärung.
Ein Garten, ein Sonett, ein Bild sind mir genug.
Ihr tausend Sterne, gebt mir viel zu viel Belehrung,
Wo Schicksal graut, wird alle Sprache bald zum Trug.

Ein Friedhof ist bereits ein Paradies auf Erden,
In das wir schon aus Marmor unbeweglich schaun,
In Gärten aber, wo die Götter sprachlos werden,
Beschleicht mich unergründlich bleiches Graun.

Die Numen schlummern nicht. In einer kecken Laune
Sind alle dort im Lorbeerdunkel festgebannt.
Hermaphroditen wehren schlau sich gegen Faune,
Endymion wird von Artemis im Schlaf erkannt.

Ich kann mich nirgends still mit stummem Grün umfrieden,
Vereinsamt unter Myrten ölt sich ein Athlet.
Bis auf die Zehen bleich sind Marmor-Niobiden.
Geht jetzt der Mond auf? Flüstert Pan ein Nachtgebet?

Die Götter schlafen nicht. Wo ich auch träume, wander,
Verfolgt der Wind mich, und schon rauscht das Laub.
O, nun begleiten mich auf einmal Oleander,
Alleen sind so traut und dort — die Lichtung — taub!

Fürwahr! Hier schweigt und schlummert diese Wiese,
Sie hat sich rings mit Schwermutstränen bunt betaut,
Ein Baum aus Asien wuchtet da als fremder Riese:
Ich meide ihn! Wo tönt mir ein vertrauter Laut?

Ich schweife weiter. Lauter dichtes Flüsterdunkel
Umgibt mich wiederum! Auf einmal lausch ich auf!
Kamelien blühen. Horcht, ein zartes Waldgefunkel,
Dann ein Gebraus sagt laut: dort ist ein Wasserlauf!

Carrara-Schwäne harren blaß an einem Wehre,
Doch Wasserquirle halsen hastig hin und her,
Ein Schneegewölk kommt eben ostwärts in die Quere,
Und nun ist dieses Dunkel lautvoll, leer und schwer.

Der Lorbeerduft und Harzgeruch der Parkzypressen
Umflattert wild mein winderfrischtes Angesicht.
Ich sehe kaum! Wie soll ich Weg und Steg ermessen?
Ich schlendre unterdessen, — seht, — dort wird es licht!

Ein leiser Weiher spiegelt still den Großen Bären.
Die andern Sterne sind noch alle weiß umwölkt.
Vielleicht wird bald die alte Klarheit wiederkehren,
Zumal da doch der Nordwind noch im Duster schwelgt.

Ich zieh den Teich entlang und denke an die Numen,
Die plötzlich in den Seelen heiter aufgetaucht:
Dereinst begrünten sie Italiens dunkle Krumen,
Auch heute sind sie da, und wieder — fast verbraucht.

Was bannt mich fest? Was will sich mir erklären?
Wie, spiegelt dieser Weiher eine echte Sphinx?
Ich blick empor und sehe nimmermehr den Bären,
Denn es bedeckte sich der Himmel neuerdings.

Doch sehe ich die Tiergestalt sich trotzdem spiegeln,
Und zwar so still, daß eine Sphynx auch aufwärts blickt.
So will das Obre seine Tiefe wohl erklügeln,
Und Untres scheint durchs wahre Dasein ganz berückt.

Ich mag mich abermals im Lorbeerhain verlieren,
Nun weiß ich ja, was dieser Garten alles birgt,
Gespenster wallen auf, entwurzeln sich aus Tieren
Und ruhen dort als Urverdichtung streng bezirkt.

Der Garten selbst verschlingt in sich Italiens Schätze,
Dem Stein und Muschelstrande gleicht der Weiherkies,
Ein dunkler Weg im Grünen ahmt die Gegensätze
Von Flur und Heide in Etruriens Paradies.

Jetzt ist der ganze Park noch kalt, verwildert, finster,
Und ich verstehe seinen Reiz vielleicht allein,
Erblüht jedoch am Meer und Apennin der Ginster,
So rahmt auch hier der Goldlack holde Beete ein.

Und dann umglühen Käfer offne Purpurblüten,
Und eine Aloë verschenkt in einer Nacht
Die Pracht, die ihre Wurzeln hundert Jahre hüten,
Bis sie auf einmal jäh und übervoll erwacht.

Da glänzt mein Pfad! Ich werde nun zu Menschen treten.
Fürwahr! Vor mir erstrahlt ein herrlicher Palast.
Zum Feste denn! Ich darf mich heute nicht verspäten.
Ach, welches Bangen mich auf einmal grau erfaßt!

Ein blendendes Treppenhaus hält mich umfangen.
Ich weiß nicht, wie leicht durch die Knäule und Schlangen
Von Masken und Schleppen zum Saal zu gelangen.
Treppauf und treppab seh ich Dominos fliegen,
Sich schwarz oder bunt durch die Festgruppen schmiegen.
Das wirbelt und plaudert. Das blendet die Sinne.
Das funkelt und flunkert von flüchtiger Minne.
Das fächelt mit rosigem Fächer noch Scham
Ins blasse Gesicht eines alternden Gecken,
Der eben sich etwas zu eifrig benahm.
Ich sehe mit Küssen sich Arme bedecken.
Dort wirft eine Dame den Handschuh zurück;
Ein Jüngling berührt ihre Spitzen voll Glück;
Und niemals bemerkte ich Kleider, Geschmeide
So sehr, als wenn Larven die Züge verhüllen.
Jetzt heben sich Finger behandschuht zum Eide,
Erwünschtes verspricht sich hier bald zu erfüllen!
Noch ist das ein Vorspiel in rauschender Seide!
Ich selbst aber sehne mich weg von den Stiegen
Und trachte mich langsam ins Innre zu schmiegen.
Auch schweift schon mein Auge durch flimmernde Zimmer,
Rings spiegelt sich Flitter und Lüsterlichtschimmer.
Ein Walzer fängt an, manches Paar zu beschwingen
Und rhythmisch den festlichen Saal zu durchklingen.
Jetzt wirbelt und tanzt alle Welt durcheinander,
Im Umkreise protzen verlaßne Matronen.
Jetzt streifte mich eben ein Prachtsalamander!
Ein Zwiegespräch könnte sich allerdings lohnen.
Doch ist er bereits unter Feen verschwunden.
Nun faß ichs, es handelt sich hier um Sekunden!
Die nächste Entstiegene lohender Gluten
Wird sicherlich gleich, wo es sei, angehalten;
Vergnüg ich sie dann bloß auf kurze Minuten,

So fürchte ich nimmer die roten Gewalten!
Ein Domino, schwarz wie die Nacht in den Meeren
Trägt Perlen im Haare. Ich sah ihn schon früher.
Vielleicht sind das Schnüre urkünftiger Zähren!
Wer weiß? Er ist lustig, denn viele Bemüher
Und junge Erglüher umschwirren ihn heiter.
Nun lassen wir sie, und lustwandeln wir weiter.
Die Kerzen umschimmern schon flimmernde Schleier,
Und Wandspiegel geben sie kugelhaft wieder;
Fürwahr, oben hangen jetzt durchsichtge Eier
Und gießen ihr Irislicht rieseldicht nieder.

*

Kurz nur treffen sich die Blicke,
Jedes denkt an heitre Dinge.
Knüpft durch eine Zufallsschlinge
Hier der Augenblick Geschicke?
Ist ein Ansturm wo geglückt,
Plötzlich wird dort hell gelacht.
Ward ein Fall ans Licht gebracht?
Jede Laune wird zerpflückt!
Skepsis ist des Faschings Wesen,
Seine Freude Medisance,
Lauter kleine Antithesen
Geben Witzen Resonance:
»Seht im Spiegel jene Damen
Haben Häubchen wie ein I,
Passen wirklich in den Rahmen!«
Lacht ein Täubchen mit Esprit.
Hier ist alles Rokoko,
Blütenbüschel schlüpfen sacht
Aus der Zierat blasser Pracht.
Engel sitzen ohne Tracht
Wolkenhoch auf dem Popo,

Feen schweben im Trikot
Über unserm Erdniveau;
Alle sind galant und froh.
Masken geben Rendezvous
Vor der Hand nur Fuß an Fuß:
Gottseidank inkognito!
Überall wird kokettiert,
Herzen brennen lichterloh,
Jeder Witz ist unmaskiert,
Wehe jedem, der sich ziert!
Hier kommt alles à propos,
Nur! wo bleibt mein Domino?
Schwupps! da huscht er durch den Saal!
Maske, hab ich dich einmal!
Mut, mein zugereister Mann!
Sprechen wir sie höflich an:
»Magst du, Maske, mir Vertrauen schenken,
Möchte mich um deine Gunst bemühen,
Laß den Blick in deine Seele senken
Und den Fall der Larve hold verfrühen.
Wenn zwei Menschen Gleiches denken,
Kann ein Blick ein Ja versprühen,
Unser Fühlen hold zur Liebe lenken
Und die Herzen aneinanderglühen!«
Meine Kühnheit hat gefallen,
Denn ich bin schon eingeladen,
Plaudernd auf und ab zu wallen,
Und nach heitern Promenaden
(Kann ich wirklich amüsieren)
Ernste Themen zu riskieren.
Doch vor allem will ich loben:
»Holde Maske, du bist prächtig,
Deine Schönheit mitternächtig,
Perlen, die du rings verwoben,
Gleichen deine trauten Augen,

Die nicht für die Erde taugen.«
»Nicht so schnell, das Paradies«,
Heißt es jetzt, »ist furchtbar weit,
Und da man mich draus verstieß,
Trag ich jetzt als brave Maid
Mutig jedes Erdenleid!«
»O, das ist die Einsamkeit«,
Fall ich ein, »voll Bitterkeit!
Täglich schlag ich eine Schlacht,
Mein Alleinsein gibt mir Macht,
Du jedoch bist wie die Nacht,
Weib und schwarz und voller Pracht!«
»Müßte dich erst ganz erproben,
Kannst bestimmt auch andre loben!«
»O, bewundern kann ich viele,
Manche«, sag ich, »hat Geschmack,
Helles paßt zum Faschingstile,
Schwarz jedoch zu meinem Frack!«
»Schließe nicht nach dem Gewand!«
Hör ich, »Mann aus fremdem Land,
Oft verbirgt die schwarze Hülle
Weißer Schönheit Überfülle!«
»Ganz und gar nicht, glaube mir,«
Fall ich ein; »Gewand und Zier
Sprechen offner als ein Mund:
Deine Seele ist ein Schlund!
Weißes Fleisch ist ein Geschenk:
Deine Schönheit dir zu eng,
Durch die Larve, nicht die Haut,
Hab ich ganz in dich geschaut!«
»Was du sprichst, ist zwar gewagt,«
Wird als Antwort mir gesagt,
»Doch es freut mich immerhin,
Deine Worte haben Sinn.
Willst du mit mir plaudern gehn?

Hier, wo sich die Paare drehn,
Die Musik von Liebe girrt,
Werd ich ganz und gar verwirrt!«
»Auf ein recht vertraulich Wort«,
Sag ich, »geh ich gerne fort,
Hier im Saal ist es so warm:
Schlanke Mohrin, deinen Arm
Und zugleich die kleine Hand,
Als ein erstes Freundschaftspfand!«
»Alma dürfen Sie mich nennen,
Doch von nun an, bitte: Sie.
Sollen lieber gleich mich kennen,
Denn Sie haben Phantasie.
Stellen Sie sich wenig vor,
Schließen Sie nach meinem Ohr,
Das ist klein und etwas rund,
Und so ungefähr der Mund!«
»In die allerliebste Muschel«,
Sag ich, »wispert sich kein Sie,
Du und du wirkt im Getuschel
Voll von dunkler Harmonie!«
»Nun so muß die Larve fallen!«
Heißt es nun mit Energie.
Was nun folgt, kann mir gefallen,
Dieses Weib hat Poesie!
Kaum eine Sekunde
Sah ich das Gesicht:
Auf die Augen, hin zum Munde,
Flogen Blick und Herzenslicht.
»Werte Dame, Ihre Blicke
Gaben mir den ersten Stich,
Doch ich glaube an Geschicke
Und verstehe manchen Schlich.
Wollte mir daher vertrauen:
Frauen sind nicht fürchterlich,

Doch gesteh ich, Ihre Brauen
Triumphieren über mich!«
Kaum bin ich damit zu Ende,
Reicht sie mir vergnügt die Hände:
»Dem Besiegten«, sagt sie, »Gnade!
Sei'n wir offen und gerade,
Eben noch voll Prüderie,
Hab ich jetzt schon Sympathie!«
»Nun so wandern wir denn weiter,
Flüchten wir von Saal zu Saal!«
Meine ich vergnügt und heiter,
»Menschen sind mir eine Qual!
Sehn wir lieber durch das Fenster,
Hinterm riesigen Kristall,
Auf die silbernen Gespenster,
Dort beim großen Wolkenball!«
»O da bin ich gern dabei,
Was ist, bitte, Poesie?
Sehe sie in allerlei,
Doch ihr Wesen faß ich nie!«
Wie mich das die Dame frägt,
Sage ich ihr unentwegt:
»Treue Freunde, Traumgebilde,
Jeder Ahnung Wahrgestalt,
Unsers Wanderns Mondgefilde,
Gar kein Ziel, ein innrer Halt!
Lebenshauche unsrer Lieder,
Frühjahre der Seelennacht,
Hier an Ihrer Brust der Flieder,
Der mich bang und froh gemacht,
Aller Dinge Melodie,
Nicht der Glanz, doch das Genie,
Tiefste Wirbelharmonie,
Ist ganz greifbar — Poesie!«
»Jene Dame dort im Saale

Scheint mir schön geschmückt zu sein,
Ja, schon ists mir, als verstrahle
Sie den klarsten Sonnenschein:
Ihre Tagsmaragden leuchten
Und, ich sagte gern, befeuchten
Wie ein helles Quellengrün
Wiesen, wo Narzissen blühn!«
In die Rede stimm ich ein:
»Sehn Sie dort, im Kerzenschein,
Ruht ein Weib fast mitternächtig,
Nur Rubine und Granaten
Übersprühn es urbedächtig:
Skeptisch gegen Tagestaten
Scheuen sie fast jeden Laut!
Doch auf ihrem Haare graut
Schon des Morgens Perlenschimmer,
O sie tagen, tauen immer!«
Ihre Larve fällt herab!
Scham und erstes Morgenrot
Sah und haschte ich noch knapp,
Und ich weiß, was mich bedroht!
»Kommen Sie, doch vor den Leuten
Bleibt es noch beim alten Du!
Dieses Sie darf nichts bedeuten!«
Meint die Maske voller Ruh.
»Nun das sei! Um Mitternacht
Sag ich sowieso dann Sie,
Maske, durch deinen Esprit
Wird die Zeit mir kurz gemacht!«
Kaum erst ist das ausgesprochen,
Werden laut wir unterbrochen.

*

Jetzt wirbeln und rascheln im Saal Tamburellen,
In Seide gekleidete Masken umtollen,
Als Eidechsen, Falter, Insekten, Libellen,
Bacchantinnen, die ihre Spenden entrollen.

Mit Reben umgeben sie Fenster und Türen.
Satyre verschenken Orangen und Nüsse.
Silen will die lieblichste Nymphe verführen,
Und Kinder mit Lichtflügeln werfen uns Küsse.

Jetzt tritt Aristophanes selbst auf das Podium
Und ruft die italischen Masken ins Leben;
Wir sehn lauter Frauen voll Kampflust und Odium
Und Männer sich weiblichen Launen ergeben.

Rosaura hat eben den Hausstand zerschlagen:
Nun kann Harlekin sich darüber nicht trösten,
Doch auch Pantalon nicht den Jammer ertragen:
Er läßt bei Brighella rasch Trostäpfel rösten.

Das alles erklärt von olympischer Warte
Ein Weib, das verzückt aus dem Chore getreten;
Es sagt uns, es sei die Commedia dell' arte,
Das letzte Hellenentum junger Poeten.

Nun schenken uns Faune ganz reizende Tüten;
Wir öffnen sie, kosten und schneiden Gesichter,
Wir möchten das bittre Geheimnis behüten,
Doch schwätzt schon und lacht das Paniskengelichter

Das Weib am Kothurne entschuldigt sich heiter
Und schwört uns bei Bacchus, das seien die Reste
Des attischen Salzes und fährt munter weiter,
Was wir nun besorgten, sei weitaus das Beste

Aus Hellas, homerisches Riesengelächter!
Wir sollten es tief aus den Bauchhöhlen holen,
Denn Dionys liebt alle frohen Geschlechter!
Und nun schlagen Kobolde laut Kapriolen.

Auf einmal erscheinen im Saale Laternen.
Wer trägt sie und schwingt sie? Ganz weiße Gestalten:
Pierrots mit hellflimmernden, blendenden Sternen
Beginnen jetzt schweigsam beim Feste zu walten.

»Sie sind dem eleusischen Dunkel entstiegen
Und kennen die Paare, die bald sich vermählen
Und werden sich gleich an die Glücklichen schmiegen!«
Beginnt nun die Pythia mit Schwung zu erzählen.

Nun wird meine Maske, dann ich von Laternen
Und stummen Gebärden umschwirrt und umgaukelt,
Und trotzdem die Lichter sich endlich entfernen,
Ists beiden, als würden wir förmlich geschaukelt.

Gottlob, die Prophetin fährt fort: »Die Laterne
Hat Diogenes diesen Pierrots hinterlassen,
Doch auch seine Tonne — ich zeige sie gerne —
Ist da, sie kann heimliche Insassen fassen!«

Wohl will meine Maske nicht wegsehn. Verlegen
Erwarten wir beide recht peinliche Scherze.
Doch nein! Ein gefälliger Gott ist zugegen
Und tritt mit dem veilchenumwundenen Märze,

Der Blumen verstreut, rasch im Pantherfell auf.
Das Faß wird gewendet; schon sprudelt der Wein
Wie Gold aus dem Spund; seinen schäumenden Lauf
Durchkreuzen und dämmen nur Trinkbecher ein.

Verschiedene Zwerge mit kreischenden Stimmen
Und sprechende Vögel erscheinen im Saal;
Sie tuen, als würden sie neidisch ergrimmen
Und machen im Fistelton argen Skandal.

*

»Folge mir aus diesem Saal,
Hier ist alles zu konfus,
Das wird fast ein Bacchanal!«
Sagt die Maske: »Billigst du's?«
»Nein, ich gehe gerne fort,«
Sage ich sogleich erfreut:
»Sprechen wir ein trautes Wort,
Sinnlos, aber doch gescheit!«
»Sehn wir jetzt dem Windfest zu!«
Sagt die Maske überrascht,
Wie sie plaudernd, ganz im Nu,
Hoch ein Mondgesicht erhascht.
Hinterm Fenster sehen wir
Wolkenrosse Leichen ziehen,
Und ein helles Silbertier
Glotzt in Chaosharmonien.
»Willenlose Wirbel sind
Wilde Beute ohne Herrn,«
Meint die Maske; »jedem Wind
Folgen, geben sie sich gern.«
»Flockenwolken stocken dort!«
Fall ich in die Rede ein,
»Scheuen sich in einem fort,
Formen oder Gischt zu sein.«
»Nebeltüten öffnen sich,
Weiße Kelche gehen auf,«
Meint die Maske feierlich,
»Sieh den dichten Irishauf!«
»Welches fabelhafte Gold,

Welche große Pollenwut«,
Sag ich, »sich dort hoch entrollt
Und dann überm Monde ruht!«
»Gehn wir weiter, möchte jetzt
Eigentlich am Meere sein!«
Sagt die Maske: »denn zuletzt
Sah ich es im Mondenschein.
Ringsum perlte der Kies,
Lauter Wünsche huschten auf,
Alles zerrte, schwirrte, stieß
Ohne Anfang und Verlauf.«
»Habe ich nicht recht geahnt,
Als ich sagte, daß dein Geist
Dich an dunkle Hüllen mahnt?«
Frage ich die Maske dreist.
Sie erwidert: »Sicherlich
Hast du recht, zu recht gehabt,
Doch ich fühle, innerlich
Wird die Trauer weggeschabt.«
»Nun, so wollen wir im März«,
Ruf ich froh, »aufs Land hinaus.
Ja, es pocht bereits mein Herz
Mit dem wilden Meergebraus,
O, der Lenz kommt ungehemmt,
Fühlst du ihn nicht aufwärtsziehn?
Windeswogen überschwemmt,
Wittert ihn der Apennin!
Jeder Wuchtcharakter beugt
Endlich sich vor Lust und Föhn,
Jede Wandlung, die er zeugt,
Macht den Leichtsinn wunderschön.
Hat doch alte Erdenkraft,
Mit der Sonne hold vermählt,
Den Planeten umgeschafft,
Daß er selbst den Gott erwählt,

Der sich ihm als Rausch entrafft.«
»Deinen Fels erklimm ich nicht,
Meine Seele liebt die See,
Dir zu folgen wird mir Pflicht,
Doch bedenk auch du mein Weh!
Unser Urgeburtenmeer
Zog mich fast zurück zu sich.
Schon ward alles ringsum leer,
— Und die Leere fürchterlich!
Doch man hat mich aufgefischt:
Die Erinnrung aber war
Schon im Busen aufgefrischt,
Und nun wird mir völlig klar
(Weiß ich auch nicht recht warum),
Daß ich nichts entfalten darf.
Irgend etwas wehrt mirs stumm,
Damals aber sah ichs scharf!
Doch ich liebe noch das Meer,
Wenns dem Nichts entgegenschäumt
Und erbärmlich hin und her
Sich verschlägt und wild zerträumt!
Schäumt was, glaub ich fast, da sträubt
Etwas sich, nur Wind zu sein,
Doch sowie der Schaum zerstäubt,
Gischtet es dann frei und rein!«
»Ja, wohl sträubt, wohl bäumt die See
Gegen ihr Zerstäuben sich,
Schäumend schluchzt sie noch Ade
Und enthaucht dann bitterlich!«
Fall ich ein, dann faß ich mich:
»Schwarze Maske, lasse das,
Komm aus diesem Witterstrich,
Ohne wirklichen Verlaß,
Rasch zurück zum Maskenfest!
Tritt ans Fenster! Monderhellt

Stehn dort Wesen felsenfest,
Blicke in die äußre Welt!«
»Siehst du jenen Tropenbaum,
Sterne spähn durch sein Geäst,
Goldig sah ich ihn im Traum,
Und darauf ein Schlangennest!«
Sagt das schwarzverhüllte Weib,
Atmet tief und fährt dann fort:
»Gar nichts hatte seinen Leib,
Tiefum wogte Gottes Wort.
Früchte bunt und schlangenrund
Sah ich ohne Zeit und Ort.
Eine führte ich zum Mund:
Und da war ihr Ast verdorrt.
Ich verbiß in Felsen mich,
Durch die Zähne troff die See,
Und der Erde Vipernstich
Fühl ich noch als großes Weh!«
»Komme fort und sieh mich an,
Weg von dir und jener Welt!
Hänge dich an deinen Mann,
Sieh in ihm ein Lichtgezelt.
Was du schaust und hier erfährst,
Das bestätigt, was du bist!«
Sage ich: »denn du bewährst
Tiefer dich als Ziel und Frist!
Wenn man wirklich innig liebt,
Brauchst du keinen Wunsch zu fliehen,
Was ein einzger Mensch vergibt,
Hat schon Gott durch ihn verziehen!«
»Sei mein Freund und steh mir bei,
Nimm den Ring von meiner Hand,
So! Nun bin ich endlich frei!«
Sagt ein Weib mir urverwandt!

*

Mitternacht! Mitternacht! Die Larven fallen.
Mitternacht! Man erkennt sich, jubelt laut.
Mitternacht! Walzer wallen durch die Hallen.
Mitternacht! Keinem Gaste bangt und graut.
Mitternacht! Die Isis wird bewußt
Und entschleiert sich der Sonnenwelt.
Jubel sprudelt aus der Göttin Brust:
Ihre tiefe Einsicht überwellt
Urgesuchte, weltverliebte Lust.
Wollust wird zu Gott geschnellt.
Mitternacht! Ich beschenke dich mit Blumen.
Mitternacht! Du trinkst mir zu, man wünscht und hofft.
Mitternacht! Blütenreif bedeckt die Krumen.
Mitternacht! Der Nordwind geistert und erschreckt uns oft.
Mitternacht! Was sieht, nimmt einen Flor.
Völker überziehen sich mit Scham.
Ostern glüht jetzt überall empor.
Geist entsteht. Wer weiß, woher er kam?
Mitternacht! Mein Weib und ich sind eins.
Eins im ewiggroßen Weltgebraus.
Glücklich unseres Zusammenseins,
Ruhen wir vom langen Wandern aus!

*

»Alles Fühlen, alles Denken
Ist ein fremdes oder fernes
Insichselbstsichtiefversenken!«
Sag ich: »Jeder Mensch erlern es.
Doch vor allem soll es gelten,
Sich persönlich zu verschenken:
Licht aus seinen Seelenwelten
In die Nächsten zu versenken.
Alles Sehen, alles Lieben,
Ist an sich das wahre Leben,
Bloß die Hoffnung ist geblieben,

Die Ereignisse entschweben!«
»Das Gebrause, das ich höre,
Ist wahrscheinlich wirklich wahr,
Lauter unsichtbare Chöre
Singen uns als trautes Paar.
Winde wälzen Wolkenwogen
Unaufhörlich himmelwärts,
Für die Liebe ausgezogen
Wuchtet auch in uns der Schmerz.
Dieses Ineinanderbranden,«
Sagt mein Weib, »ist wunderbar,
Oft geht da der Blick abhanden,
Doch auf einmal wird mirs klar:
Immer neue Wünsche winden
Tief sich in ein Urgemüt,
Können nie das gleiche finden,
Da es sich zu dauern müht
Und in stillen Freiheitspeichern
Immer fester sich erfaßt,
Und so glaub ich, wir bereichern
Uns auch fort und ohne Rast!«
»Willst du nicht zum Fenster treten?«
Frag ich: »doch dann sprich nur weiter,
Siehst du dort die Statue beten?
O, die Mondnacht ist nun heiter!«

*

Der Mond umfaßt die Glieder eines Knaben,
Und seinen Leib bedecken Perlenschnüre.
Ist das Verzückung, starres Lustgehaben?
Die Schatten dauern still wie Liebesschwüre!

Der Mond will sich am weißen Marmor halten,
Als Weltruine liebt er kalte Gesten:
Das Felsgestirn sucht weithin in den Spalten
Der Erdromantik noch nach hehren Resten!

Der Grieche scheint die Mystik einer Seele
Dem toten Lichte völlig darzubringen,
Dafür empfängt sein holder Leib Juwele,
Die aus der Geisterwelt herüberklingen.

Ein Schein wie Milch umfließt die weißen Glieder,
Und Iristropfen schimmern aus dem Steine.
Selene fleht und tritt zum Jüngling nieder:
Mir ists, als ob sie küssend ihn beweine.

Jetzt scheint das Licht sich schweigsam zu beleiben
Und fast die stillen Glieder zu erweichen:
Nun wollen beide stumm in Glück verbleiben
Und bloß in meinem Liede sich erreichen.

*

»Schwermutwolken kann ich wittern,
Gehn wir nicht zurück zum Fest?
Träume wollen uns erschüttern,
Werde mein und halt mich fest.
Furchtbar fühl ich schon die Stunden,
Da man lebt wie jeder lebt!«
Sagt mein Weib: »Ich liebe Kunden,
Wo der Mensch sich überhebt!«
»Meinst du jene Lichtsekunden,
Da man selber sich entschwebt,
Da die Mühe überwunden,
Weil sie nieder von uns strebt?
Ja, mit jedem Flügelschlage
Schließt man Gräber unter sich,
Denn die Zukunft aller Tage
Wirkt in Dichtern innerlich!
Doch für heute laß das gehn,
Höhen hat die Erde auch,

Und ihr Wesen ist: Gestehn!
Doppelspiel ist Frauenbrauch!
Worte«, sag ich, »kannst du zügeln,
Sterne aber scheinen wahr!
Blicke kann ich kaum erklügeln,
Immer sind sie offenbar!«
»Nun, so komm, wir wollen schweigen,
Glücklich lehnt sich Traum an Traum,
In uns selber aber steigen
Traute Stunden aus dem Raum.
Sieh!« so spricht mein Weib, »wie innig
Hier der Saal sich selbst beseelt,
Wie sich alles still und sinnig,
Minnig fast in Pracht vermählt.
O, der Raum fängt an zu sagen!
Ruht er schon vom Feste aus?
Schweigen ist das tiefste Fragen,
Horch! Hier lispelt jetzt das Haus!«

*

Marmorsäulen sind mit reicher Steinmetzarbeit dicht umlaubt,
Tragen dumpf der Fenster Bögen. Karyatiden halten Wacht,
Bleich im Narrenspiel der Menschen, stumm im Wechselspiel der Nacht,
Und die kleinen Nischensäulen sind gewunden und geschraubt.

O ihr weiten, fernen Zeiten! In der Seele wachgerufen,
Taucht ihr auf, euch zu empfinden, und lebt fort, wenn ihr mich rührt.
Altumwandet kommt das Neue, und wir werden so verführt,
Als Erprobtes zu verwenden, was wir eben selber schufen.

Große Römervillen werden Ruheplätze der Natur,
Wo sich tausend Elemente unserm Menschenwillen beugten.
Wesen, die fast abgeschlossen von den Schollen, die sie zeugten,
Geistig und sich selber lebten, wandelten auf freier Spur!

Im Gedanken freie Schwärmer, Philosophen, Forscher, Dichter,
Allen Lebens Feuerblüten, starke Seelen voller Glanz,
Immer schlürft ihr, wie Kometen, Pollengold vom Sternenkranz,
Ahnt ihr aber auch die Gründe ewiglich verschiedner Lichter?

Sterne und ihr Nachtgefolge ziehen durch ein stummes All.
Ihre Sehnsucht weckt das Leben, keine Strahlen gehn verloren,
Denn die Ewigkeit ist innig: und in uns bereits geboren,
Wird der Geist, der sie durchleuchtet, jung beseelt als Widerhall!

Stille Treue zu den Sternen ist das Leben der Planeten,
Und die Sonnensehnsucht zeigt sich als Kometen in der Welt,
Und auch diese werden endlich frei auf ihre Glut gestellt.
Suchen sie dann selbst die Ruhe, können Welten sich verkneten.

Aller Sterne Feuerblüten schleift in sich der Weltkomet,
Denn sein Schoß empfängt beim Wandern lauter Sternenelemente,
Doch wir selbst erschaun sein Wurzeln bloß auf kurze Glücksmomente,
Wenn er, Liebesworten ähnlich, seine Feuerschnuppen sät.

»Sieh, im Tanzsaale die Paare!
Hofft dort jemand was wir fanden?
Denn was ich nun tief verwahre,
Hab ich früher nie verstanden.
Sage du mir,« spricht mein Weib,
»Wie soeben alles kam,
War ich dir bloß Zeitvertreib?
Sage, wie ich mich benahm.«
»Nun, wir haben traut geplaudert,«
Gebe ich zur Antwort, »endlich
Hab ich nimmermehr gezaudert,
Alles schien uns unabwendlich!
Holde Anmut deines Wesens
Hat mich innerlich bewegt
Und die Ahnung des Genesens
Plötzlich in mein Herz gelegt.
Traut beginnen meine Lieder,
Bis ich Höhenlust erwühlt,
Schwer nur faß ich mich dann wieder,
Doch so wie ich dich gefühlt,
Holdes Weib, blieb ich hienieden,
Deine Augen hielten Wacht,
Riefen mich und strahlten Frieden.
War das meine letzte Nacht?«
»Deine letzten finstern Stürme!«
Sagt mein Weib: »An meiner See
Bau ich unsre festen Türme«
Daß ich dich beruhigt seh!«
»Richtig!« ruf ich: »Deine Blicke
Senkten gleich sich in mein Sein,
Lenkten schon unsre Geschicke,
Denn ich fuhr im Hafen ein.
Wahrlich, so ist es gewesen
(Jetzt entsinn ich mich vielleicht):
O, ich war ein wirres Wesen,

Habe nie mein Ziel erreicht!
Schifflein waren unsre Reden,
Wiegenspiele muntrer Fahrt:
Mit der Flagge eigner Art
Sollten ernst sie sich befehden.
Gut gerüstet als Piraten,
Haben meine aufgepaßt,
Deine sollten dich verraten,
Da du dich verkleidet hast!«
»Ja, die Wimpel meiner Laune«,
Sagt das Weib, »verrieten mich!
Wirklich wahr, ich denke, staune:
Alle ließen mich in Stich!«
»Ich verfolgte sie im Treffen,
Hofft ich doch, daß ich verlor,
Ließ oft eigne Segel reffen,
Sieh, und dennoch kam ich vor!
Hinterm Damme deiner Zähne«,
Mein ich, »rüstetest du fort,
Plötzlich fiel da eine Träne
Auf das flinkste Kaperwort.
O, da ist es gleich gesunken,
Beide tauchten wir danach,
Alle Mannschaft ist ertrunken,
Unsre Schlacht ward unsre Schmach;
Jene Perle liegt im Meere,
Und wir denken noch an sie:
Tot sind unsre muntern Heere,
Alles schweigt aus Harmonie!«
»Bleib in meinem sichern Hafen,«
Sagt mein Weib, »ich halte Wacht,
Selbst die Träume sollen schlafen,
Ferne braust die dunkle Nacht!«

*

Die Putten, mit den schweren Fruchtgewinden,
Die heute lauter Schelmerei erlauscht,
Sind fröhlich, denn nun haben sie verstanden
Was Liebe ist — und wie uns Lust berauscht.

Die Spiegel, die Gestalten wiedergeben
Und die dem Saale seinen Prunk verleihn,
In denen scheinbar lauter Paare schweben,
Sind bald bestimmt, ganz blind zu sein.

Erinnerungen werden wiederkehren.
Und tausendfach erträumt sich dann der Saal,
Gleich Spiegeln können ihn Gesichte mehren,
Und ringsum wimmeln Nischen holder Wahl.

Doch werden hier die Samtgardinen rasten.
Im Mondlicht schimmert bald ihr Purpur halb.
Die prachtvollen und schweren goldnen Quasten
Umbaumeln sie darauf gleich einem schweren Alp.

Die Gäste fangen an nach Haus zu gehen.
Die Edelsteine hüllen sich in Nacht.
Aus Samt und Seide wird bald Wärme wehen,
Und feenhaft entschwebt sich selbst die Pracht.

Nun heißt es scheiden und zufrieden bleiben:
Ich nehme vieles Glück vom Feste mit.
Der Abschied drängt: wozu noch Kurzweil treiben?
Zum Wiedersehen wagen wir den ersten Schritt!

Nur lose Blumen darf ich jetzt verschenken:
Sie sind so bunt, wie es beim Feste war,
Ich selber will bloß an die Freuden denken:
Uns wird in Blüten jedes Frühjahr wahr!

O sei ein Lenz, mein frei verjüngtes Leben!
»O lös den Reif, der meine Seele zwängt,
Fort aller Trotz, ich will das Glück erstreben!«
Ruft hold mein Weib: »Die Welt ist glutdurchtränkt!
Mein Keuschheitsfeuer strahlt zu deiner Wärme:
Mein Leib ist dein, auch folgt bereits der Geist,
Fühlst du sie nicht, die flüggen Frühlingsschwärme?
Sie sind aus mir in dich emporgekreist!
Der starken Sprache frische Sprudellieder
Entschwirren mir zugleich als Sang und Lied;
Das Eis zergeht, ich habe dich nun wieder,
Urewig bin und war ich bloß dein Weib.
O sei mein Lenz, ich kann dich herrlich bannen,
In Sehnsuchtsbächen spiegle sich dein Licht!
Fängt dann der Lustschwall an sich abzuspannen,
Umträume mich und schweige: schlafe nicht!
O bleibe mir, daß sich die Seelen küssen,
O fühle dort, wie Wunsch zum Wunsche bangt,
Denn Träume sind es, die sich hören müssen,
Damit ein Sein im andern sich erlangt!«
Nun sage ich: »Laß an die Brust dich drücken,
Uns jauchze schon, voll Übermut, ein Kind!
Wir wollen kindlich, kindisch uns beglücken,
Denn Lust zerrinnt: wer bannt sie, hascht den Wind?
Wenn weltvernarrte Träume uns entschweben,
Verspinnen Scherze sich von Herz zu Herz,
Und immer mehr von uns muß sich ergeben,
Der Leiber Glut vereint zu gleichem Schmerz!
Nicht morgenhold sollst du mich je entflammen,
Kein Scharlachgold entlohe deinem Blut,
Ich scheue Freuden mit zu wundersamen
Enträtselungen unsrer Geisterflut.
Ich mag die Welt in voller Sonne sehen,
Wo jedes Fühlen sich zur Klarheit dehnt:
Wenn Mittagshauche Blütendüfte wehen,

Erhaben alles sich nach Reife sehnt!
Mich freut der Tag, der sich von Liebe flüstert,
Ich liebe Seelen, die sich ganz vertraun,
Das Feuer, das in stillem Blicke knistert,
Doch vor der Schwüle packt mich rasches Graun!«
»O sei mein Lenz, laß mich den Traum vergessen,«
Fleht nun mein Weib, »da ich gar einsam war!
Das war ein Bild voll Weiden und Zypressen,
Und selbst die Sonne schien nur selten klar.
Nun will ich Luft und Licht und dich genießen:
Schon kommt der volle Lenz, der mich erweckt,
Des Winters Irisflimmer wird zerfließen,
Bald scheint die Welt von Teppichen bedeckt.
Wird alles Gold aus dunklem Schacht gezogen?
Sieh, wie sich innerlich die Rebe wärmt:
Von den Geschöpfen wird Licht eingesogen,
Da Glut berauschend durch uns alle schwärmt!
Ein Kuß voll Glut und Gold soll uns vereinen!
O komm, zwei Ringe kühlen, fühlen sich,
Wir wollen fiebernd uns gefällig scheinen:
Wie bist du kalt, war das ein Stich?
Wir sind ein Paar und eng verbunden,
Wir liebten glühend und sind auch erblaßt,
Was fremd uns schien, verblich und ist verschwunden,
Und nur was beide eint, hat sich erfaßt.
Was unsre Seele nicht unendlich paarte,
Ist weggesprüht, in beiden längst versengt,
Doch was sich heimlich, ähnlich, offenbarte,
Hat sich vermengt und Frieden uns geschenkt!«
Ich sage drauf: »Ich kann nur wenig lieben,
Das, was mich freute, wird mir plötzlich fremd,
Was mich dereinst berauschte, das ist stumm geblieben,
Was hat wohl immer noch mein Glück gehemmt?
Mein Traum enttauchte stets dem Abendgolde,
Und unermeßlich schien sein Horizont;

Gestalten wandelten in meinem Solde
Und haben bläßlich sich in Blut gesonnt.
Ich ließ mich oft von Wünschen weiterführen
Und habe Sänger ahnungslos belauscht:
Ich träumte mich durch offne, goldne Türen
Und ward vom Wald in tiefen Schlaf gerauscht.«
»Du rastest nie!« sagt nun mein Weib: »Verbleibe!
Wo rast du hin, hast du ein Ziel im Sinn?
Ich habe auch die Nacht in meinem Leibe:
Sie harrt auf dich, sieh, wie ich hurtig bin!
Schon rauscht aus dunkeln, lebensbangen
Gefühlen manches wie Verwundrung auf;
Sirenen wollen nach Juwelen langen,
Doch trügt der Mond sie und ein Thunfischhauf.«
»Der Mond!« entschlüpft es mir: »Mit Wolkenflügeln
Erweckt er pulsend kaum den Wind am Meer:
Er küßt die Säume, die ihn glitzernd spiegeln,
Doch grollt die See, denn grau ist sie und leer.«
»Ich habe ja das Meer erschaut, empfunden,«
Sagt nun mein Weib, »es sucht und hascht die Lust!
Sein ganzes Wesen ist von Glück durchwunden,
In Geistern, Fischen, durch und durch bewußt.
Ein Irisschleier, Netze der Sirenen,
Verschlingen sich um jeden Funkenschaum,
Und Brisen, die sich sprühend weitersehnen,
Verstrahlen flimmernd irgendwo im Raum.
Das Meer genügt, vergnügt sich, ohne Mitte,
Und spendet, was das Mutterland verlangt,
Entgischtend flüsterts noch die dumpfe Bitte:
Gib mir zurück, wonach mir lange bangt.
Die Erde seufzt darauf und atmet schwerer.
Da springt die Brise auf. Der Schiffe Schwarm
Kehrt rasch zurück. Das Meer wird leerer.
Und alles schläft dann ohne Angst und Harm.«
»O sei mein Hort, mein Heim!« fleht meine Stimme:

»Auf heller Brise wehe ich dir zu.
Daß nur mein Heimatlicht jetzt nicht verglimme,
Sonst findet meine Seele keine dunkle Ruh.
Du bist mein Leuchtturm, will dein Licht mich rufen?
Schon wirft es mir sein langes Flammenseil.
Dort ist der Hafen. Da der Mole Stufen.
Ins Dunkel sticht und wühlt der Blendepfeil.
Das Wasser kann allein das Licht erfassen:
Ihm ist kein Stern zu ferne und zu schwer.
Wird sich in dir mein Glück empfinden lassen,
Und sei es schwankend nur, wie tief im Meer?«

*

Sahst du noch nie den Fall der Leoniden?
Wenn Sterne lautlos durch den Äther zittern
Und ringsum sich beim Sturze noch zersplittern,
Erkennst du doch den großen Wunsch nach Frieden?

Blick auf die Vögel! Ziehen sie nach Süden,
So scheinen sie, vereint, kein Arg zu wittern.
Doch kann ein einzger Sturz den Zug erschüttern,
Denn gleich fühlt sich der ganze Schwarm ermüden.

Dich konnt ich durch ein tiefes Wort erlangen,
Denn du ergabst dich plötzlich ungewußt,
Und Scham und Liebe quoll in deine Wangen;

Jetzt glüht dein Fühlen hold an meiner Brust.
Bald kann ich dich in voller Glut umfangen,
Denn Ruhe sucht urschließlich jede Lust.

FLORENZ

*

Nun bist du mein! Denn wunderbar ist Liebe,
Ein Tag von Stimmen, über uns gekommen!
Wir haben uns im trüben Lautgetriebe
Nur allzu tief und klar, ja ganz vernommen.

Sanft überwellten Wünsche deine Brüste,
Und ich bedrückte dich durch Liebesschwüre,
Doch heute ruhen diese Herzgelüste,
Und deinen Nacken zieren Perlenschnüre.

Erinnerungen schimmern durch die Freuden:
Vertraut und traurig seh ich Bilder wieder,
Ich harre in unendlichen Gebäuden,
Und Träume wachen auf als lauter Lieder.

Ich will das Unvergleichliche verstehen
Und sehe mich im Mondlicht über Seen:
Ein Fieberwind kann mich so mild umwehen,
Daß alle Sterne zitternd untergehen.

Aus Perlen können zarte Träume tauen:
In ihrem Wesen schläft ein Abgrundgrauen,
Das sie geängstigt immerdar erschauen,
Und Schicksal scheint aus ihnen aufzublauen.

Auf einmal wandle ich in toten Hallen.
Sie scheinen gotisch und zum Mond entstanden:
In Gängen seh ich Wesen heimisch wallen,
Und schon gefall ich mir in diesen Landen!

Unweigerliche, ehrliche Zypressen
Umwuchten dort das einfachste Gebäude:
Da drinnen kannst du eine Welt vergessen,
Ich schöpf aus Seelenbrunnen Himmelsfreude.

Ein Marmorhaus mit seltnem Kirchengiebel
Erschimmert jetzt in sanfter Perlenbleiche,
Und hehre Bildergruppen aus der Bibel
Erwundern sich im goldnen Himmelreiche.

Orkane, die zumeist als Traum verblaßten,
Vielleicht das Mittelalter meiner Ahnen,
Gewalten, die sich niemals klar erfaßten,
Beginnen mich bestimmt an sich zu mahnen.

Ein Dom, gewiß dem Monde zugewendet,
Versteinert seine tiefergrünten Muster.
Dort, wo die Hostie ruht, bin ich geblendet.
Was glimmt? Ich werde urbewußter!

Ich trete vor und höre hohle Stimmen:
Das ist das Krypta-Echo meiner Toten!
Jetzt fängt das Blut der Steine an zu glimmen,
O Gott, der Mensch erkennt dich in Geboten:

Hier singt der Fels sein Lied in Strahlengarben.
O Herr, gestatte, daß ich einsam werde!
Ich mag um sanfte Marmorstille darben.
Beruht auf ihrer Nordkrone die Erde?

O kalte Flamme, leichter als das Leben
Und stiller als die nackten Felsenriesen,
Ich will dich wie der Stein in mir erstreben:
O Herr, du seist im jüngsten Glück gepriesen!

Der Tempel ist noch immer nicht verschwunden.
Wie kann ich diesen Traum so lange bannen?
Ich bin ihm jetzt durch Wirklichkeit verbunden,
Und bloß ein Wille bringt mich sanft von dannen.

Da schwelgt die Stadt in bleicher Perlenzierde!
Mit Marmortürmen blickt sie zu den Hügeln.
Doch keine Rhythmen zeigen hier Begierde,
Und Linien seh ich nirgends Sehnsucht zügeln.

Der Fluß mit seinen Waldvertraulichkeiten
Verteilt gerecht des Tales Ernst und Milde.
Voll Schillerlust durchglänzt er Mondlichtweiten:
Vor Mauern wartet er im Silberschilde.

In heimlicher Entfernung ragen Festen:
Der stille Perlenstrom gelangt zu jeder.
Auch ruht ein Nebel fern auf Burgenresten
Und scheint mir eine Gibellinenfeder.

Mir ists, als ob ein Traum zu sein sich schäme!
Trägt immer die Idee in sich Verzicht?
Denn sonderbare, große Bergprobleme
Besonnen sich in meinem Innenlicht.

Versteinert sich noch immer nicht mein Schweigen?
Und doch, schon schmückt, berückt uns jetzt ein Lenz:
Erinnerung, du sollst der Nacht entsteigen,
Ich rufe dich, ich nenne dich Florenz!

Fürwahr, das sind die edlen Festungstürme,
Die ich von San Miniato voll empfand,
Dort sah ich alten Marmors Flammenstürme
Und stummer Gluten leisen Daseinsbrand!

Sanft sehnen Lehnen sich zum Arno nieder,
Und Ölbestände glimmen still empor:
Sie lispeln ihre leisen Silberlieder,
Und oft tönt oben ein Zypressenchor.

Du wundervolle Landschaft, deine Milde
Hat ein gewaltsames Geschlecht verstärkt;
Und darum ragt ein Schloß in einem Bilde
Unbändig auf, sowie du's kaum bemerkt!

Das goldne Ostergrün betauter Wiesen
Erknospt, wenn längst die Morgenlerche singt,
Und zart um steilbetürmte Festungsriesen
Ein mädchenhafter Frühlingshain sich schlingt.

Toskanas Geist erklärt sich mir in Worten.
Schon hat er bleibend sich in mich versenkt,
Und meine Sehnsucht oft zu holden Orten,
Zu Füßen hoher Zwingburgen, gelenkt.

Ich liebe dich, Bereich der Silberlinien
Und Schneegebirge, die als Hauch verwehn,
Gelände, wo nur selten freie Pinien,
Geschieden von Zypressen, einsam stehn.

Florenz, dein Volk soll Städtemauern bauen;
Du hast die Arbeit kraftvoll anerkannt:
Dein Geist will Felsentrümmer rein behauen,
Und Klarheit ward durch dich in Stein gebannt!

Du gabst der Erde Taten und Ideen,
Doch niemals ward dein Boden Schwärmern hold,
Du hast dich selbst als Wirklichkeit gesehen
Und Leib und Seele ganz und rein gewollt.

Nie ist die Nacht in deiner Seele finster:
Du kennst doch kaum ein mystisches Versteck,
Auf deiner Öde blüht noch goldner Ginster
Und lacht und duftet über jeden Zweck.

Wohl ist Toskanas eingeborne Stimmung
In ihren Robbias eigentlich erwacht:
Sie schufen Keuschheit in die Prachterglimmung,
Sie haben Märzerkeimen angefacht.

Die Engel, die durch blaues Wasser waten,
Wie man sie oft auf Wandmedaillen sieht,
Vermocht ich selber einstens zu erraten;
Das war, als still ein Arbeitstag verschied.

In goldner Wonne ruhten die Maremmen,
Und nirgends, nirgends regte sich ein Wind:
Da nahte, zwischen eines Flusses Dämmen,
Auf einmal mir ein hehres Himmelskind.

Behutsam mußt es wohl durchs Wasser schreiten,
Wie langsam kam es an: ein Riesenschwan!
Auch schiens die schönste Stille zu verbreiten
Und hat dem Uferhain kein Leid getan.

Dann glühten seine Flügel durch Zypressen,
Die fühlten wohl das Aureolenlicht,
Denn sie verneigten sich wie angemessen,
Und alle Dinge schienen sanft und schlicht.

Dann kam der Traum mir langsam in die Nähe!
Mir ward so bang: entblaßt er mir als Dunst?
Ach, da empfand die Seele arges Wehe,
Und gleich verließ sie wohl des Himmels Gunst.

Ein Schiff sollte den letzten Zauber rauben,
Denn stolz besegelt fuhr der Traum vorbei:
Doch was ich sehe, brauch ich nicht zu glauben,
Ich und die Segel sind sich einerlei.

Florenz, das ist ein kühner Frühlingstag:
Ich stoße überall auf heitres Glück!
Wohin ich auch die Blicke wenden mag,
Vollendet gibst du Eindrücke zurück.

Die Sonne blendet heute überall,
Ich kann ihr schwer und kaum entgehn:
Ich wittre einen Seelenüberfall,
Will gar in mir ein Omen auferstehn?

Ich pralle abermals vor Glanz zurück.
Der Arno schien mir grade ins Gesicht!
Ich geh behutsam noch ein kleines Stück:
Und endlich zittert in mir selber Licht!

Erscheint vielleicht im Geist der weiße Christ? Beato Angelico da Fiesole
Ist meine Seele wahr und keusch genug,
Legt seine Milde sich in meinen Zwist,
Da ich schon häufig heiter Leid ertrug?

Entstehe, bleicher Heiland, fern in mir:
Du blendest mich und bist dabei so weich.
Das ist mein Seelengrund: erfüll dich hier!
Beherrsche mich, du bist in deinem Reich!

Wie eine Zelle sei mein stilles Herz,
O geh in sie, wie in San Marco, ein,
Dort ist das Leid so weit von jedem Schmerz,
O könnt ich einsam, rein und einfach sein!

Maria ist die Reinheit in der Welt,
Die einzig Gottes Flammenwort empfängt,
Und wenn sie Das in sich verborgen hält,
Hat sich der Herr in seinen Sohn versenkt.

Ihr Engel, Wandrer, Esel, Rind,
Erzählt euch selbst, was ihr bei der Geburt
Von unserm gottgeschenkten Gnadenkind
In eurer biedern Einfachheit erfuhrt!

Denn damals wurde Er in euch bewußt,
Ihr wart voll Angst, und deshalb floh er euch,
Dann hielt der Nil ihn noch an seine Brust,
Und wer ihn zeugte, folgt ihm mit Gekeuch!

Bei seiner Taufe ward ihm still und klar,
Daß er der Heilige der ganzen Welt
Und der Verkünder ihres Geistes war:
Der Jordan selber hat sich aufgewellt!

O Herr, jetzt steigst du aus dem dunklen Grab.
Ob dich dazu der Wächter Schlaf beschwingt?
Zwar trägst du schon den holden Friedensstab,
Doch bist du noch von Urvergessenen umringt.

Was dir nicht nahen kann, bleibt immer da!
Verbunden sind dir ewig Fuchtel, Pfahl.
Wo jemals eine Christentat geschah,
War sie ein Sieg über den Stolz, die Qual!

Der Herr mit seinem Leibe ist nun fort.
Der Engel macht es seinen Jüngern klar:
Er lebt in uns. Er flammt aus Gottes Wort.
Er strahlt nun ewig in der Christenschar.

Hier ist er nicht, im finstern Grabesloch,
Noch oben zwischen Sternen in der Nacht.
Doch leiblich ist er da. Erkennt ihn doch!
O geht ihm nach, versucht, was er vollbracht!

O Christus, wär ich rein und weltenbleich,
Erfröre endlich jeder Erdensinn,
Ertaute ich in deinem Himmelreich:
Wie bin ich schwach und sehn ich mich dahin!

O Gott, dein Sohn erscheint im Frühlingshain.
Die Magdalena sieht ihn schwebend gehn.
Wohl ist kein Tau so klar, kein Schnee so rein,
Wie das Ereignis, das vor ihr geschehn.

In seinem Schweigen schläft bereits das Leid,
Er ist der Dinge allerdünnster Hauch,
Das Leben, das sich seinem Schöpfer weiht,
Der Trost und unser holder Wesensbrauch.

Als Gott mit uns bis in die Sünde fiel
Und in der Wesenheit unendlich blieb,
Enthüllte Er sich als das Himmelsziel
Und tilgte eifrig jeden Wuchertrieb.

Auf dem Erbarmen, das sein Sohn empfand,
Beruht nun auch des Vaters Gnadentum,
Und in den Christen bleibt das Unterpfand
Von unsers Schöpfers Wirklichkeit und Ruhm!

So hat am Tabor Christus sich verklärt.
Berückend hell war die Astralgestalt.
Er ward das Ganze, das sich nie verwährt
Und ewig sich in uns zusammenballt.

Es reichen seine Hände aus dem Ei
Des eignen Wesens und zugleich der Welt,
Er ist der in sich selbst gekehrte Schrei,
Der jedes Werk im Nichts zusammenhält.

Erhoben und zerschmettert ist das Sein.
Die Jünger stürzen oder wallen hehr,
Aus diesem Erdenleben voller Pein,
In Jesu Christi weites Gnadenmeer.

In viele schwankt ihr Menschlichsein zurück,
Doch alle drängt des Geistes Majestät;
In tiefsten Seelenwinkeln glüht das Glück,
Auf dem Er noch in hehrer Pracht besteht.

Maria wird vom Sohne hold gekrönt.
Sie beugt sich keusch zu ihrem Heile vor.
In ihr sind Schöpfer und Geschöpf versöhnt.
Verzückt ersingt die Welt den Gnadenchor.

Angelico, in dir erklingt er rein,
Wie nirgends sonst in deinem Heimatland:
Du knüpfst von ganz Toskanas Frühlingshain
Zu Gott ein wunderbares Friedensband.

Florenz, schon sprüht aus deinem großen Ernst
Ein heitres Erdenlicht zu Gott empor,
Oft mein ich, daß du dich vom Leid entfernst,
Und deine Seele wellt sich wie ein Flor.

Ein vollerfüllter Wunsch, befreit zu sein,
Auf Gottes Sonnenstille zu beruhn,
Eine Idee, der sich die Engel weihn,
Entschuldigt da das untre Sein und Tun.

O, wie das jubelt und der Welt verzeiht!
Wie sich das Licht, wenn alles still ist, regt!
Wie sichs Verzückungsstunden hehr verleiht
Und weit die Erdgeschicke redlich wägt!

Ach, dieser Glanz ist außen wie in mir.
Die Sonne selbst hat Gott für sich gestellt.
Als Licht erwärmt Er Menschen, Flur und Tier,
Und ist der Sohn! Und wir sind Geist der Welt!

O Gott, du krönst die Schöpfung, die du liebst,
Wo ich auch irre, folgt mir deine Luft,
In der du deine ganze Huld vergibst:
Ich liebe Liebe, Wärme, Licht und Duft.

Florenz, das sind die Erzstunden des Tages!
Jetzt sehe ich die Steingespenster kaum,
Doch zittert nun ein seliges und vages
Erleben, aus den Bronzen, in den Raum!

Da einen Feuer, Wasser, Schmelz und Härte,
Der Geist und die Materie sich im Erz,
Dir ists, ob Kupfer Lust in sich versperrte,
Und ungebändigt friert im Zinn der Schmerz.

Verrocchios Reiter und nervöse Pferde,
Die Jünglinge, die hold die Sonne freit,
Sind dauernde Geständnisse der Erde,
Die fiebernd sich der Sonnenliebe weiht.

Aus Pollajuolos holden Knabenlippen
Erschäumt noch jetzt des Gusses Innenglut,
Des Sonnenlichtes Salamandersippen
Entschlürfen solchen Mündern Wollustblut.

Das Erz ist nackt. Es will sich sieghaft sonnen.
In Donatellos David ward es frei!
So hat der kleine Leib entblößt gewonnen:
Er hielt allein die Fußbekleidung bei.

Die schien ihm schön! Ob er sie brauchen konnte?
Als Harnisch wird sie stets am Licht bestehn,
Und wie er seinen Körper lieblich sonnte,
Vermocht er es, sich fertig anzusehn.

Die Tiere des Bologna werden munter.
Nun sucht ihr Blut im Erz die Sonne auf.
Ein Truthahn sträubt sich, balzt mitunter,
Und Echsenvolk vergoldet sich zuhauf.

Des Baptisteriums grüne Wundertüren
Verkünden sich im Glanz, was einst geschehn:
Und ihre Tiere und Girlanden spüren
Berührt in sich den Frühling übergehn.

Gestalten, die an Bronzepforten hungern,
Bewegten oft mein wehmutsvolles Herz,
Und Hunde, die um warme Mauern lungern,
Ersahst du schon und fand ich drum in Erz.

Hier gibt es dauernd starre Kupferpfaue,
Verschiedne Schildkrotpaare aus Metall:
Verzinkte Katzen lieben das Gekraue
Vom großen, ganzen Mittagssonnenschwall.

Jetzt ringeln Igel sich am Licht zusammen.
Ein Stieglitz pickt ein Sonnenbrosam auf.
Es streben Krebse aus gebrochnen Flammen,
Und Schlangen knüpfen einen Klopferknauf.

Als einst sich ein Flamingo herverirrte,
Bereitete ein Meister seinen Guß,
Und als er wiederum der Stadt entschwirrte,
Bestand er schon als Kunstentschluß!

Selbst jene erzexotischen Giraffen,
Die man den Medicis einst dargebracht,
Erschienen hier, sich dauernd umzuschaffen,
So daß man ihren Bau noch jetzt belacht.

Auf einem Turme seh ich Störche hocken,
Auch brütet über uns der Mittagsball,
Jetzt läuten sonngebräunte Männer Glocken,
Und so erklingt und wirbelt rings Metall.

Des Knaben Tag vertiefter Mittagsnabel
Bestärkt um sich die ganze Lichtfigur,
Und Jovis Adler raubt mit scharfem Schnabel
Und hellen Krallen seine Kreatur.

Die Glockentöne geben ihr Gestaltung.
Nun sehe ich das Sonnentier genau.
Auch Ganymed erscheint mit schlanker Haltung
Und schwebt im Erzlicht auf der Frühlingsau.

Oft schlafen Ziegen müde auf den Feldern,
Wohl hat die warme Luft sie übermannt,
Die Wälder füllen sich mit Brunstvermeldern:
Dort tanzt ein Greis, priapisch angespannt!

Florenz, das sind die Erzstunden des Tages,
Des Mittags urentscheidender Moment,
Die Schicksalsmacht jedes Vernichtungsschlages,
Der Schöpfungssturz, in dem sich Gott erkennt!

Der Augenblick, in dem bereits das Messer
Von Abraham des Sohnes Hals berührt,
Und da der Engel rufend einfällt: »Besser
Als Jakob, das geliebte Kind, gebürt

Es sich, für Jahwe einen reinen Bock zu schlachten!
O sieh, da du das Feuer angefacht,
Begann dich scheu ein Widder zu betrachten!«
Und Brunelleschi hat das Werk vollbracht.

So strahlt der Durchblick, wenn sich Kinderseelen
Entscheiden, Knabe oder Maid zu sein,
Wie andre ungewußt nur sich erwählen,
Als Idolino allem sich zu weihn.

Florenz, am Himmel stehen weiße Lilien
Und strömen Pollengold zu Gott empor,
Auch schlingen Bäche sich wie Lichtreptilien
Durch manches burggekrönte Felsentor.

Der Arno breitet sich im Sonnenscheine
Still zwischen Hainen und Palästen aus,
Wohl übergolden sich die braunen Steine,
Doch schweigt noch lange nicht der Tagesbraus.

Ich sehe Bauern jetzt, auf schlanken Booten,
Stromauf und -abwärts ihrer Hauptstadt nahn.
Was für ein Schaustück wird mir traut geboten?
Nur Blüten duften, glühn aus jedem Kahn.

Geschmückte Züge wallen über Brücken.
Jahrhunderte erwehn in diesem Traum.
Ich sehe Häuser sich mit Flieder schmücken,
Und Wasserrosen gleicht des Flusses Schaum.

Zur alten Hochburg folge ich der Menge,
Denn dorthin rankt sich jeder Blütenkranz,
Und eine Rosenschlange sonder Länge
Umfaßt bereits die Häusersäume ganz.

Am Platze gleißt ein Riesenscheiterhaufen.
Auch höhnen, lachen Schelme wild empor.
Die Henker harren. Ihre Knechte laufen.
Drei Mönche schreiten aus dem Kerkertor.

Doch eigen! Bauern legen weiter Blüten
Auf alle Stapfen ihrer Heimatschmach,
Mir wirds, als ob sie traumhaft sich bemühten,
Zu tilgen, was dereinst Florenz verbrach!

Savonarola schreitet stumm zum Galgen
Und denkt sich, über sich, zu Gott zurück:
Im Umkreis aber sieht er Spuk sich balgen,
Denn jeder hascht vom Schauspiel bloß ein Stück.

Schon weiß der Mönch jetzt nichts mehr vom Gefängnis:
Die Marter im Bargello war so arg!
Wogegen jenes Turmes Schreckensengnis
Beinahe holde Einsamkeiten barg.

Nun zwitschern Vögel um die Seufzerkreise,
Die dort des Heilands Liebling tief erwühlt:
Sie schluchzen laut und jubeln schließlich leise,
Denn Schmerzen werden fast durch Schmerz gekühlt.

Die Bauern bringen immer noch Girlanden
Und schmücken wunderbar den ganzen Platz,
Ich sehe weiter neue Barken landen:
So flechtet fort, Toskana birgt Ersatz!

Savonarolas Martern zerrten schrecklich,
Wie stieß das Erz in seine Weichen ein,
Das hieß: »Ist deine Reue unerwecklich,
So sollst du fort und fort gefoltert sein!«

Er hörte sich, vielleicht auch andre schreien:
Die Erzgesetze, die er einsam floh,
Begannen Henkern Rachekraft zu leihen,
Die Not zu leben wurde ringsum roh.

Es kitzelte, erhitzte diese Knaben,
Des armen Mönches Peiniger zu sein,
Vor ihm verkupferten sich plötzlich Raben
Und pickten in sein wundes Fleisch hinein.

Ein Truthahn wühlte sich aus seinem Bauche
Unweigerlich, entsetzlich geil empor:
Er gluckste wie ein Darm, und sein Gepfauche
Ging, unter Messern, selbst in Erz hervor.

Nun denkt der Mönch an seine Zelle,
In der sich Christus hold zu ihm geneigt,
Hat doch die Flut der innren Wesensquelle
Ihm hoch den Sieg über das Leid gezeigt.

Die Bauern bringen weiter Rosen und Narzissen
In Barken und auf Karren weit herbei,
Der Mönch kann sie nicht sehn, doch ahnen, wissen,
Daß er ein Keim im neuen Lenze sei!

Jetzt fressen, fast wie Kupferkrebse, Flammen
Sich in des armen Mannes Nacktheit ein.
Sie müssen wohl aus dem Bargello stammen:
Ja, dorther kommen sie in langen Reihn!

Doch wird die Zelle von San Marco weiter,
Der Heiland dämmert in ihr Innres ein,
Wie herrlich strahlt die hehre Himmelsleiter,
Die Gnade kann ihm Leichtigkeit verleihn.

Die Hähne aus Metall verschwinden krähend,
Der Tag und seine Kraft vergeht in Nichts.
Zurück Gestirnwelt! Dieser Geist wird sehend
Und überblickt sich jenseits des Gerichts!

Der Duft der Tugenden kann ihn umarmen.
Schon heben seine Engel ihn zum Heil.
Wie ruhevoll wird er in Gott erwarmen,
Wie tief ers weiß: sein Weg war gar nicht steil!

Auch ist der Scheiterhaufen jäh verschwunden.
Der Platz wird aber weiter ausgeschmückt.
Die Türme sind durch Kränze weit verbunden:
Die Feindlichkeiten scheinen überbrückt.

Noch streuen zarte Kinderhände Rosen,
In denen Wangenrot auf Schnee erglüht;
Ich fühle fern, wie sich Gerüche kosen,
Wie sich ein Duftgewind zu werden müht.

Die volle Pracht der ernsten Loggiabögen,
Die dreimal ihren Schwung bestätigt hat,
Das Merkmal ewig stummer Sprachvermögen,
Bleibt einzig ungeschmückt, erstarrt und glatt.

Doch kann jetzt Perseus hier sein Erz beleben.
Noch wirkt er stolz in grüner Ruhe fort.
Hier siegt der Geist: was soll die Welt daneben?
Er ist das wieder stumm gewordne Wort!

Er mag das abgeschlagne Haupt nicht zeigen.
Er wägt es nur: ihm ist die Last nicht schwer.
Und doch: dem Herzen ward ein Sieg zu eigen,
Denn in der Seele würdigt er sich hehr.

Am Arno seh ich weiter Blumen landen.
Sie wellen Düfte um Fiorenzas Brust.
Die Vögel schlingen steil Gesangsgirlanden,
Und alles duftet, jubelt, schluchzt vor Lust!

Jetzt ruft mein Weib: »Du darfst im Singen nicht ermatten,
Dir hat Florenz ein junges Fragen angefacht,
Und mancher darf sich hier ein Heimatlied gestatten!

O sieh das Paradies: Toskana wie es lacht!
So blieb der Grund von uns, so muß die Welt noch werden!
Im Genius ist schon oft ein Traum davon erwacht!

Einst fassen wir des Nordens Flammenkranz auf Erden:
Die Glut, die aus den Hügeln in die Reben knistert,
Beginnt im Blut sich, Aufruhr züngelnd, zu gebärden.

Der Wind, der schlangenkalt vom Paradiese flüstert,
Verbreitet leicht und hurtig unsre Sehnsuchtsmären.
Wie gerne werden Seelentiefen jung verschwistert!«

Da fall ich ein: »Die Urgefallenen begehren,
Am mächtigsten durch das Genie, das sie uns spenden,
Aus ihrer Weiblichkeit zur Macht zurückzukehren!«

Da ruft mein Weib: »Aus unsrer Erdenmutter Lenden
Ging einst ihr Hoffnungssohn, der holde Mond, hervor,
Und damals wollten Menschen sich zum Vollen wenden.

Das Leben schlang der goldnen Zonen Märchenchor,
Das Lamm blieb still und mit dem Löwen traut verbrüdert,
Die Mondbewohner sorgten für die Notdurft vor.

Wir alle waren wieder engelsgleich befiedert
Und schlürften Tau als unsern frischen Morgentrank,
Denn tiefster Seelenfriede wurde weit erwidert!«

Ich falle ein: »Da ward der Mond auf einmal krank,
Bald siechten auch die Wesen dieser Erde hin,
Dann starb er ab, und allen uns ward totenbang!«

Nun ruft mein Weib: »Das Dasein birgt den gleichen Sinn,
Toskana ist als letztes Paradies geblieben,
Aus seinem Boden schöpft die Zukunft noch Gewinn.

Das Urlicht will aus seinen Lieblingskindern sieben,
Der Mond entringt sie seiner Mutter fort und fort,
Ein Zweiter kommt in uns und strahlt in Seelentrieben.

Wenn auch Toskanas Erdenparadies verdorrt,
Wird doch gereiftes Innengold Triumphe feiern,
Schon wogt der Mond in uns: Heil unserm Seelenhort!«

Die letzte Heimat kann sich plötzlich mir entschleiern,
Sibiriens Gletscher sind mit Gnadenglast besprengt,
Hier singen Kinder, Greise spielen noch auf Leiern!

Der tote Mond ist durch das ewge Licht verhängt,
Der Norden strahlt sein Blut zum Stern in Seelenfernen:
Im Menschen hat die Freiheit sich der Brunst entengt.

Du ahnst den Ineinandersturz von Rassenkernen.
Die goldnen und die weißen Völker sind versöhnt
Und spenden ihres Wesens Heimlichkeit den Sternen:

Durch Geistesjugend wird das graue Land verschönt!

ttticelli

Die Windesschlangen lispeln schadenfroh von Eden
Und fiebern goldig dort durch einen Lorbeerhain.
Jetzt will der Abend mit den Blättern freundlich reden,
Und Dämmer zieht in die verborgnen Seelen ein.

Am Arno wandeln junge, träumende Figuren.
Ihr Frühling fühlt sich ungeschwächt zur Ruhe gehn.

Ich sah sie oft mit Sonnenuntergangskonturen
Als Rätsel still erstehn und bald darauf verwehn.

Oft schienen sie, in Tau gehüllt, sich kaum zu wiegen
Und stumm zu weinen, weil ihr Perlenschmuck zergeht,
Sich aneinander schlank und schmerzensbang zu schmiegen
Und hold zu horchen, ob ihr Schicksal sich verrät!

So blicken Augen, die den ganzen Tag erschauten,
Durch edle Lust vergeistigt, in den frühen Tod.
Und blasse Leiber, die der Tagespracht vertrauten,
Sind urerborgt von goldnem Abendrot umloht.

Die Sorgenbilder eigner Jugend werden schwinden:
Wohl sind sie noch ein Traum, doch sehe ich sie kaum.
Vielleicht kann sie mein Schaun auf einmal nicht mehr finden,
Doch perlt und schimmert jetzt des Flusses Muschelschaum.

Auch in mir selbst ist vieles Schöne schon erstorben,
Und Schnörkel, Schnecken seh ich abends grau umher,
Wie wenig habe ich bisher im Leid erworben,
Und was mich freut, wird bleich und wieder inhaltsleer.

Nun sind sie weg. Ich wußte es. Die Dunstgestalten,
Die Frühlingsfreuden haben keinen eignen Halt.
Nun heißt es, Hoffnungen von trüben Dingen spalten,
Der Geist glüht fort, und viele Formen werden alt.

Mein Gott, ich habe mich vom Jubel abgewendet
Und horche fort und fort und immer ohne Grund:
Wozu wird meine arme Seele wild verwendet?
Ich lausche auf, doch nirgends ruft ein Wundermund!

nbrogio
renzelli

Jetzt blickt der Mond schon skeptisch auf die Dinge nieder.
»Er fühlt sich«, sagt mein Weib, »als ganzes Element,
Es regen Tierbeginne ihre Ringelglieder,
Erwirbeln sich und werden wieder rings getrennt.

Den Sternen gleich, die ängstlich durch die Dämmrung spähen,
Ob alle Fremderscheinungen bereits verwehn,
Beginnen viele Silberwische zu entstehen,
Um wieder hurtig zwischen Strudeln zu vergehn.

Was quecksilbert? O Mond, das sind im Fluß Besuche
Aus einer geilen, jugendhaften Weiterwelt;
Auch spüren Hunde vieles schon vom Brunstgeruche,
O hör, wie's von Gehöften fern herübergellt!«

»Die Ölbäume, die dunkle Fluren übersilbern,
Verstecken«, sag ich, »manchen grauen Aufenthalt
Von kindischen Geheimnisweltentsilbern,
Die immer wispeln, was nicht mehr zu Ohren hallt!

O sieh, dort wird ein müder Esel heimgetrieben:
Wie eigentümlich er vom Fluß gespiegelt wird!
Wer stößt und zerrt ihn: sag, wo ist der Herr geblieben?
Hat er oder das Tier sich hier vor mir verirrt?«

»O lache, lalle nicht so angstvoll ernste Sachen,
Du magst«, sagt mir das Weib, »Kentauern sehn,
Erfahre deine furchtbar urempfundnen Drachen,
Doch wehe dir, wenn je wir auseinandergehn!

Du bist ein Kind und trinkst die Milch von meinen Brüsten,
Du tust so dumpf, weil dich nach weitrer Lust verlangt:
Genügt kein Liebesglück, kein Weib, deinen Gelüsten?
Bist du vielleicht an eitel Übermacht erkrankt?«

Der grüne Kreuzgang soll im Mondenschein vergehen,
Er sei von Silberkatarakten überschwemmt:
Allein die Arche Noahs soll noch fortbestehen,
Man hämmre, zimmre sie, geheim und ungehemmt!

Noch kommen alle Vögel langsam angeflogen
Und bauen sich in ihrer Rettungsburg ein Nest,
Auch andre Tiere fühlen sich herbeigezogen
Und kommen selber, Paar an Paar gepreßt!

Im Mondenscheine lagern aber noch Geschlechter,
Auf die das Silberlicht sein Totenlinnen senkt,
Was helfen da die schwerbehelmten Uferwächter,
Da hoch der Mond das Sterben über sie verhängt!

Kamele kommen mit fast menschlichen Gesichtern,
Aus großen Wüstenfernen, schwerbeladen heim,
Vom Sonnentag verführt, begleitet von den Richtern,
Den Sternen, wittern sie des Mondes Todeskeim.

Der grüne Kreuzgang soll im Mondenschein vergehen!
Schon stehen nun Figuren wie Gespenster da,
Und überall, wo nachts die Silberwinde wehen,
Erfriert, erstirbt beinah, was je am Tag geschah.

Im schwachen Schatten freundlicher Olivenbäume
Verschlafen Schafe sanft das stille Mondesgraun,
Sie sind wie tot, denn schon verlassen sie die Träume,
Um brünstig sich in Fremdnaturen zu erschaun.

Dort gehen sterbliche Gestalten eben jagen.
Ihr Hund beschnüffelt jeden Mondesschattensaum.
Im Grünen hör ich viele kleine Stimmen klagen,
Den Tod der Eltern fühlen sie vielleicht im Traum.

Der grüne Kreuzgang soll im Mondenschein vergehen.
Ich nehme die Idee von jedem Tier zu mir.
Ein stilles Leben will ich tief fürs Tier erflehen,
Denn wirklich ist das Tier und sterblich einzig hier.

Giotto

Erkenne dich in deinen gelben Seelenhallen,
»In denen du die Sonnenherkunft tief erlebst:
Ersehnst du Wesen, die in dich herüberwallen,
Ersteht dein treues Traumbild, daß du ganz erbebst!«

Hat das mein Weib gesagt? Ich seh es an und träume.
»Fürwahr, in unsrer Arche ruht die Schöpfung aus:
Wie hoch ist Halt in uns, wie wenig jene Schäume!
Wie rasch«, sagt laut die Frau, »erschöpft sich aller Graus!

Durchlebe nun, wie junge Menschen Früchte pflücken:
Wie gerne gibt sich, lockt uns fast das reife Obst.
Wohl freuen Blüten sich, ein blondes Haupt zu schmücken,
Denn alles bringt sich dar und wird, wo du es lobst!«

imone
lartini

»Wir müssen uns durch innre Willenstiere dienen
Und werden erst durch unsre Lieblingslämmer Wir:
Wir brauchen Wölfe mit verwegnen Räubermienen
Und brave Hunde für des Geistes Jagdrevier!

Wir wollen stets ein selbstgewähltes Lamm beschützen,
Und drum verketzern wir, was ihm zuwider ist,
Doch«, frage ich, »wozu solch einen Zwist benützen,
Bloß um zu wissen, wie man schließlich sich vergißt?«

»Das Lamm ist da, für dich gestorben und erstanden,
Doch Schemen deuchten Hunde mich und Wolfsgezücht,

Der Leu, der Stier, der Aar, die sich dem Lamm verbanden,
Sind«, sagt mein Weib, »im Wesen Welt mein Urgericht!

Des Geistes Schönheit dünkt mich auch vor Gott erhaben,
Ich sehe Dichter fromm zu edlen Frauen gehn,
Die Pracht des Weibes, ganz, samt seinen Nacktheitsgaben,
In Marmor als ein Dom der Lieben Frau erstehn!«

Taddeo Gaddi

»Merkst du denn nicht, wie bange ich im Mondlicht fische,
Der Stier, die große Macht, ist schon seit langem tot.
Das Lamm verglüht, jetzt schickt der Geist uns seine Frische:
Ich Armer warte fiebernd vor der Seelennot!

Ich senke meine Angel in die Meerestiefe
Und merke keinen Sturm, der meinen Gott bedroht,
Was könnte ich, wenn ich Ihn auch aus seinem Schlummer riefe,
Ich fische eigenmächtig«, ruf ich, »mein Gebot!

Im Geistermeer wird bald der Fische Fürst erscheinen.
Der überstrahlt und klärt dereinst, was wild verbraust —
Ich fische fort, verschwende meine langen, langen Leinen:
Wie finster Wind die Nacht durchhadert, selbst sich zaust!«

Thomas von Aquino

Was du auch willst, den Willen werd ich doch verketzern!
Denn bloß im großen Icherschließen kennt sich Gott.
Oft ist ein Mensch, der sich besinnt, zu voll von Schwätzern
Und leer an Glauben, Ehrfurcht, Adelskraft und Spott.

Doch plötzlich fühl ich mich in Gottes Hand und Nähe,
Und da verklärt sich wundereinfach die Vernunft:
Wie prachtvoll ich die Welt im Geist verankert sehe,
Hold folgt die Gnade tief in alle Niederkunft!

Wozu den hehren Kirchenbau bewußt zerstören,
Wozu ihn stützen, falls der Geist ihn schon verließ?
Erlernen wir, statt auszuforschen, jetzt das Hören:
Wer weiß, wie oft das Neue Reich sich schon erwies!

Mir sind die Sprachen Flammenvögel, die in Rassen,
Die sie erst selber schaffen, ihre Nester baun,
Aus einer kann das »Feuerwort« sich jung entraffen,
In allen schläfts: aus welcher wird es graun?

Ich horche lange schon, vielleicht schon manches Leben:
Zu jedem Kinde beug ich mich voll Glauben hin,
Was sprüht aus jedem Blick, wer soll die Welt erheben?
Wie furchtbar tief ist jeder Waise Wesenssinn!

Taddeo Gaddi

Im hellen Seelenscheine sehe ich mich selber
Seit Ewigkeit auf meinem eignen Kreuzweg gehn,
Ich irre durch das Zweifeln ab: die Welt wird gelber!
Sie stirbt. Ich lebe auf und ab, muß auch bestehn!

O heilige Verachtung, großer Spott des Geistes,
Der alles urerwogen dennoch tragen kann,
Dein Wesen ist zu streng, denn sieh, mein Herz zerreißt es:
Gesteh, entkomme ich durch Ehrfurcht deinem Bann?

Hinweg, du großes Licht, ich will vor dir vergehen!
Ich fasse nicht die Majestät von deinem Leib,
Ich fliehe dich, um stets in dich zurückzuwehen:
Ich zweifle, fluche, und bin doch zu sein bereit!

Gefühle, die den Geist mit Schmerz geboren haben,
Verstummen und zerwühlen sich vor ihrem Sohn.
Das ganze Leid ist kalt, da kann uns niemand laben,
O welcher Hohn durchdonnert die Passion!

So kann kein Mensch mehr mutig seine Pflicht verrichten,
Wer weiß, ob seine Meinungen auf Gottes Wort
Nicht immer noch verzichten, ja es gar vernichten:
Wie oft warf ich wohl selbst mein hehrstes Gut schon fort?

Ich treibe um die schalsten Nichtigkeiten Schacher.
In meinen Frieden schleicht sich der Verrat.
Stets finden die Entschlüsse Zufallswidersacher,
Ich klimme, ringe! — Ob mir je die Gnade naht?

Ich sehe mich im Herzenslichte stets nur selber,
Seit Ewigkeit, auf meinem eignen Kreuzweg gehn.
Ich zweifle immer noch. Die Welt wird langsam gelber:
Ich sterbe nimmer und kann immer auferstehn!

Masaccio

Florenz, wie herrlich ragen deine Burgentürme!
Toskanas Glut wölbt deine Kuppeln stolz empor:
Im hohen Dom vertoben erst die Erdenstürme,
Und oben lobt dich still der Sterne Engelschor.

Wir wollen alle wieder schlicht und einsam werden,
Wie das die starke Herzensglut in uns verlangt.
Die sagt: so wird es einst und war es schon auf Erden!
Ja wie? Nun so, wie unserm Herzen danach bangt!

Wir haben schon den allerwunderbarsten Glauben:
Er macht uns unermeßlich frei und willensstark.

Hier kann ein Kind sich Gottes Heim zu sein erlauben,
Und in so manchem Wesen ist kein Trug und Arg.

Ja, blicke ich in Kinderaugen oder Sterne,
So denk ich, Gott, wieviel du uns noch sagen wirst!
Ich bin in dir und du in meinem Wesenskerne,
O Mensch, verzage nicht, selbst wenn du stirbst und irrst!

Florenz, die Mutter Gottes weilt in deinen Mauern:
Wie hehr die Erde sich in dir erhoben hat!
Hold kann ihr Hoheslied in deinen Stätten dauern,
Ich lobe dich, o lichtverlobte Marmorstadt!

Dein Dom ist hoch, doch über ihm, da sind die Sterne:
Um so viel weiter wird noch unser Glauben sein.
Doch in der Ewigkeit vergeht auch Sternenferne:
Einst mag mir Gott kein Fassen, sondern Macht verleihn!

Die heilige Anna

O Mutter Gottes, jenseits deiner Herzensnähe
Erdämmert eine Mutter, die wir nie erkannt.
Befragt mich nicht, da ich sie unwahrnehmbar sehe!
Wie weiß ich uns in ihre Heimlichkeit gebannt!

Leon Battista Alberti

Florenz, wie selbstverständlich still sind die Paläste,
Vor denen einstens große Fackeln grell geloht —
Die Feste sind vorbei, nur selten seh ich Gäste,
Und nirgends zeigt sich noch ein stolzer Schloßdespot.

In engen Gassen stehen sie mit Mondlichtsäumen.
Die grünen Fensterläden sind hermetisch zu.
Du glaubst es kaum, daß noch dahinter Seelen träumen,
Denn alles schweigt in runzeldumpfer, dunkler Ruh.

Ich aber sehne mich nach Totenmonumenten,
Wo Mann und Weib am eignen Sarg gelacht,

Dort haben sie, bevor sie sich für immer trennten,
Noch einmal, buhlend, Liebesfieber angefacht.

Wo Wollustwucht zu ganzen Machtgenerationen
In einem Augenblicke sich verschwendet hat,
In heitren Rustikagebäuden wollt ich wohnen
Und träumt ich gern den Jubeltraum der eignen Stadt!

Wo bist du, großer Geist, der alles leisten konnte,
Der akrobatenhaft die Menge unterhielt,
Der Launen meisterhaft als Wirklichkeiten sonnte
Und der mit Weltungsfragen wunderbar gespielt?

Die Formen scheinen vor dem Geiste zu verschrumpfen.
Florenz, ich kann und will nicht mehr zu dir zurück:
Zyklopisch gilt es jetzt sich selbst zu übertrumpfen,
Denn bloß in den Geschicksgewittern blitzt das Glück!

Florenz, ich habe mich an dir emporgesungen,
Und jetzt durchwandle ich dich abermals: dein Kind!
Ich klopfe laut ans Erz, wie hat mirs hold geklungen:
Wie sind mir Wind und Dinge hier doch wohlgesinnt!

Bartolomeo Ammanati

Der geile Brunnen mit den steilen Wasserwürfen,
Der zwischen Türmen sich nach Eigenhöhe sehnt,
Mit seinen Erzfiguren, die nackt Austern schlürfen,
Erscheint mir stumm einer versunknen Welt entlehnt.

Wie kalt belauscht Neptun das Plätschern von Tritonen.
Wie freut ihn noch der Gischt, der seine Schenkel kühlt:
Er bleibt auch hier ein Stück der immerstillen Zonen,
Wo Nasses Kaltes durch sich selber fiebern fühlt.

Die Nymphen, mit den vielen Fingern, krauen
Der schlüpfrigen Delphine gleißendes Geschupp,
Und heitre Faune aus den schwülen Nachbar-Auen
Umlungern nun voll Lust den Quell als muntrer Trupp.

Der kleinste Faun, der Schalk des muntern Rudels,
Hat eine Fratze wie ein Truthahn, wenn er balzt,
Und schielt nach einem Bengel, der im Schwall des Sprudels
Mit starken Erzgliedern ein Wasserwunder halst.

Dir, Nereus, legt in deine alten Kupfermuscheln
Das Mondlicht Perlen, die es Wasserschelmen weiht,
Die zieren sich damit, und wenn sie wichtig tuscheln,
Bezeigt der ganze Quell ihre Zufriedenheit.

Schnell stürzt der Gischt in lauter losen Silbersträhnen
Ganz schleierschäumig über manche Erzfigur,
Die seh ich sich an tausend Marmorträume lehnen,
Und juble plötzlich wie die Flut in die Natur!

Ich habe einst Giganten langsam wandeln sehen,
Und nun vergesse ich das Schauspiel nimmermehr,
Dann konnten sie erschüttert nicht mehr vor mir stehen,
Und ich war froh, denn sie bedrückten mich zu sehr.

Nun dachte ich an lauter frische, grüne Dinge
Und pflückte manches, das sich mir verschwiegen bot,
Ich wußte wohl, wie jeder Übermut verginge,
Und sorglich floh ich alle große Lebensnot.

Doch plötzlich sind sie wiederum vor mir entstanden
Und haben schrecklich sich der Kleinlichkeit entreckt:

Jetzt sind das Königinnen, Fürsten wilder Banden,
Ein Tisch, den man für Weltgewissen fromm gedeckt.

Ihr Riesen dürft mich nicht, wie einst geträumt, bezwingen,
Zwar seid ihr größer als der allerhöchste Turm,
Doch will ich gegen Überflüglungsstümpfe ringen,
Noch braust in mir ein Sturm, jetzt wühlt in mir ein Wurm!

Ich höre just im Herzen eine Hölle heulen:
Weg von der Erde, ihr Titanen dieser Stadt!
Schon packt der Geist die Türme, schwingt sie stark wie Keulen,
Jetzt findet eine Schlacht, vielleicht im Jenseits, statt!

Da lacht ein Riese! Lacht ein grünes Runzellachen.
Das kann der Wille. Wächst er doch durch ihn empor!
Erscheint mir Pan? Kann der durch meine Wut erwachen?
Ich wälze Felsen, und jetzt lacht ein Echochor.

Nun bleibt kein Turm. Ob ich denn nicht zum Kampfe tauge?
Der Dom allein ist übrig. Darf ich Heilgem nahn?
Der Riese wächst. Der Mond ist sein Zyklopenauge.
Der Dom beharrt. Er wankt durch keinen Größenwahn!

Herz, mein Herz, sei wieder demutvoll und offen
Und komme dir und andern Feinden gütig bei,
Du darfst und sollst noch mehr als ein Florenz erhoffen:
Doch mache dich von brauner Wut, dem Dünkel frei!

Der hei
Franz
Assi

Der Dom des Herrn ragt immer noch in holder Bleiche
In diese sternenhelle Perlennacht empor,
Doch scheint er mir so kalt wie eine reiche Leiche,
Mit einem mondgewirkten Riesentotenflor.

Behutsam, meine Seele, denn du wirst nun siegen!
Erblick im Sterben Leben, und du bist befreit!
O, wie die schweren Dinge fürchterlich erliegen,
Sie weichen schon, und zwischen uns bleibt tief das Leid!

O, unsre vielen Willenstiere sind vergänglich,
Wie sehn sie uns aus ihrem Dämmer blutig an;
Mein Herz, so zeige dich für großen Schmerz empfänglich:
O, liebe sie und ziehe sie in deinen Bann!

Dem Dome selber gleichen seine tausend Tauben,
Die sind wie er so grau, so blau und fernenrot,
Nun ruhn und gurren sie in meinen Felsenlauben
Und nisten zwischen Seelen, Schnee und Todesnot!

O Gott, jetzt bin ich wirklich schwindellos erhoben.
Der monderhellte Dom verbleicht in meiner Nacht.
Ich stehe fest und möchte dennoch fort nach oben:
O Gott, wozu verleihst du mir so hehre Macht?

Empor, empor, empor zu Gottes mildem Frieden!
Die Völker liegen unter mir in stiller Ruh!
Ich suche Gott und bleibe dennoch ganz hienieden.
Ich herrsche, folge, und wer früge noch: Wozu?

menico
di
chelino

Ich wandle nun, als urbesorgter Mensch und Dichter,
Als Riese, unerreichbar hoch, über Florenz,
In meiner Hand ist alles, selbst die Himmelslichter,
Ihr Grund gewährts, und mein Beschluß erkennts!

Ich wirke selber liebreich zum Bestand der Dinge:
Du einzge Möglichkeit der Möglichkeiten sei!
Durchglüht uns hold, ihr wundergleichen Schöpfungsringe,
Und macht die Sonne reich und unsre Seelen frei!

Du, Sirius, grüßt uns brüderlich durch alle Schleier,
Die still vom Monde niederperlend uns umgraun,
Ich danke und ich melde dir, die Welt wird freier:
Nur das ist wahr, daß wir uns einst in Gott erschaun!

Wie treu ihr blickt und blinkt, ihr traurigen Planeten,
Ihr habt noch ein Geschick und tragt es mutig fort!
Ich grüße euch, wir wollen heiter sein und beten,
Wir alle wälzen uns um Gottes holdes Wort.

Du müde Stadt, du Blütenfrühling mir zu Füßen,
O ruht und träumt, entweht euch, duftet in die Nacht:
Das was ihr seid, nicht scheinen müßt, will ich begrüßen,
O glaubt, was ihr nicht glaubt! Ihr seid voll Wert und Pracht:

Was ihr verdeckt, verachtet, höre ich verstummen.
Des Friedens, den ihr träumt, entsinnt ihr euch nicht mehr?
Ihr seht die heitre Pflicht gespenstig sich vermummen,
Doch die ist euer Tag, so hehr und klar wie er.

Florenz, hoch über deinen Türmen schwebt die Seele,
Die bloß in dir für alle Ewigkeit erwacht,
Dafür erhältst du auch die schönsten Mondjuwele,
Denn deine Marmorpracht verherrlicht noch die Nacht!

heilige
harina
i Siena

Die Gnade will, daß wir die argen Dinge hassen.
Der Brand entsteht, damit das kalte Licht besteh!
Der Friede kommt, damit wir uns zusammenraffen,
Der Engel aber, der uns liebt, birgt Krieg und Weh!

Einst soll auf Erden Lenz und langer Frieden werden,
Doch wehe jedem Volke, das die Rast erstrebt,
Drum liebt und tragt für euer Vaterland Beschwerden:
Denn Gott verläßt den Menschen, der am Eignen klebt!

Ihr dürft die Häuser, Tempel jeden Lenz bekränzen,
Doch sorgt dafür, daß stets im Herzen Feuer sei,
Bekriegt euch selbst und brandschatzt jenseits aller Grenzen,
Macht eure Seelenkluft von Lieblingsplätzen frei.

Erforscht die Bösen, helft Gesunden, tränkt die Feigen
Und seid entmenschlicht, wenn ihr mit euch selber ringt:
Ihr sollt der Welt ein tränenloses Auge zeigen,
Erscheint ihr stark, selbst wenn ihr tief in Ohnmacht sinkt!

Seid Raubtiere mit gräßlich scharfen Daseinskrallen,
Doch wählt die Beute und verzehrt sie still und fern,
Laßt nie ein Stück davon zurück zur Erde fallen,
Denn was Verbote scheut, meint abermals den Herrn.

Das Wort in uns beflügle euch zu Heldentaten!
Seid wie ein wandelnder bereiter Festungsturm,
Wenn Not es heischt, so dürft ihr selbst zum Kriege raten,
Doch wehe euch, folgt dann kein Frühling auf den Sturm!

Das Wort in uns befreie euch von aller Stärke,
Verankert demutsvoll das eigne Volk im Herrn,
Denkt niemandem zu helfen, bleibt beim eignen Werke,
Und wirkt dadurch so unerschöpflich wie ein Stern.

Florenz, jetzt kämpfen Riesenwolken mit dem Äther, Filip
Noch sind sie haltlos über Fluren hingestreckt, Brun
Doch heller, windgeblähter, lauern rings Verräter, lesch
Am Marmor haben Schatten jäh emporgeleckt!

Jetzt stapeln Wolkenbrocken plötzlich sich zu Treppen
Und schließlich gar zu einer Riesenkuppel auf,
Das ist ein Schwebebau mit lichten Silberschleppen,
Und grell zerschlitzt ihn noch der Mond auf seinem Lauf.

Schon hat der Traumtanz Ton und Glanz von roher Seide
Und scheint beinah ein faltenloser Baldachin,
Jetzt wetterleuchtet es, und lauter Mondgeschmeide
Beginnen still den Nachtpalast zu überziehn!

Ich sehe Heiden stolz sich wie daheim benehmen
Und Riesenalabasterkaryatiden stehn
Mit ganz unsagbar echten Perlendiademen
Steil hier als Träger stummer Wunder, die geschehn.

Doch herrscht der Mond noch immer hold in diesen Hallen.
Schon steigen seine Silberreiher wieder auf.
Ich sah sie ja am Dom empor- und niederwallen,
Und plötzlich überschwärmen sie den Bau zuhauf.

Nun ruft was stumm in mir: die Kuppel ist gelungen!
Und nur der Geist, kein Bauwerk wird je weitergehn,
Die Marmortrümpfe hat die Zukunftsflut verschlungen:
Nun heißt es in der Seele einen Dom erspähn!

Der Giottoturm erglüht in seltnem Eigengolde,
Wie sonst sich Glanz allein auf Elfenbein gezeigt:
Florenz, aus dir erblüht das unerreichbar Holde,
Ich aber wittre Sturm, wo sich dein Traum verzweigt!

Cimabue

Florenz, du wirst in mir als Heimatkern bestehen,
Erglühe, strahle ferner monderleuchtet fort!
Mein Seelensturm wird deinen Lilienstaub verwehen,
Ich trage Kinder deiner Huld von Ort zu Ort.

Doch du verglimmst in mir, ich kann dich nimmer bannen!
Du hast noch einmal deinen Himmel sanft geklärt,
Dir bleibt der Mond, doch wandre ich nun frei von dannen,
Wer weiß, was meine Seele noch an Huld erfährt!

Fürwahr, nicht eine Wolke ist der Nacht geblieben.
Die Mondstadt hat ihr Wuchten über sich verscheucht.
Auch meine Traumgebilde werden bald zerstieben,
Ob mir ein großes Urgeheimnis wirklich deucht?

Entaltert ist die Mutter Gottes hoch erschienen:
In Mondlicht schimmert sanfter Nachtkontur,
Empfindungen mit kindlich-stillen Engelmienen
Gewahren mich in Menschen, Dingen, Flut und Flur.

Ich blicke auf Florenz, doch ist sein Ich zu ferne!
Der Arno und der Marmor perlen aus dem Grau,
Doch heller kaum als drüben noch der Mond, die Sterne:
Denn Geist erdämmert schon im ersten Morgentau!

Die Mutter Gottes grüßt uns, ohne leicht zu nicken.
Je ein Planet verwirklicht ihren Kronenrand,
Die Freigestirne können Geist und Welt erquicken,
Das Christuskind hält bald die Sonne in der Hand.

Der Mond geht traumblau hinter Schneegebirgen unter.
Florenz wird eine Perle, die ich wachgeträumt.
Nun ruht sie wieder, und die Farben werden munter.
O, welche Frühe aus dem eignen Weibe schäumt!

Mein Weib und ich, wie glücklich sind wir doch gewesen:
Sie folgt uns goldumflort, die Wonne von Florenz!
An unsers Traumes Sonne ist der Mensch genesen:
O glaube, danke doch dem lichtentzückten Lenz.

So wollen Felsen, Flüsse, Wälder froh sich sonnen,
Und selig drängt das Frühjahr sich an uns heran,
Was eben Tau benetzte, zeigt sich goldumsponnen,
Horch auf die Luft, ob man sein Kommen wittern kann.

Du Frühling in mir selbst, Jungfräulichkeit der Lüfte,
Erfaßt und halst euch, klingt und jubelt wie das Licht!
Das ist der kühne Lenz der Freuden und der Düfte,
Die Lerchen trällern: gebt euch hin, verwehrt euch nicht!

Jetzt springt der Ginster auf und gibt der Wonne Stärke.
Ein ernstes Glockenläuten zittert durch den Wind.
Am Felde gehen Menschen forsch zum Tagewerke.
Und irgendwo in unsrer Nähe brüllt ein Rind.

Auf einmal kann ein Schiff im Strom nicht weitersegeln.
Wohl halten Pappeln ihm die Morgenbrise auf.
Ins Wasser furcht es lauter krumme Schiffahrtsregeln.
Wann wieder gibt der Wind ihm seinen goldnen Lauf?

Schon fliegen meine Wünsche flügger als die Winde.
Ich helfe, schwelle Segel bis ans helle Meer.
Sind meine Lieder nicht belebte Angebinde?
Ihr Auferstehn ist leicht, ihr Dasein folgenschwer!

Ich träume fort, ich träume fort, muß träumen!
Wohin? Wohin? Ein Flügel stürzt dem andern nach!
Das ist der Wind, der Wind! Wir wogen, schäumen!
Ein Lied erbraust, wo eines laut zusammenbrach!

DER TRAUM VON VENEDIG

*

Venedig, lös dich los von meinem Traumeswogen!
Ich bin wie Flut, die in Kanälenschlangen dunkelt:
Du milchige Lagune hast mich angezogen,
Und nun erscheinst du lichtlebendig überfunkelt!

Ihr meiner Seele wildverschlungnen Wehmutsschlangen,
Versucht der Sehnsucht trübe Hüllen abzustreifen,
Verweilt, wo Städte zwischen Meer und Himmel hangen,
Denn fühlt, schon leuchten Inseln aus Smaragdenreifen.

Was taucht nun auf, was zaubert jetzt vor meinen Sinnen?
Noch hilft kein Wind den letzten Morgenflor zu weiten,
Wohl will das Licht, allein, den goldnen Tag entspinnen,
Und alles Wasser scheint mir wie verglast heranzugleiten:

Venezia schweigt in ihrem freien Sonnenfrieden,
Denn Schmuck und Herrlichkeiten bringen ihr die Wellen.
So wird ihr gern das Meer ein Lichtgeschmeide schmieden,
Und Wogen müssen ihr zu Füßen Gold zerschellen.

Am Strande scheint die Flut sich vor der Stadt zu neigen
Und breit an ihrem Saume Gaben hinzulegen,
Wohl langsam nur zur Marmorbraut emporzusteigen,
Und, schenkend noch, die Schritte endlos zu erwägen.

Ich sehe Wogen hinter Wogen schweigsam rollen
Und weiß, noch wünscht das Meer, einst zu beharren!
Und dort nur kann sein volles Werdenswollen,
Seit langem schon, zu einem Marmortraum erstarren.

Senkt eine Brise sich nach Freiersart hernieder
Und hebt dann weiche Schleier keck hinweg vom Meere,
So gibt die See ihr tausend Wollustküsse wieder,
Als ob sie eine Frau mit Flammenlippen wäre.

Sobald jedoch die Wellen wiederum verschwinden,
Erspiegelt sich Venedig abermals in Frieden,
Denn wo sich Meer und Himmel inniglich verbinden,
Wird jeder Ruheraub in der Natur vermieden.

Ihr weißen Träume, Schwäne auf den Perlenwogen,
Erhebt euch dort, wo Goldgischt Marmordämme geißelt,
Von mir beseelt, erschwebt in weitem Spannenbogen
Den Traum, den wir aus Gold und Elfenbein gemeißelt.

O seht, dort schwimmen schwarze Schwäne um Paläste
Und schleppen Purpurteppiche durch grüne Fluten,
Schon eilt vielleicht die reiche Stadt zu einem Feste,
Denn Freude plätschert, wo Gedanken eben ruhten.

Wohl scheint das Meer sich jetzt mit Gondeln zu bedecken,
Doch schwanken sie wie Traumgestaltungen der Wogen
Noch fern und unstet auf Venedigs Spiegelbecken,
Und heitre andre Bilder kommen lieblich angeflogen.

Ob jetzt ein Traum sich seine Wirklichkeit bereitet?
Ob unser Schicksal tausend Plötzlichkeiten mehre?
Denn seht, ein Goldschiff naht, von Gondeln hold begleitet:
Nun bleibt es stehn und scheint ein Schloß im Meere!

Wird unsre Welt die eigne Traumlichkeit genießen?
Wie? könnten alle Wünsche, die ihr Glück erstreben,
Hier in Venedig heiter zueinanderfließen?
Schwer Ungeahntes kann sich nun in mir erleben!

Ich fahre noch in meinem Sehnsuchtskahn hinüber,
In einem gleichen ruht mein Weib wie weltverloren,
Nun werden aber ihre Augen immer trüber,
Das Lachen, durch ihr Sorgen, scheint mir tief erfroren!

Sie blickt auf manchen Schweif von klaren Edelsteinen,
Auf alle Funken, die verstreute Gondeln säen.
Die gleichen suchen sich um ihre Glut zu einen,
Doch alle, die sich finden, müssen gleich vergehen.

So lasse das, mein Weib, es mag dir nichts bedeuten!
Schon nähern unsre Kähne sich der Abendstunde,
Und wenn die Glocken dann vom Markusturme läuten,
So gibt es nur noch Blutrubine in der Runde.

Ich komm zu dir, dann wird die Gondel tiefer sinken,
Auf unsrer Fahrt nur muntern Funkenprunk beleben:
Die letzten Sonnenblitze wollen bald verblinken
Und wir, dem Wunsche nach, zur Seelenruhe schweben.

Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Sie nähert sich soeben ruhevoll Venedig,
Und dort bereitet man sich laut zu einem Feste,
Um hohe Gäste hold und huldvoll zu empfangen.
Am Himmel seh ich winzge Purpurwölkchen prangen,
Schon hat der Wind sie wie Lampions gekräuselt und gezapft,
Und eben zucken auch die ersten Sternlein auf:
Da ists, als wollten sie den Wölkchen sanft sich nähern,
Um sacht das Licht der bunten Lämpchen zu entzünden.
Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Nun tritt sie stolz, mit silberheller Mondessichel,
Im Abendlande durch Venedigs Pforten ein.
Wie würdevoll sie unterm Sternenbaldachine,
Der höher als der edle Schmuck der Mondessichel schwebt,
Nun übers Meer, mit wollustfreudger, gütger Miene,
Sich immer weiter hebt und unser Ruheglück belebt!
Hoch übersprühen ihre Schleierhüllen Prachtsmaragde
Und ihren untern Saum und die Sandalen Blutrubine:
Vier schöne Königssöhne tragen ihren Baldachin:

Zwei Bleichgesichter ziehen still in weißem Seidenkleid voran.
Das Wams ist goldbetreßt. Sie tragen einen viola Mantel
Und müssen stets, wenn sie das Abendland beschreiten,
Aus Anstand, einen Schurz um ihre Lenden breiten.
Doch hinter ihrer Königin erscheinen holde Mohren
Und tragen ihr der Herrschaft herrliche Insignien nach,
Das Zepter gar ist wunderbar, besetzt mit vier Planeten!
Von vorne sind sie schwarz und nackt, doch überwellt in holder Pracht
Das erste Morgenrot, als Mantel, ihre finstern Rücken!
So bringen sie den Baldachin, den schönen, sternbesäten,
Und können drum, voll Königssinn, den Westen stolz betreten.
Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Die Mondessichel glänzt und glimmt
Als Silberschmuck auf ihrer kühlen Stirn,
Und ihre volle nackte Brust befächelt sacht
Ihr blasser Sklave Zephir mit dem Wolkenfächer:
Der ist aus Flaum und leichtem Nebelschaum:
Jetzt färben ihn die letzten Abendgluten,
Auch kräuselt ihn sein Eigenwind,
Da ihn der Sklave, schwebend, fächelt.
Belustigt das die Königin,
Denn seht, wie jugendlich sie lächelt?
So bunten, grellen Federnputz
Erreicht in schriller Farbenreih
Allein der Schmuck vom Papagei,
Wie eben ihn in voller Pracht
Der Abend auf dem Flaum entfacht,
Wo selbst das Röteste und Allerblauste
Der Wind geschmackvoll zueinanderkrauste!
Die Nacht ist eine Mohrin, eine Heidin!
Mit nacktem Busen, bloßem Bauch
Betritt sie nun die holde Stadt Venedig.

Sie trotzt dem fremden Christenbrauch:
Der starkbehaarte Teil der Scham
Ist jeder Überhülle ledig.
Sie bleibt bei uns, so wie sie kam,
Und um sie her wird auf die fremden Weisen froh gelauscht,
Den Schamteil merkst du kaum, von toller Dunkelheit
berauscht.
Der Mohrin Nachtsang klingt im Raum:
Man schmückt und ändert rasch den Schleiersaum,
Den dieses Weib so üppig durch Venedig schleift,
Daß sein Besatz noch weithin die Lagune streift.
Mit Flammengarben aller Art,
Mit Purpurzungen, blutgen Flecken,
Mit manchem fahlen, halbverblaßten Bart
Will sich Venedig seinen Schleierrand bedecken.
Am Lande wird das Flammenband,
Nach alter Art, als langer Flammenrang, gewahrt,
Den Zauber aber müssen Meerreflexe erst erwecken!
Frohlocken will die ganze Stadt!
Mit langgezognen Kantilenen,
Mit eigentümlich süßlicher Musik,
Mit Tönen, welche Lüste nur ersehnen,
Mit Trommelstreichen wie im Krieg,
Mit Lustfanfaren nach dem Sieg
Mag man die Mohrenkönigin empfangen:
Und wenn sie schon berauscht vorbeigegangen,
So heften wir auf ihre Schleppe Purpurspangen.
Ist sie dann fort, kriecht alles Glutgewürm zur Rast:
Die Flammenschlangen, die der Menschenhand entstammen,
Verbergen sich vor uns, in großer Hast:
Und tiefverringelt im Morast,
Muß ihre Brut wie Aale grau verschlammen,
Und auch der Schwarm von grünen Feuerfröschen
Wird bald im dunklen Sumpf verlöschen.

*

JACOPO BELLINI

Wahrhaftig, die Trauer der salzigen Meere
Erwacht uns in Jesu, dem herrlichen Knaben.
Er öffnet den Mund zu erstrahlenden Gaben:
Die Welt überglüht seine menschliche Lehre.

Das Weltherz ist klar, wie der Schmerz einer Zähre.
Und Sterne, die nur noch ein Muttermeer haben,
Empfangen Gescheiterte, um sie zu laben,
Denn dort enttauchen wir einst, — sanft, ohne Schwere.

Maria, die Kummer der Engel erlitten,
Blickt still auf die Wunder des leuchtenden Kindes
Und hofft, für die Unschuld der Menschen zu bitten.

So wünscht euch die Reinheit des künftigen Windes!
Er weht und er naht uns mit meerfeuchten Schritten:
Er hilft euch, als Hauch eines Lichtangebindes.

DER SCHIFFER

Jetzt ächzen die Flanken und Taue wie Kinder.
Das Meer bäumt sich aufwärts: ein fiebernder Kranker.
Noch wird so ein Wirbelturm rascher und schlanker:
Die Hosen erdrehn sich, verwehn steil-geschwinder.

Der Fischer bleibt taumelnd und greift wie ein Blinder.
Er wehrt sich und betet: »Mein Gott und mein Anker,
Beklammre das Boot: es wird leck und auch schwanker.
Entwolke dich, Herr, unser Sturmüberwinder!«

Jetzt fliegen dem Manne Schaumknäule, wie Tauben,
Voll Wuchten, im Flutenbraus, unter die Nase:
Da sinkt ihm der Mut! doch er sucht noch zu schnauben.

Doch steigt schon die Bahre, im grauen Gerase,
Voll Schleier, empor, ihm den Atem zu rauben . . .
Nun ist er verhaucht — erblaßt im Geblase.

DAS WEIB

Das Kind ruft im Fieber: »Der Vater ist böse,
Beschütze mich, Mutter, er schimpft mich und droht,
Er ballt seine Fäuste, er naht mir im Boot
Und johlt durch das heulende Wogengetöse.«

Da betet die Mutter ins Wolkengekröse,
Die Gattin des Schiffers in tödlicher Not:
»Mein Heiland, entreiße mein Söhnchen dem Tod!«
So wiegt sie, so hofft sie, daß Gott sie erlöse.

Das Kind ächzt: »Der Vater ist wieder betrunken,
Er findet jetzt nimmer den Weg bis nach Haus!«
Die Mutter ist schaukelnd zusammengesunken.

Das Kindlein verstummt, das Gestöhne ist aus:
Wie weint nun das Weib! Und es weißt sich sein Haar,
Das wird es beinahe im Wesen gewahr.

DIE IRRSINNIGE

I

Madonna, ich sah dich am sternhellen Meere,
Da kamen im Winde die Toten zu mir,
Dann wuchs eine Sichel mit grausamer Gier
Und schnitt in die Weihe der Seelenverkehre.

Ich suchte und fand keine Hilfe zur Wehre.
Schon ward jene Schlange ein blendender Stier,
Und sieh, jenes Tier ist jetzt immer noch hier!
Das Kind und den Gatten erdrückt seine Schwere.

Maria, verscheuche den Bringer der Schrecken,
Ich schenke dir gerne mein gischtweißes Haar,
Das Meer aber möge sich wieder verstecken.

Ich bringe die Milch meiner Weiblichkeit dar.
Ich will deinen Hauch milder Hilfe erwecken,
Erwehe das Schweigen: ein Wird—wie—es—war.

II

Um Neumond ist traumblau der Gatte erschienen.
Sein Kommen verbreitete heimliches Schweigen,
Gleich wollte mein Wesen sich ganz zu ihm neigen,
Da war er um mich, wie ein Schwärmen von Bienen.

Ich wollte sein Nahesein treulich verdienen
Und gab ihm, was irgend der Seele zu eigen,
Um Liebe und Reinheit vereint zu erzeigen:
Da schwirrte es licht, wie das Knistern von Kienen.

Ich sah ihn: schon war seine Mannheit vergangen,
Das bartlose Antlitz allwissend verjüngt.
Der Mund ohne Purpur und farblos die Wangen.

Ich habe mich seiner teilhaftig bedünkt:
Sein Wollen durchwogte mein herzhaftes Bangen,
Da ward meine Weichheit mit Tränen gedüngt.

III

Ich gab meinen Wahnsinn dem wandernden Wasser,
Das schlaflose Schmachten bekam ja die Nacht!
Ich habe das Lachen der Schwachen erdacht
Und achte als wallender, unsichtbar blasser
Erbarmungsgedanke und Warnungserfasser
Auf alles, was schamhaft im Weltall erwacht:
Ich habe dem Walde den Sang dargebracht
Und altere nun als ein markkranker, nasser,
Ja selbstnasser Stamm einer wehweichen Weide
Am Weiher vom weltweiten eigenen Leide.
Ein Reh wittert oft in die sandstarre Heide
Und kehrt dann ins Schicksal zurück, das ich meide.
Ich weiß nicht, verbirgt sich vor mir eine Weide?
Ich weile im Wehwind! Wann weichen wir beide?

IV

O Meer! Ach, ich brauche von dir eine Träne!
Wann mag sie dein Anblick der Seele gewähren?
Da lächelt mein Kind durch den Schimmer der Zähren,
Damit ich sein Mündlein im Augenrot wähne!

Und wenn ich sein fernes Getändel ersehne,
So will ich den Salzquell der Schmerzen entleeren:
Und wenn auf den Händen die Tränen sich mehren,
So glaube ich, daß sich ein Hauch an mich lehne.

Bald perlen die Finger von kindlichen Blicken:
Dann streichle ich leicht meinen flimmernden Arm
Und fühle ihn weit leise Kühle erquicken.

Mein Glück ist nun ganz mein zertränender Harm.
Das Kind scheint dem sickernden Naß zuzunicken:
Es ist ja wie Milch so beseligt und warm.

DAS MÄRCHEN VOM MEERE

Erzähle, o Meer, mir das Märchen vom Meere,
Das Lied deiner Inseln versteinerten Leides,
Besinge die Klippen des schreckenden Neides,
Die Wiederkehrwirbel der innersten Leere.

Die Mär aller Meere ist gar keine Lehre.
Der Mittag bricht ab wie die Kraft eines Eides.
Der Abend, das Bild eines späten Bescheides,
Verbirgt des Verhängnisses sinkende Schwere.

Die Nacht hehrer Meere kann niemand erraten.
Da spiegelt die Trauer unsagbare Dauer,
Dort ists, als ob Kunden dem Ohr nimmer nahten:

Die Fragen sind draußen genauer und rauher,
Die Märchen jedoch, die wir je dort erbaten,
Sind stumm und ergrauen in uns nur als Schauer.

GEWISSHEIT

Es rollt der Löwe zweiunddreißig Sonnen,
Zu seinen Füßen und im eignen Leibe,
Im Sommer, nahe vor die Sonnenscheibe,
Und alle Wolken sind sogleich zerronnen.

Die Erde aber bleibt von Gold umsponnen
Und fast verschleiert nackt, gleich einem Weibe,
Für das es schicklich, daß es übertreibe,
Was Triebe ihm und Sitte angesonnen.

Dann schlafen alle Träume, alle Schäume.
Bloß Mittagswissen loht auf jedem Zweige,
Und wie entirdischt sind die stillen Bäume.

Da ists, als ob der Geist zum Dingsein neige:
Um die Gestalten schwirren Atemsäume,
Kein Wesen wünscht, daß da ein Gott entsteige.

DIE SONNENBLUME

Du Blume, die sich hold zur Sonne wendet,
Ich wollte einstens deinem Wesen gleichen,
In mir die Sonnenzukehr fromm erreichen,
Doch etwas sagte mir: Du bist verblendet!

Ich habe alle Blütenkraft verschwendet,
Ich fühlte samend meinen Glanz erbleichen,
Die Luft den Duft von meiner Jugend streifen,
Und heute sind die Lust, die Macht verendet.

Doch seh ich Blumen tief aus sich erstrahlen,
An jedem Morgen sich zur Sonne neigen
Und fast mit Hingebung zum Lichte prahlen.

Ich aber mußte rasch herniedersteigen.
Verloren sind ja alle Sehnsuchtsqualen:
Mein Wesen wurde niemandem zu eigen.

FRIEDEN

Das blaue Meer verliebt sich in das Leben,
Und tausend Augen sind uns wohlgesinnt:
Ja, schon beginnt der Hauche Tausch, der Kräuselwind!
Und lauter Herzen fangen an zu beben.

Bald wird das Meer sich wohl zum Ufer heben.
Die kleinste Welle, die als Schaum zerrinnt,
Die Spitzenschleier um die Erde spinnt,
Mag sich dann irgendwo doch ganz ergeben.

Ein blauer Schmetterling hat sich verloren.
Im Blauen draußen find ich ihn nicht mehr:
Hat ihn der Strand als sein Geschenk erkoren?

Mein Herz, dir werde nicht auf einmal schwer!
Bestimmt hast du bereits ein Lied geboren,
Nun sing dich aus, am traumhaft blauen Meer.

ORPHEUS

Den Inselkranz bewachsen kalte Farren.
Der Tauwind weht vom Süden und vom Meere.
Der Regen stürzt sich in die Wintersleere.
Die Farren aber müssen weiter harren.

Auf einmal scheint ein Rausch den Wind zu narren.
Die Liebe bringt das Lied vom Lichtbegehre:
Sie schwimmt im vollen Mittag durch die Quere.
Ja, Tongestalten müssen schlank erstarren.

Das ist ein Wundertier mit goldnen Flossen.
Ein Lied weht seinen Sänger hold zum Strande,
Und Farren lösen alle Wurzelbande.

Durchs Lied sind Liebesblüten voll ersprossen!
Vertierte Formen drohn vom Pflanzenrande,
Der Sang harrt: steil in Bäumen eingegossen.

BESCHLEICHUNG

In meinem Traumesgrau erscheinen Lilien:
Unendlich groß und doch in meiner Seele
Wird ihr Erguß zum Strauß der Prachtjuwele,
Und plötzlich gießt es Licht wie auf Sizilien.

Im Traum verwurzeln sich nun Scheinreptilien.
Und halb gewiß, daß ich ihr Wesen schwele,
Umwand' ich scheu im Herzen die Befehle
Zu Pflanzenspuk und als Gesichtsfamilien.

Das heikle Fiebergrau der Traumgewitter
Wird immer silberner und traumschnell bleicher,
Und endlich knistert, blitzt ein Zickzackgitter.

Und dennoch merk ich andre Albeinschleicher!
Ihr Streit mit meinem Funkennetz ist bitter:
Doch schon ist meine Furcht gespensterreicher.

DES LIEDES WESEN

In einem Land, wo alle Dinge traumhaft schauen,
An einem blauen Wundermeer kam ich zur Welt.
In einer Au, die ihre Pracht verborgen hält,
Begann mein Wesen seinen Rätselturm zu bauen.

Aus allen Mienen dort glüht gütiges Vertrauen:
Was sanft in jenen Fernen in die Augen fällt,
Erbaut dich Zaghaften, von Innentum erhellt!
Der Seele Schauen schweigt vor solchem Weltergrauen.

Ich glaube noch an jene blauen Morgenmeere,
Und oftmals blickt mich, was ich nie bemerkte, an.
Ja, Lieder perlen, wie in fremdem Augenbann.

Mein Träumen taut auf Blicken ohne Ort und Schwere.
Mein Sang, der nirgendwo und so von selbst begann,
Will fragen, sehn und sein: und funkelt in die Leere.

EINSAM

Ich rufe! Echolos sind alle meine Stimmen.
Das ist ein alter, lauteleerer Wald.
Ich atme ja, doch gar nichts regt sich oder hallt.
Ich lebe, denn ich kann noch lauschen und ergrimmen.

Ist das kein Wald? Ist das ein Traumerglimmen?
Ist das der Herbst, der schweigsam weiterwallt?
Das war ein Wald! Ein Wald voll alter Urgewalt.
Dann kam ein Brand, den sah ich immer näher klimmen.

Erinnern kann ich mich, erinnern, bloß erinnern.
Mein Wald war tot. Ich lispelte zu fremden Linden,
Und eine Quelle sprudelte in meinem Innern.

Nun starr ich in den Traum, das starre Waldgespenst.
Mein Schweigen, ach, ist aber gar nicht unbegrenzt.
Ich kann in keinem Wald das Echoschweigen finden.

PANIK

Schon fühlen Nachtgestalten hier ihr Walten.
Des Tages Wangenwärme muß enthauchen.
Ihr Dinge wißt doch, daß wir Frieden brauchen?
Drum trachtet nicht den Atem anzuhalten!

Was mahnt, als dürften sich nun Hände falten?
Jetzt wars, als würde eine Furcht enttauchen,
Als ob die Blätter sich, geschreckt, vor Gauchen
Wie Säuglingsfingerchen zusammenkrallten.

Nur Ruhe, Ruhe! Und zuerst im Innern.
Dann läßt sich bald kein Wesen überraschen:
Des Friedens kannst du dich ja bloß erinnern.

Ach was! Am Wasser laß die Plappertaschen:
Laß dich nicht ein mit Zwiegesprächsbeginnern!
Was kümmern dich die Schatten, die da waschen?

Das Leid, in dem ich willenlos ertrinke,
Entfernt und wellt mich oft an einen Strand,
Vielleicht in aller Sehnsucht Mutterland,
Von dem aus ich den andern Träumen winke:

Und wenn ich drüben meinem Selbst entsinke,
So bin ich nackt und doch im Schamgewand
Und nehme scheulos einer Jungfrau Hand
Und freu mich, daß ich frei von Schäumen blinke.

In jenem Osten bin ich oft gewesen.
Von dort weht holde Hoffnung noch herbei:
Hat drüben eine Seele mich erlesen?

Man wandelt dort fast schein- und schattenfrei,
Und doch voll Sonnenwohl sind jene Wesen!
Was schöpf ich noch im trüben Allerlei?

VERSTUMPFEN

Du meine Seele, sei nicht so erschrocken!
Wird auch dein krankes Wehmutswort verstummen,
So müssen doch die Bienen weitersummen.
Und surren, surren wird es noch um Rocken.

Der goldne Morgen soll ja fort frohlocken,
Und Mücken werden sich zusammensummen,
Denn über jede Pfütze muß es brummen,
Und Spinnen werden stumpf auf Moder hocken.

Du arme Seele, ach, du kannst nicht schweigen:
An lauter kleinen Wesen wirst du kleben
Und noch aus Müdigkeit zur Sonne steigen.

Auch deine Dumpfheit wird noch weiterleben,
Dein Brüten einst vielleicht zum Weben neigen,
Vielleicht auf Spiegeln als Libelle beben!

DER GESANDTE DES HEILIGEN ANTONIUS

An hellen Tagen, wenn die Stunden gelber blinken,
Befährt ein Mönch in einem kleinen Segelboote
Die braune Flut, die eben voll im Golde lohte,
Und er vermag sanft, Fische fern herbeizuwinken.

Sie tauchen still und silbern auf, das Licht zu trinken,
Und da erklärt ihnen der Mönch die zehn Gebote,
Verteilt unter die Horcher sieben große Brote
Und zieht dann fort, wenn tot die Tagesfalter sinken.

Er kann auch ruhig ohne Wind und Ruder fahren,
Denn immer, wenn er auftaucht, folgt ihm eine Brise,
Und oft vermag ein Auge nah ihn zu gewahren.

Da ists, als ob ein Geist nur in das Segel bliese,
Denn gar nichts regt sich dann in seinen blonden Haaren,
Und ungekräuselt bleibt das Gras der nahen Wiese.

DAS MEER

Das Meer, das Meer beginnt ringsum zu brausen:
Ich horche auf und tauche tief in Qualen,
In Schlünde, ohne Licht und Eigenstrahlen,
Wo bloß die grünen Schatten hausen.

Den bleichen Quallen fängt es an zu grausen:
Sie fliehen mich in dunkelnden Spiralen,
Ich schlüpfe zwischen meinen geilen Aalen
Und will am Hals die Krausen blind zerzausen.

Das Meer, das Meer! Was ist vom Meer geblieben!
Ein böser Traum mit aufgeschlitzten Wogen!
Mein Meer, mein letztes Meer, ich will dich lieben.

Mir heißt das Meer, du wirst hinabgezogen,
Du sollst zerträumt, hinweggeträumt, zerstieben:
O Meer, o Meer, auch du hast mich belogen!

DIE GLANZPERLE

Im Halbmond, wenn die Sterne sich verdichten,
Der Wasseratem langsam dann verzieht,
Enttaucht ein Kahn, so traumhaft wie ein Lied,
Und scheint die letzten Wellen zu beschwichten.

Ein Seelenpaar, das Herz und Blick belichten,
Das bloß die reinste Einheit gibt und sieht,
Vermag nach allem, was in Glück geschieht,
Den Rhythmus seiner holden Fahrt zu richten.

Wohl regt sich da kein Hauch am grauen Meere,
Auch hat der Kahn statt Segel einen Traum
Und wiegt ganz spurlos seine Schattenleere.

Die Liebenden sind blaß und zart wie Schaum,
Ihr Antlitz mild, als ob es nichts begehre:
Du wunderst dich ja nur und wähnst sie kaum!

Es wird der Mond in sieben Tagen erst verscheiden.
Die Katzen hörst du haß- und brunsterfüllt miauen,
Im Wasser tote Silberfratzen sich beschauen,
Und ringsum hörst du, hörst du, Hunde schrecklich leiden.

Gestalten wirst du plötzlich huschhaft unterscheiden.
Es fangen Hexen an, den Sabbattrank zu brauen:
Ihr Werbeschrei und Katzentakt durchschrillt die Auen,
Die laute Nacht ist voll von blauen Satanseiden.

Doch jetzt erwachen, dort in dir, die eignen Eulen!
Die sind so fremd und eigen, weil dir selbst zu eigen.
Wie schweigt die Nacht? Beginnt bloß was in uns zu
heulen?

Die Eulenmutter mag nicht aus dem Neste steigen.
Sie brütet über halberwachten Jungenknäulen.
Wie eigen, wenn die Dinge einmal alle schweigen.

GRAU

Ich singe, wenn die seltnen Sterne glänzen,
Der Halbmond sich dem Meer entgegenneigt,
Das dunkle Friedensblau der Au entsteigt,
Und alle Fluren sich mit Tau bekränzen.

Ich singe zu den Mondschrittänzen,
Wenn plötzlich jede Windesstimme schweigt,
Bevor das erste Perlengrau sich zeigt,
Und mag in mir die Furcht der Flur ergänzen.

Doch auch in meinen blassen Tagesträumen
Erwacht gar bald der Farbenklang der Nacht
Und hält mich unter frischbetauten Bäumen.

Ein fernes Meer vermute ich dann sacht,
Und auch der Hauch von goldnen Ginstersäumen
Sei mir mit seinem Rauschen nahgebracht.

ADRIA

Von Hellas kommt der Wind mit einem Nachen
In reiner Sternensterbensstunde her.
Auch perlen schon die Lüfte überm Meer,
Geringe Lichtdinge um mich erwachen!

Das Sichverringeln hat etwas vom Lachen:
Und nichts, kein Herzbefragen wird mir schwer:
Das erste Morgengold ist sorgenleer,
Was leuchten soll, scheint selbst sich anzufachen.

Italiens Silberwälder seh ich zittern,
Doch nur sein schwacher Stern im Blau erbleicht,
Nur Halme kann der erste Wind zerknittern,

Erleb ich, was sein Weltgeschehn erreicht?
Die Erde scheint am Meere viel zu wittern.
Wer weiß, was für ein Wissen uns beschleicht!

SCHICKSAL

O Morgenstern, ich wittre deine Strahlen,
Du scheinst von einem Weib emporgehalten,
Du läßt auf Erden die Empfängnis walten,
Du bist das Ich von fahlen Scheidensqualen.

Dich Erzfunken, unter den Traumopalen,
Vernehme ich als welttiefes Erkalten,
Vom Sterben kannst du frühe Liebe spalten:
Du trittst in dich zurück, gleich Idealen.

Ich habe nie geliebt, wann muß ich sterben?
O Liebe, Liebe, trachte mir zu nahen.
Ich sterbe gern. Ums Sterben will ich werben!

Was tun, um Dinge, die schon urgeschahen?
Ich habe nicht geliebt und soll verderben.
Mein Lied, mein Lied, was bleibt dir zu bejahen?

DAS EILAND

Das Eiland meiner Wünsche ist vergessen,
Verträumt der Hauch seiner Nachmittagswärme,
Hinweg der Trauer traute Bienenschwärme,
Umsonst muß ich die Lider niederpressen.

Ich sehe wohl des Felsens Strandzypressen,
Doch nie die Au, für die ich draußen schwärme:
Und wie ich mich am Meer um Frieden härme,
So muß mein Herz sein Fernehin ermessen!

So bleib ich denn in meinem Hain von Lichtern:
Berauscht vom Glühgeblüt in düstern Lauben,
Begegne ich dort andrer Welten Dichtern.

Mich wiegt ein Meer. Ein Leib schnürt meinen Glauben.
Und dennoch pflücke ich mit Traumgesichtern
Die holden Hoffnungen von Sternentrauben.

DER ROTE SCHIMMER

Am klaren Meer unter den letzten Sternen
Kann sich ein Zauberschiff mit goldnen Masten,
Auf denen die verscheuchten Albe rasten,
Aus einem roten Wolkenschoß entkernen.

Doch wenn du hinblickst, wird es sich entfernen.
Dir ists, als ob die Insassen erblaßten:
Zu schwere Schatten könnten es belasten,
Und du sollst auch das Träumen bald verlernen.

Doch sah ich dort einst Heilige und Frauen,
Die Helden Ilions und Illyriens Fürsten,
In ihren Seelen Künftiges erschauen.

Ich nenne keinen. Kenne bloß den Dürrsten:
Er sah zurück zu stillen Blütenauen
Und schien nach Lebensspenden noch zu dürsten.

DIE DOGARESSA

FÜR FRAU VON H.

Das ist ein Weib mit morgenroten Wangen:
Der Mund, gewöhnt, daß man ihm ernsthaft traue,
Verschwendet lächelnd Schimmer wie im Taue,
Und diese Nase wittert unser Bangen.

Auch sind die Flechten goldig wie die Spangen.
Die Augen grau, mit einem Stich ins Blaue,
Die Brauen Bögen, wie bei einem Baue,
Den einstens Byzantiner angefangen.

Um ihren Busen atmen auch die Schleier,
Die Achseln fallen wie mit Blutgischt nieder
Und machen so den Hals fast rastlos freier.

Verwegen rasch versinkt das ganze Mieder,
O säh ich diese Schlankheit zu mir gehen!
Ihr Lächeln kann ein zartes Nie! umwehen.

DAS FERNE SCHLOSS (MIRAMAR)

Du heller Fürst auf ewig grünen Hügeln,
Noch kennt dein blaues Auge nicht das Meer,
Umsonst erscheint mir deine Wehmutswehr,
Du kannst auf einmal keine Wünsche zügeln.

Du glaubst nur traumhaft hin und her zu klügeln,
Doch weht dein unergründlicher Begehr
Vom Meer, von dort, vom großen Meere her!
Und dein Entschluß wird Bangen überflügeln.

Du bleiches Schloß, das Meer hat doch gewonnen!
Wohl grünen deine Lauben, trotzen noch die Mauern,
Doch kurzes Glück im Schloß war bald zerronnen.

Du sollst vor deiner Leere tief erschauern!
Nun bist du schon von Sagen sacht umsponnen:
Das Meer und deine Trauer werden dauern.

ZAUBER

Der Vollmond ist schon da! Hinter den Feigen
Siehst du ihn kupferrot und kalt erscheinen.
Der Himmel hat das Blau von echten Weinen:
Und seht, der Mond erblaßt beim raschen Steigen.

Wie ist die Welt doch tierhaft jetzt und eigen:
Vielleicht wenn still die Sternelein erscheinen,
Für einen Augenblick mit sich im reinen,
Und unsre Seelen müssen dann auch schweigen.

Schon sind sie alle da! Die Zepter, Kronen!
Der Westen bloß blieb gelber als Zitronen,
Und auch der Mond beginnt sich einzuschleiern.

Die fernen Glocken werden kurz nur tönen.
So muß das Ohr sich an die Nacht gewöhnen.
Ich höre leise Traumkonzerte feiern.

DIE WASSERSCHLANGE

Besorgnis überkommt mich beim Gedanken,
Daß eine ungeheure Wasserschlange,
In sich verschlungen, bis zum Weib gelange,
Vor dessen Fenstern meine Wünsche kranken!

Ich möchte dort dem Mund mein Glück verdanken,
Und weiß bei allem nicht, warum ich bange:
Mein Herz ist voll von holdem Schmeichelsange,
Und doch: die Stimme und die Schritte schwanken.

Ich darf in dieser Stadt kein Weib berühren.
Ich fürchte mich vor allen stummen Fluten:
Sie werden es ja selbst zum Grauen führen.

Ich kam nicht her, um Jubel zu vermuten.
Ich sollte bloß die Angst des Wassers spüren:
Und nun genug, denn lauter Wunden bluten.

DIE EFEURANKE

Der Efeu dort am gotischen Palaste
Verschlängelt sich zum marmornen Balkone:
Sein Schattenwesen gleicht einem Spione,
Den irgendwie ein Rachewunsch erfaßte.

Es ist, als ob er wachsend weitertaste,
Um klar zu werden, wer das Schloß bewohne
Und ob sich wirklich ein Verrat verlohne:
Er winkt ja schon mit einem freien Aste!

Nun blickt der Mond um eine hohe Ecke:
Und sieh, ein Weib erscheint hinter den Scheiben,
Was hält es dort so bleich an einem Flecke?

Der Efeu muß noch viele Zweige treiben,
Damit er seinen Kundschaftsweg vollstrecke:
Die Dinge sterben ab, die Rätsel bleiben.

Jetzt mag der Mond auf Mosaiken spielen,
In stillen Kirchen, die man schüchtern meidet,
Beweint sein Licht den Heiland wohl, der leidet,
Weil die Geschöpfe ihrem Nichts verfielen.

Auch knieen blasse Schatten auf den Dielen
Und tränen, schwören, da die Nacht verscheidet:
So wird der Schein, der ihren Schein umkleidet,
Dort eingehn, hinter steilen Lichtprofilen.

Mein Augenblick, mein Traumgeschick wirft Schatten.
Was halte ich? Verlassen wir uns ganz?
Ich werde ja und mag schon längst ermatten.

Ich webe mich empor mit fernem Glanz:
Gestalten, die mich einst verleiblicht hatten,
Erschaut mein leises Wiedersein Byzanz.

Im Mondlicht schwimmen immer Kinderleichen!
Zwar halten manche ihre Augen offen,
Doch im Kristallsarg kann man nimmer hoffen
Und sucht bloß Friedensmeere zu erreichen.

Verschleiert scheint das Mondweib nachzuschleichen:
Hast du es nie verwitwet angetroffen?
Es weint: der Toten Augen bleiben offen.
Es weint und weint, durch Leid dich zu erweichen.

Geschick, was spricht zu mir? Ich leide!
Ich habe doch genug an mir zu tragen,
Ich weiß ja klar, daß ich umsonst verscheide.

Wozu muß ich, ja ich, nur Schmerz ertragen?
Was zwingt mich, der ich jedes Nahen meide,
In aller Klagen mich erst freizusagen?

ÜBERTREIBUNG

O Stadt, in deinem letzten Dämmerlichte
Verflattern Fackeln langer Leichenzüge,
Als ob jetzt selbst die Flut die Glut vertrüge,
Sprühn alle Ufer nun in stillem Lichte.

Doch plötzlich, seht, die seltsame Geschichte:
Im Wasser selber schöpfen Feuerkrüge.
Doch ist das Schauspiel Zauber oder Lüge?
Wie, flimmerten und fischten drinnen Wichte?

Wie, glühte nie dein Wunder zur Genüge?
Es will nicht, daß ein Grün aufs Sprühn verzichte,
Und drum ergibt es sich in Würmerflüge.

Nun sage, Sehnsucht, wie ich dich beschwichte,
Mein Deuchten, Leuchten in den Rhythmus füge:
Ihr, meine Glutfunken, seid ihr Gedichte?

EINST ABER

Der Vollmond naht des Meeres Silberrande,
Und geile Lippen schwellen ihm entgegen,
Ertrunkne siehst du sich am Seegrund regen:
Gespenster lösen alle Leichnambande.

Das Totenflüstern aber zeitigt Schande,
Die Stunde siehst du seltsam Grauen hegen,
Den Vollmond sich bequem aufs Wasser legen,
Und Angstgekicher weht zum gelben Strande.

Einst wird der Leib im Seelenschlund ertrinken,
Was ich geschaut, ihn kurz und flink umgischten,
Dann jede Taggestalt zerblinken, sinken.

Gar oft, wenn sich Geschicke in mir trafen,
Erriet ich, daß um mich sich andre mischten,
Einst aber kann ich nackt und einfach schlafen.

DAS SONETT

Wohl sollte mein Sonett den Sternen gleichen,
Die blutigblau aus ihren Kernen leuchten,
Zuerst den Augen Feuerkreuze deuchten
Und dann auf einmal Lichtgeschimmer weichen.

Doch muß gar bald das Flimmern auch erbleichen:
Als ob sich Urgluten die Strahlen scheuchten,
Erscheint, bis unsre Lider sich befeuchten,
Den Blicken strahlenfrei das grade Zeichen!

Dann zittre, wie um Sterne, feucht die Frühe,
Auf das erblickte Lid, zart eine Zähre,
In der die Glut der Blutwünsche versprühe!

Wünscht das Sonett, daß es die Mär gebäre,
Daß Träumen einem Schillergrau entglühe?
Es spielt, als ob es eine Perle wäre.

DER HEROLD DES SONNTAGS

An perlenblassen Sommersonntagsmorgen
Erscheint ein Himmelskind unter den Dingen.
Ihm öffnet reiner Übermut die Schwingen,
Und selbst der Wind hat wenig zu besorgen.

Das freie Meer bedenkt kein andres Morgen,
Denn wenn sich Träume über Tag verdingen,
So ist es nicht, um selber zu gelingen:
Ein Sonntag ist ja überall verborgen.

Der Sohn der Sonne wird in uns geboren.
Er strahlt aus allen, die dem Tag entstammen,
In diese Welt, die Gottes Wort verloren.

O bleiben wir doch ohne Ort beisammen!
Der Sonntag hat uns, wo wir sind, erkoren:
Die Werke, Wesen werden seine Ammen.

DIE HOHE BOTSCHAFT

Wenn Wolken windgelockert niederblicken,
Entsteigt der Mittagsadler ohne Regung,
Doch meint die Stille innerste Bewegung
Und reicht den Morgen fertigen Geschicken.

An Quirlen kann sich dá der Aar erquicken,
Der in der Stunde klarster Überlegung
Dort hinblickt zu der Fernen Flügelfegung,
Wenn alle steilen Strahlen rasch zerknicken.

Gar hehr erweist sich da der Geist am Meere:
Wir ahnen wohl, daß wir nicht bloß empfangen,
Und streben dann nach eigner Seelenehre.

Was da der Tag mit uns schon angefangen,
Das hegt und wird der Wesen ewge Lehre
Und kann in aller Nacht zu Wort gelangen.

DER RUF

Der Sturm erfüllt das ganze Meeresdunkel.
So horcht, von Osten kommt das große Tosen.
Es möchte rufen, doch im atemlosen
Sichüberstürzen hörst du bloß Gemunkel.

Nun brüllt es auch, und zischendes Gefunkel
Umgeistert wunderlich geschrobne Hosen,
Die Stengel tanzvernarrter Wolkenrosen:
Und plötzlich drohen oben Glotzkarfunkel.

Der Stier beginnt im Winde jetzt zu rufen!
Er bringt die Stille des bewußten Starken
Und tritt die blinde Wildheit mit den Hufen.

Die Murmelnden beginnen abermals zu harken.
Man dient dem Stier in hundert Lebensstufen:
Die Arbeit wird die Wahrheit aller Marken.

DER LÖWE

Der Werktag schleppt sich fort in dichtem Regen.
Ein Schiff wird in der Werft zurechtgemacht.
Dort drehn sich Krane unentwegt mit Fracht,
Und auch der Regen wird sich spät erst legen.

Das klare Wasser hört nicht auf zu fegen,
Zu Ende sei die Arbeit bald gebracht.
Da staunt: der Nachmittag zeigt seine Macht,
Der Markuslöwe spendet blauen Segen!

Im Westen ist er goldig klar erschienen,
Er wälzt sich zwischen Regenbogen vor
Und will, daß Flut und Wind ihm dienen.

Die Menschen wimmeln durch des Löwen Odemflor,
Die Boote auf der Goldsee scheinen Bienen,
Und unsre Blicke krönt ein Siegestor.

SERENISSIMA

Es beben die Schwalben wie Herzen, die toben,
Sie singen hinein in den siegenden Lenz,
Sie feiern den Herzog der Seeresidenz,
Der ausfährt, sich mehr mit dem Meer zu verloben.

Wohl ist noch der Morgen in Flore verwoben,
Drum siehst du kein Schaustück, doch jedes Kind kennts,
Und alles erfreut sich des Hochzeitsmoments:
Das Herz drängt mit Glockengeläute nach oben.

Der Doge hat stolz einen goldenen Reifen
Ins traumhafte Blau seines Meeres versenkt,
Die Braut nur geschaut, um ihn traut zu begreifen.

Der Herzog hat traurig nach Hause geschwenkt.
Die Gondeln beginnen im Golde zu schweifen,
Dem Sang haben ganz sich die Schwalben verschenkt.

DER HEROLD VON FLORENZ

Der Herold von Florenz in goldnem Flore,
In leichter, turteltaubengrauer Tracht,
Der unterwegs sein Wesentum bedacht,
Erscheint am Meer in einem Sonnentore.

Er tritt zu einem Frühlingskinderchore,
Und wo er hold zu der Umgebung lacht,
Dort gleicht sein Gruß dem Lenze, der erwacht,
Und die Erscheinung einem Meteore.

Am Strande die Gespielinnen der Wellen,
In bleichen Schleiern und mit hellem Haar,
Gewahren ihren fremden Spaßgesellen.

Am Wasser sagt er, was die Wahrheit war,
Und blau umschwebt von bebenden Libellen,
Wird Herzen trautes Heimweh offenbar.

DIE TOCHTER VON FIESOLE

Toskanas Tochter kommt voll Reiz und Scheue
Zur hehren, sonnenhellen Sommersee.
Ein Taubenpaar, so weich und weiß wie Schnee,
Erscheint ihr da in der verzückten Bläue

Der Inselwelt unter dem Flügelleue
Und grüßt der grünen Hügel Frühlingsfee,
Die Hülle einer wehen Glücksidee,
Und wünscht, daß sie der Flug als Gruß erfreue.

Die Tochter Fiesoles entnimmt die Blüten,
Die Kinder ihrer Vaterstadt gepflückt,
Nun strohgeflochtnen Körben, die sie hüten,

Und schon die Einfalt ihrer Art beglückt:
Die Tauben ruhen nun, wie um zu brüten,
Am Mädchen stumm, das sie an sich gedrückt.

DES DICHTERS ANGEBINDE

Am Arno stehn Zypressen starr am Grabe
Der Braut, die nur ein armer Träumer sah:
Der Stätte ihres Waltens blieb ich nah,
Doch glaub ich, daß ich Schmerz erfahren habe.

Das Lied, an dem ich meine Sehnsucht labe,
Blieb ganz allein und als alleine da!
Doch plötzlich wars, als ob etwas geschah,
Und ich bekam vom Leide eine Gabe.

Ich wägte, hegte, was ich schwer erduldet,
Da ward im milden Licht das Leid zum Lied
Und hat sich tief als Perle eingemuldet.

Und das empfand ich mit gesenktem Lid:
Nun Heimatmeer, mit dir bin ich verschuldet!
So nimm von mir, was noch mit mir geschieht.

DIE SENDLINGE VON SIENA

Auf roten Rossen kommen stolze Boten
Mit Rollen über das Gebirge her.
Sie denken nach: das Amt ist schwer.
Es wird ein Freistaatsbündnis angeboten.

Die nordischen Despoten, Roms Zeloten,
Bedrohn die Eigenreiche immer mehr,
Den Markusstaat allein beschützt das Meer,
Doch hofft man nun, Toskana zu verknoten.

Die Reiter sind noch jugendlich und heiter:
Und seht, verkleidet kam ein Mädchen mit,
Zwar ist es angetan wie sonst die Reiter,

Auch merkst du nicht, daß es beim Ritte litt,
Doch dienen ihm die bärtigen Begleiter,
Und einer folgt der Maid auf Schritt und Tritt.

DER WASSERFALL

Das Wasser wandert durch die warmen Täler,
Der Wind verliebt sich in die stillen Dinge:
Jetzt will das Licht, daß alles Hymnen singe,
Und seht, die Wälder werden flugs Erzähler.

Ein Bündnisgeist, des Guten frömmster Wähler
Ist da, damit der Heimat Sang gelinge.
Er spricht ins Wasser, daß es Botschaft bringe,
Er dröhnt sogar: denn horcht, das Tal wird schmäler.

Es ist die Sprache das der Patriarchen.
Das Wasser sagt fürwahr: Wir wollen leben!
Und aller Schaum verlangt, daß Walzen schnarchen.

Der Ache Schleusenschlösser werden Archen.
Des Wassers Klarheit soll ihnen entstreben:
Man mag den Schatz des Wassers »Raschheit« heben.

DER HOLDE MÖNCH VOM MONTE OLIVETO

Es denkt der Mönch: Die Seele konnt ich wahren,
Ich hoffe, Gott erhält mich keusch in Frieden,
Der Liebe Grauen hab ich fromm vermieden,
Vertrauen mag sich stets mir offenbaren.

Ich bin ein Kind mit weißem Kleid und Haaren
Und habe nie mich weltlich unterschieden,
Ich weiß nicht, weilt ein Leib von mir hienieden,
Denn der hat nie den Hang am Fleisch erfahren.

Und doch, die Seele fing sich an zu trüben,
Drum zog ich aus und wandre nun zum Meere,
Um alle Blauheiten im Blau zu üben.

Damit der Perle Schimmer wiederkehre,
Versenkt man sie ins Meer, dem sie entnommen:
Auch ich bin krank und mag zum Heile kommen.

DAS SCHNELLE ENDE

Das Grauen meines Wesens will erbleichen.
Mir wird, als ob es in der Seele schneite:
Das Lied ist krank, dem ich die Perle weihte,
Der milde Schimmer scheint mir kalt zu weichen.

Ihr lila Perlen seid der Krankheit Zeichen.
Ihr werdet blau und sagt, das Fieber schreite
Aus meinem Sange in das Klanggeleite:
Statt Perlen seh ich Augen blonder Leichen.

Ihr Perlen wollt meinem Gesicht entgleiten,
Ich spüre euch ohne Gewicht erweichen,
Vergeht denn, liebliche Absonderheiten!

Ihr wart ein Schein aus morgenklaren Reichen
Und müßt vor einem Tag mit hellen Weiten,
Wie hold verletzte Mondstrahlen, entschleichen.

DER BERNSTEIN

Die Menschen lesen gerne in den Sternen
Und denken an die herbe Schrift des Herrn:
Ich aber wähle keine Weltenfernen
Und wähne das Geschick im Wesenskern.

Ich nehme einen Stein aus fremden Meeren
Und sehne mich nach seinem Sagensang:
Sein Wesen glänzt von eingekerbten Lehren
Und macht die Seele traumerfüllungsbang.

Du goldenes Geschick in meinen Händen,
Erzähle deine eingefrorne Mär,
Das Honigrot von deinen glatten Wänden
Besprüht mein Spürsinn lüstern wie ein Bär.

Verglast in deiner Blaßheit, ahn ich Schwingen
Und senke meinen Wahn in dich hinein:
Nun lebe ich verwandt mit fernen Dingen,
In dir, o Stein, mit mir und dir allein.

Da pocht mein Herz, du Bernstein sprichst: Sei leiser!
Nun bin ich still, still wie dein Atemgold,
Denn Bernstein, heller Stein, ich bin dein Weiser:
Ich weiß, wie hold sich Ewiges entrollt.

Du wächst und atmest wie die gelbe Erde,
Die herrlich durch die Wälder Sonne schlürft,
Die wagt und plagt, damit sie größer werde,
Und Wachstum sagt: Ragt, da ihr plündern dürft!

Ach was, du bist ja atemloses Wachsen,
Du bist ja Wachs, halb Wabenwachs, halb Harz:
Mein Wahn erwacht: ein Wasser, voll von Lachsen,
Entrauscht und überrascht den alten Quarz.

Gesprengter Stein, in Urfels und in Fluten,
Auf deinen Härten will ich Fernen schaun!
Granitgrate, was könnt ihr grau vermuten?
Ihr Urburgen beruht auf Grundvertraun!

Das Wasser wechselt, Wechsel schnellt sich Wellen,
Und Wellen schwellen Schwingen und den Wind,
Der Wind beseligt, und die Seelen quellen
Unüberwindlich, weil sie gar nicht sind.

Nun Geist, als Sonne, komme du zu Worte!
Die Sonne ist des Wortes Goldsymbol,
Erkunde unumwunden Zufluchtsorte
Und Hochzeitsgipfel für das Wonnenwohl.

Du Seligkeit, du Ich mit Frühlingsflügeln,
Erhebe dich, so weit es Welten gibt!
Dem Wasser laß den Sprung, dem Glück das Klügeln,
Du brauchst nicht Flügel, sei der Flug, der liebt!

Entschwebe dir doch selbst, beseeltes Wesen,
Auch deine Mutter Erde fliegt durch dich:
Sie lebt ja nur, das Beste auszulesen,
Sie strahlt bereits und scheint uns innerlich.

Vineta, holder Wortesort, erscheine!
Entschwebe deiner Zukunft, werde Traum:
Ich schaue dich in goldner Morgenreine,
Und dein Erschwellen wellt Gewitterschaum.

Du Wendenwahn Vineta, Wind der Wende,
Du Wehmutswunsch, erwache auf der Flut,
Du Wagnisstadt und Warnung ohne Ende,
Entschließe dich zum Flug, der Flug ist Mut!

Du Wahneswahrheit auf dem Wanderwasser,
Du Ewigkeit mit Glutwurzeln im Blut,
Ich selbst, ein blauer Wunderwunscherfasser,
Erschaue nur, was fern im Glauben ruht.

Vineta, winde dich empor zum Wesen,
Vineta, strahle aus Erbarmen auf,
Vineta, werde wie es nie gewesen,
Der Wind der Stille lenke unsern Lauf!

SCHLUSS DER PERLEN VON VENEDIG

Verliebtes Weib, vernarrte, taumelnde Gedanken
Berauschen mich im Augenblicke voller Lust:
Wohl will mein Wesen dir in jedem Kusse danken,
Und doch! Der Liebe Abgrund wird dir nie bewußt?

Durch unsern Jubel zittern Reihen von Äonen,
In ihrer Ewigkeit verzuckt der Schwall der Zeit:
Schon kann sich alle Einsamkeit in uns belohnen,
Ja, dir erklärt und mir befriedigt sich das Leid!

Das Atmen deiner holden Brust vermählt die Wogen
Verwolkter Meere mit der Sonne meines Wesens:
Mein Wollen hat den Sturm aus dir emporgesogen,
Denn Liebe birgt den Schauer wirksamen Genesens.

Aus unsrer Liebeswonne jauchzt verborgnes Werden,
Doch sie verschlingt auch todesöde Möglichkeiten,
Sie wiegt in sich das Wesen unverhoffter Erden
Und überstolpert Stufen angefangner Zeiten.

In unserm Rausch verträumen jene Weltgebilde,
Die einst der Erde, voll von eigner Wucht, entlebten,
Doch grüßt uns auch des Seelenlenzes Sonnenmilde,
Die Halt gebot, bevor die Wüsten sich erstrebten.

Tief angesagter Tag! Dich binden Flammenadern:
Ein Sprudel eint uns: gute Lust! O Sonnenhoffen,
Gib Meere frei! Der Seele segelnden Geschwadern
Erzuckt das Zukunftsriff. Die Fernen flattern offen.

Wer weiß, was für ein Mensch jetzt in das Dasein
schauert?
Was wir ihm schenken werden, mag er überwinden,
Was er uns eben gibt, ist das, was ewig dauert:
So soll sein Ich als Sonnenfordrung sich empfinden!

Irr nicht ab, o Geist, vom Pfad, auf dem du wandelst,
Frage nicht, ob du, so wie du glaubst, auch handelst,
Schwärm dich aus, du magst es wie die andern treiben!
Spätre mögen sich dein Denken einverleiben.

Fühlte ich mich doch von Jugend an als Heide;
Und verlangt die Seele auch nach fernem Leide,
Will ich Schmerzen mir nicht selbst bescheren,
Denn das Schicksal birgt für mich von selber Lehren!

Ja, ich spür mich eins: ein Leib und eine Seele,
Und ich führe Streit, den ich im Herzen wähle;
Kein Gespenst, das ich nicht hinter mir erschaue,
Hilft mir je bei meinem eignen Wolkenbaue.

Singt die Seele auch auf einmal fremde Lieder,
Steigen dann im Herzen Zweifel auf und nieder,
Weiß ich doch, ich werde mich an sie gewöhnen
Und mit neuem Tun und Bilderschmuck versöhnen.

Plagegeister, ich erbau euch keine Bühne!
Nimmer glaube ich an Sünde und an Sühne:
Was Romantiker so gerne übertreiben,
Wird in mir Geheimnis oder Schrulle bleiben.

Heute, da die Menschen alle lesen können,
Will ich ihnen gerne große Gesten gönnen,
Doch ich zieh es vor, noch atembang zu schweigen,
Wo sich Rätsel plötzlich über mir verzweigen.

Für Saturn begründet man jetzt unbewußt Altäre,
Stellt sich menschenfreundlich gegen ihn zur Wehre;
Läßt von Blendereden schmeichelnd sich umgleißen,
Einsichtslos will jeder laut das Nichts verheißen!

Opfer der Natur, ihr könnt mich nicht erbosen,
Statt zu packen, scheint das Leben euch zu stoßen!
Ach, wie tief es trifft, statt rasch vorbeizuwehen:
Ernst ist es, und dennoch kann ich fortbestehen!

FRONLEICHNAMSPROZESSION

Glocken erschallen!
Von ruhmvollem Dom
Locken und hallen
Die Rufe von Rom!
Schon folgen die Leute
Dem klingenden Strom.
— Sonntag ist heute —
Frohlockende Glocken,
Ihr greift mir ins Herz!
Der Äther ist trocken,
Und klar schwingt das Erz.
Kampaniens Kampanen,
Erweckt doch in allen
Ein gläubiges Ahnen!
In schallenden Hallen
Ergeht sich der Geist:
O Rom, du verzeihst
Dem Geist, der entgleist!
Der Frühling erglitzert:
Von Liedern bezwitschert,
Umblühen die Bäume
Jungfräuliche Schäume.
Jetzt tönen auch Schellen
Von Klöstern, Kapellen,
Und selbst bis in Zellen
Dringt Jubelgetön:
Ja, alles wird schön!

Auf schneeigen Höhn
Verflattert der Föhn!
Duftender Schaum
Steigt durch den Raum:
Das Frühlingserblühn
Verschüttet das Grün.
Wie, alles vergeht?
Der Westwind zerweht.
Nein! Bläue, die währt,
Hat alles verklärt!
Fromme Gesänge
Beleben die Hänge.
Menschliche Schlangen,
Voll Gottesverlangen,
Durchziehen die Felder.
Dann bergen sie Wälder!
Oft hör ich Gebimmel:
Da seh ich Gewimmel,
Auch scheinen hoch Fahnen
Zu drohn und zu mahnen;
Das freut wohl den Himmel,
Denn niemals noch war
Der Äther so klar.

Am Volksplatze vereinen sich die Karawanen.
Von Rom befreite Sklaven aller Welt
Erscheinen mit geweihten Siegerfahnen
Und haben sich auf Rampen kreishaft aufgestellt.

Die Sklaverei wurde zum Hauptprobleme
Der Römer, als sie es zur Macht gebracht.
Durch alle Zwangssysteme sind im Diademe
Der Urbs Befreiungsfunken wunderbar erwacht.
Die Kirche hat den Kampf zum Schlusse ausgefochten:

Und überwunden, steht sie dennoch siegreich da!
Die Gegner ihrer Wirksamkeit vermochten
Stets mitzuschaffen, daß die Tat, die da geschah,
Zerfasert und zerstückelt, dann auf uns gekommen!
Und nun ist Rom sein Lichtgedanke ganz genommen.
Doch öffnet sich die große Stadt den treuen Scharen,
Gleich einem Herzen, das zu Seligkeiten führt.
Ich kann Sankt Peter und das Kapitol gewahren,
Gemüt, du wirst durch solchen Anblick tief gerührt!
Der übersonnte Korso gleicht jetzt einem Pfeile,
Der unser holdes Weltherz durch und durch durchdringt:
Er ist die Strecke der modernen Tageseile,
Der Macht, durch die das Ketzertum die Urbs bezwingt.

Ihr Pilger, zieht zu Ara Coelis Wunderknaben,
Zur Scala Santa und zum nahen Vatikan,
Versucht den armen Geist durch sein Gebet zu laben,
Erfleht vom Himmel einen jungen Glaubenswahn.

Du Rom, entschließe dich zu neuem Kampfe,
Tritt gegen Wucher und den Scheinwert mutig auf,
Die Welt um dich vergeht in wildem Werktagsdampfe,
Verhindre, kannst du etwas, diesen Abgrundslauf!

Uns ist ja Geldeswert allein im Geist entstanden,
Drum säe man, was fix ist, nicht als Samen aus.
Gold kann nicht wachsen! Christen, habt ihr es verstanden?
Dem Schöpfer ist die Wucherei ein arger Graus.

Das Werk des Vaters nachahmen ist Satanssünde,
Drum sei das Kapital, das sich verzinst, verdammt!
Der Geist, der trachtet, daß er Ewiges begründe,
Und dessen Wesen jedes Handelsmaß entstammt,

Wird auch beleidigt, wenn man seine großen Werke
Wie Zeitliches behandelt und sich mehren läßt.
Drum, Rom, erringe neue Zuversicht und Stärke,
Und stehe endlich gegen Ketzerschacher fest.

Befreite Sklaven, kommt in großen Prozessionen,
Drängt massenweise rings heran: Patrizier Roms
Empfangen euch mit Flaggen. Auf den Festbalkonen
Begrüßen sie den Geist des freien Menschenstroms.

Es muß auch in der Zeit, was ewig einwirkt, siegen:
Die Feiertage strahlen durch das ganze Jahr,
Doch zu Fronleichnam bändigen und überfliegen
Die Feststunden die Arbeit, die der Zwang gebar.

Fronleichnam, Ruhetag unter den Feiertagen,
Du Auferstehung aller großen Erdensagen,
Du sagst, wenn man in einem fort im Leben stirbt,
So muß man schließlich auch an einem Zeitpunkt sterben.
Und wenn man immer neue Himmelsgunst erwirbt,
So wird dereinst die Welt das Gnadenlicht erwerben!
Wenn ewig sich Jungfräulichkeit im Sein erzeugt,
So mußte eine Jungfrau einmal schuldlos zeugen:
Wo das Geschöpf sich dauernd vor dem Schöpfer beugt,
Da sollte Gott sich einmal vor der Schöpfung beugen.
Dort wo dem Fleisch verziehn wird, daß es aufersteht,
Wird einstens alles Sünderfleisch frei auferstehn,
Doch wo der Körper, nicht der Geist, zugrunde geht,
Wird alles, was nicht geistig ist, zugrunde gehn.
Da alles, was geschieht, sich unaufhörlich richtet,
So wird die Welt bestimmt auch in der Zeit vernichtet.
Da die Natur zum Schlusse jeden Hader schlichtet,
So sei die Schöpfung noch zum Ursprungsgeist verdichtet.

Dreieinigkeit besiegelt sich in allen Dingen,
Drum muß sie auch sich göttlich in die Höhe ringen.
Und da der Gottheit alle Dinge jung entspringen,
So wird sie ewig, was entsteht, ins Dreimaß zwingen.

So zieht denn hin, die hohe Gnade soll entflachen,
Durch euch hindurch, in Tier und Pflanze noch erwachen!
Das Christentum wird ringsum tiefe Wurzeln fassen
Und selbst die Felsenmassen nimmermehr verlassen.
O Rom, ich lobe dich, denn in gezähmten Horden
Bist du zu einem tiefen Weltgesetz geworden!
Die vielen Glocken fangen wieder an zu läuten:
Ein ordentliches Dröhnen — man muß sich dran gewöhnen —
Beginnt nun, für sich selber, manches zu bedeuten,
Und will uns da, wo wir auch sind, mit Gott versöhnen:
Das lockt und ruft und eilt einem auch nach,
O Klang, erfasse uns, in träger Geistesschmach!

Wohl sind nun Jesus Christus, Moses, die Sibyllen
Bereits ein wenig in die Menge eingedrungen:
Du kannst mit Vorsicht und mit etwas gutem Willen
Von Dingen, die dem Geist des Christentums entsprungen,
Nunmehr mit Bürgern und sogar mit Priestern reden.
Sie werden dich, als närrisch, kaum noch ernst befehden!
Giordano Bruno, wie? Auch du spukst schon in Haufen?
Jetzt ehrt man dich, denn dein System schuf Kopfzerbrechen:
Bekämpfte dich ein Mensch, so würde man auch raufen
Und für so Schwererlerntes eine Lanze brechen.

Giordano! Ach, du sahst den Heiland in der Menge,
Und du entsetztest dich vor ihrer Schauderenge,
Du scheutest ihren Gott, du holder Sonnensohn,
Und jede Prozession entlockte deinen Hohn!

Du tratest auf, um träge Festzüge zu stören,
Dein Sang erhob sich bald in tausend Lebenschören,
Und als du heimgingst, mußten dich die Götter hören!
Du warst ein wahres, feierliches Seelenlicht,
Das heutzutage sich in Prozessionen bricht:
Du selbst bist fort, dein Regenbogen aber glüht
In allen Farben, die ein ewig Werk versprüht.

Was in uns liegt, kann oftmals ein Gemüt erfassen,
Doch will man es, selbst wenn bewußt, doch schlummern lassen:
Und wühlt es fort, so wird es auch zur Übermacht
Und schließlich uns, durch Liebe, völlig nahgebracht:
Entrauscht es dann, so hat es Eigenkraft zum Leben,
Und endlich müssen wir uns noch zu ihm erheben!

So ringt das All, sich rings aus Liebe zu durchdringen,
Und ewig sucht es steile Dauer zu erzwingen,
Auch kämpft dabei die Zeit, den Abstand zu vernichten,
Und trachtet, wo sich Lichtgestirne tief verdichten,
Verrundet und erstarrt, Errungenes zu schützen
Und alte Schlummerlust dadurch, verstreut, zu stützen.
So ruht und so beruht die Welt auf ihren Sternen,
Und wir empfinden rastlos ihre Daseinsfernen.
Stets müssen sich die Abstände mit Formen füllen:
Die Lüfte sind der weiten Freiheit weiche Hüllen.
Das Licht, die Wärme, die ein Wesen kaum bespülen,
Sind Übergänge in den tiefen Weltgefühlen.

*

Die See ist da, um Dunst und Seelen aufzuscheuchen,
Und Stürme hören wir in Liebeslücken keuchen:
Ja, ja, das ist die Liebeskette der Natur,
Und mitten drin im Meer entstand die Kreatur.

Wir Menschen sind halb Sonnenkraft, halb Erdenzwang;
Ein Reis, das sich aus Liebe um die Heimat rang,
Denn liebreiches Vermitteln ist des Menschen Denken:
Das ganze Werden soll aus ihm zur Sonne schwenken.

Die Masse ist wohl da, Gesetze zu bewachen:
Es soll sich stets der innre Tag in ihr zerflachen.
Sie will, daß ich sie oft mit neuen Flammen störe
Und doch Gebotnes, wenn es neu ist, überhöre!

O Menschheit, die sich spinnenartig rings verbreitet,
Die alle Erdenbrunst in das Bewußtsein leitet,
— Denn alles, was bestimmt ist, bis zum Licht zu klimmen,
Muß erst als Daseinsfunke wurzeltief erglimmen —:

Du wahrst dir eifrig die Alltäglichkeit im Leben,
Denn deine Pflicht ist bloß ein stilles Weitergeben
Von Räuschen, die vom Grunde aus zur Sonne steigen
Und sich in Wäldern und in Seelen still verzweigen,

Die eine Liebestreppe in den Wesen finden
Und dauernd, was geschieden ist, in uns verbinden!
Impulse tief verwerten, Eignes balancieren,
Berührt sein, im Gemüt den steten Wechsel spüren,

Für Kleinigkeiten Mut und Daseinskraft verlieren,
Ganz unbewußt ein Leben voll Gefahren führen,
Das ist das Los, das immer in uns übergeht,
Und auch zugleich, als fremd, an uns vorüberweht.

So ist der Mensch sein eigener Geschicksmagnet,
Und er beherrscht sich durch ein stummes Lichtgebet!
Drum sichert, sammelt euch, zieht hin in Prozessionen:
Den Geistern, die euch sonst nur vor dem Tod verschonen

(Denn wißt, er droht euch rings! Und einem Riesenglücke
Verdankt ihr euer Leben trotz des Daseins Tücke),
Gelingt es dann — wenn ihr gefahrlos weiterschreitet, —
Das kleine Glück, das euch sonst Schritt für Schritt geleitet,

Zu eurem Besten anders und erhabner auszunützen:
Doch müßt auch ihr es durch Gebete unterstützen!
Es gilt im Innern, sich zur Prozession zu sammeln
Und vor dem Alltage für einmal zu verrammeln!

Wir Menschen tauchen auf: geboren wird man nicht.
Die Kindlichkeit, die zart sich durch das Dasein flicht,
Verweht, wenn der Charakter in uns aufersteht
Und rhythmisch in die große Ordnung übergeht.

Der Geist, der freie Wille können selten gelten,
Doch daß sie beide sind, erleuchtet ganze Welten:
Die Freiheit ist so klein, daß erst die Ewigkeit,
In der sie aber Macht hat, ihr ein Maß verleiht.

Sie ist ein Nichts, doch immer wieder angenommen,
Hat sie in uns den höchsten Meinungswert erklommen:
Die Möglichkeit zu leben ist unmöglich klein,
Und dennoch fügt sich alles in das Ganze ein!

Ein Opfer, ein Entschluß kann das Geschick von Ländern
Auf einen Schlag (durch einen Zufall, sagt man) ändern!
Des Erdeneigenwillens kleinste Übermacht,
Der ewigferne schon im Sonnenschoß erwacht,
Hat einst die Welt, auf der wir wandern, frei gemacht!

Auch Menschen streifen lauter Freiheitsmöglichkeiten
Und müssen oder können sie oft überschreiten:
So kommt nach Rom, ihr Katholikenprozessionen,
Und hofft ihr drauf, so wird in euch ein Wunder wohnen.

O, singt der frommen Männer Kampfchoral,
Ja, beugt euch vor dem Leben, wie aus freier Wahl,
Das was euch Wucht verleiht, das hält euch lang befangen,
Doch was Erfahrung gibt, ist immer noch vergangen.

Ihr ändert euch, und öfters merkt ihrs an den andern,
Das heißt, ihr seht, wie eure Schrullen wandern,
Die Jugend um euch her hat manches euch entzogen,
Voll Übermut errafft: euch Klügre drum betrogen!

Ihr glaubt vielleicht mit jedem Augenblick zu sterben,
Warum nicht lieber rufen: »Herr, wir erben, erben!«
Ihr sollt, was ihr vereinzelt habt, schnell weitergeben,
Um euch, nach freier Wahl, stets edler zu beleben!

Der Sinn des Daseins ist bloß Handeln und Vertauschen,
Doch wenn ihr wählt, sollt ihr euch selber gut belauschen,
Und bleibt bei eurem Tode bloß der Ursprungsfunken,
So sei eure Persönlichkeit bereits versunken!

Verrauscht im Krieg der Mannen starke Lebenskraft,
So wird sie gleich von andern wonnig aufgerafft:
Drum können Schlachten gar nichts auf der Erde schaffen,
In dieser Lebensflut wird nie ein Abgrund klaffen.

Die Geistersphären, die das All zusammenschweißen,
Kann nimmer irgendein Geheimnis niederreißen!
Wer herrschen darf, der muß sich überschätzen
Und seine Macht dadurch, wenn sie entsteht, zersetzen.

Die Liebe aber wächst und rankt das Christentum,
Die Wahrheit um den Erdball, voller Macht, herum.
Wir mögen drum an Völkerführer immer glauben,
Noch will uns die Natur nicht die Romantik rauben!

O kommt, ihr Menschen, mit Standarten und mit Fahnen!
Ihr triumphiert bei dieser großen Prozession:
Wohl zog der Geist zuerst dahin in langen Bahnen,
Nun geht der Leib, die Seele aber herrscht vom Thron.

O singt im Sonnenlicht, singt euren Liebeschor,
Vielleicht könnt ihr die Schmerzensketten noch zersprengen!
Geht irgendwo bereits ein großer Umschwung vor,
Will aus der Menge sich der Wahrheitsgeist entengen?

Wirst du an Kreuzes Statt dereinst die Sonnenscheibe,
Bei Prozessionen, wie beim Sonnenkult, gewahren?
Man trägt sie schon, sieh die Monstranz aus Gold! Dem Leibe,
So wie dem Geiste, wird sich Gnade offenbaren:
Wir werden immer nur den Gott der Liebe feiern
Und seinen Glanz, aus Furcht, mit Sonnenlicht verschleiern!

*

Oft überkommt die Gaffer bei der Prozession
Gar leicht, besonders wenn es heiß ist, Schlummer.
Und so verduseln viele Leute ihren Kummer,
Sie denken nicht an Mutter, Gatten, Sohn.

Was sie bewegte, sehn sie nur als ferne Bilder,
Dann überblenden sie auf einmal rote Schilder:
Ein dichter Kupferflitter schwirrt vor ihren Augen,
Und Hals und Beine scheinen nimmermehr zu taugen.

Für sie würgt sich der Zug nur schwer durch heiße Gassen,
Und Schwüle senkt sich auf den Atemdunst der Massen,
Doch wachst du auf, geschieht es meistens wie im Schwindel,
Dir ists, als tanzte Blut mit Gold um eine Spindel!

Die Weiber, meistens Mütter, kommen nun zu Gruppen,
Das sind des Erdenwiderstandes tapfre Truppen!
Sie heben ihre Wünsche stets aus Seelensummen:
Ihr Hoffen, Wollen ist verwirrt wie Glockensummen.

Den Schein und dessen Anmut wahren sie dem Leben,
Kein Weib wird sich mit solchem Schild ergeben!
So betet denn für glaubensabgewichne Söhne
Und hofft, daß jeder sich dem Himmel einst versöhne.

Wie herrlich ist es, euch noch fromm und stark zu sehen!
Der Geist wird eure Reihen immer mehr umwehen!
Das Weib ist reich an Träumen und auch zukunfts-
schwanger,
Der Mann an Seligkeit zumeist nur ihr Empfanger!

Sie ist zwar leiblicher und auch viel erdennäher,
Doch sie empfängt dadurch auch alle Urglut eher,
Das Liebeslicht, das aus der Erde sonnwärts strebt,
Wird immer erst als Scham und Huld im Weib belebt.

Drum liebt die Erde wohl die Frau am allermeisten
Und will an ihr das höchste Maß an Schönheit leisten;
Der Tropen Überfülle wuchtet in den Haaren,
Die wir als Kranz um jedes schöne Weib gewahren.

Des Gischtes Frische mit des Riffes Schliff vermählt,
Ward zum Gebiß, das Seegeblink und Schmelz beseelt.
Der vollen Lust und Jugend holde Morgenkunde
Entschwellt aus einem wonnereichen Frauenmunde.

Die Abendwolken, die zuletzt am Himmel hangen,
Vergehen nimmer auf des Weibes zarten Wangen,
Des Meeres Ströme, die in Buchten still erwarmen,
Sind sanfte Ahnungen von weichen Frauenarmen.

Des Muttermeeres Kinder aber sind die Seen,
Zu denen Wolken, deren Ammen, niederwehen:
O Weib, in dir verleiblicht sich die Weltenmilde,
Du bist das stillste aller wirklichen Gebilde.

*

Mit Purpurfahnen, wo der innern Liebe Gold,
Vor unsern Sinnen, Märtyrer entrollt,
Erscheinen jetzt in Furcht und Nacht gehüllte Nonnen,
In deren Ich der Geist über das Fleisch gewonnen.

Die Allerschwächsten singen einen Machtchoral
Und preisen selig ihren himmlischen Gemahl:
Nicht jeder Seelenrausch darf sich zum Licht ergießen,
Es müssen Tränen auch zu Wurzeln niederfließen.

Ein Teil der Welt will seine tiefen Schlünde füllen,
Und wer es wagt, wird sich in innres Dunkel hüllen.
Wer Sonneneigenschaften in sich trägt, ist gut,
Doch auch die Erde fordert Glut von unserm Blut.

Der Staub ist da, damit die Wesen ihn erheben,
Das Licht, damit die Menschen es der Tiefe geben.
Drum dürft ihr auch, voll Mut, das Tollste denken,
Was ihr auch tut, den Weltgang wird man weiterlenken!

Die Wahrheit ist vielleicht kein Zweck, bloß eine List
Es gibt nur einen Zwang, der ist, das was man ist.
Der Alltag ist der Gott, die Schönheit ein Symbol,
Die Tugenden und Hoffnungen gar häufig hohl.

Der Spießbürger um uns ist unsre Schicksalsmacht!
Er flüstert nur, durch alles, was da kreischt und lacht
Die Wirklichkeit von unserm Erdgeschick ins Ohr!
Wir ahnen es, und deshalb graut uns so davor!

Die Sünden, die wir oft entsetzt in uns gefühlt,
Verbleichen von den Gegenwarten fortgespült,
Doch etwas bleibt von ihnen stets in jedem hangen,
Und deshalb muß dem Ich vor ihren Siegen bangen.

Du fromme Prozession, zieh hin bei Glockenläuten,
Du bist zumeist ein Troß von just noch braven Leuten!
Denn jene, die sich einmal nur erwischen ließen,
Nebst denen, die den Anstand ganz verließen,

Durchgrübeln Kerkerlöcher, wühlen fort und fort,
Denn stets erwägt sich, stirbt und triumphiert der Mord.
Sie brüten unten fort, verseuchen langsam alle:
Nur fremde, böse Menschen bringen uns zu Falle!

Wenn jemand plötzlich tief und schauerlich erbebt
Und fühlt, daß sich ein Arm der Hölle aufwärts hebt,
So fürchtet er vor allem selbstbegangne Fehle,
Denn an die Schuld der ganzen Welt erinnert sich die Seele!

Verbrecher sind als Lasterspeicher zu betrachten:
In ihnen lagert sich der Menschheit Schande ab.
Die Schuld, nicht ihre Träger, sollte man verachten,
Auch Richter macht, im Volk, Verbrechensfieber schlapp.

Die Mörder töten, heißt ihr Unrecht neu gebären
Und so der Welt zwei Missetäter mehr bescheren.
Die Blutinstinkte, die Gefangne wild verbeißen,
Darf niemand durch Gewaltgerichte roh zerreißen,
Sie müssen sonst jäh einen neuen Mörder schweißen,
Dazu erzeugt auch jede Tat gleich eine Seele,
Und Blutgespenster schwirren stets um Mordbefehle!

Gewohnheitspanzer schützen uns vor Flüsterstimmen
Und Glutimpulsen, die am Herzensgrund erglimmen:
Nur was die Menge will und stets von uns begehrt,
Hat sich, bis wir erwachsen sind, als gut bewährt.

Vielleicht sind Schliffe, die uns unsere Umgebung gibt,
Ganz einzig das Bewußtsein, — das dann doch zerstiebt:
Wenn uns die vielen Gegensätze rings verließen,
So würde jedes Sein im Traumgewirr zerfließen.

Die Völker haben sich schon ziemlich ausgeglichen,
Und in der Kleidung wird die Gleichheit unterstrichen,
Man hängt von andern ab und ist sich nie genug,
Die Freibeweglichkeit ist jetzt ein Meistertrug.

Du Gleichheitsdrang, Tellurgesetz, hast viel besiegt
Und wilde Ranken oft um Zäune hold geschmiegt:
Ein Volk, das ruhig seinen Alltag leben mag,
Erscheint bereits und huldigt einzig dem Vertrag!

Bald wird es keine Götter um sich dulden wollen
Und nur Geboten in sich selber Ehrfurcht zollen:
Das Reich des Geistes soll in nächster Zeit erscheinen,
Wer wittern kann, beginnt das Große schon zu meinen!

Ein Himmelreich, ein flaches Volk, fast ohne Recken,
Beginnt nun auch den Westen langsam zu bedecken.
Statt Jesus wird der Buddha noch der Herr der Erde?
O Heiland, der am Kreuze starb, durchzuckt kein Schauer,
Kein Taumel der Unendlichkeit jetzt deine Herde,
Genügt den Menschen eines Daseins dumpfe Dauer?

O Rom, beginnst du, um die Ewige zu bleiben,
Schon wieder Schacher mit dem Christentum zu treiben?
Du denkst, verzichte ich auf Ruhm und Krone

Und fecht ich mit dem Volke, das jetzt siegreich ficht
Und immer größre Schlingen um die Throne flicht,
So herrsche ich bestimmt dereinst mit ihm zum Lohne!
Du glaubst, verbleib ich die Gebieterin der Welt,
Erreiche ich Besitztum, Macht, Berühmtheit, Geld
Und kann drum alle Völker führen und vergnügen,
So mag ich noch Gewinste zum Errafften fügen!
Italien schenkt mir blühend eine hohe Kunst:
Man sagt, sie harre einzig auf Mäzenengunst.
Ja, goldne Scheiben in gewandten Händlerhänden,
Zumal wenn diese es mit offenem Verstand verschwenden,
Sind oft so wirksam wie des Lenzes Sonnenschein:
Bald dringen ihre Strahlen überall hinein.
Denn zeugt das Licht stets Jubel, Sprudel, Duft und Garben,
Gebiert das Gold Gesänge, Standbilder und Farben!

Das Leben zieht den Purpur an.
Der Abend naht dem Petersdom.
O abgespannter Wandersmann,
Bald siehst du einen Brand von Rom!
Der Tag prahlt plötzlich laut dahin:
Schon bringt uns seine bunte Schleppe
Verrauschten Jubel in den Sinn;
Leicht trägt mich eine Himmelstreppe
Jetzt in ein Seelenparadies,
Das ich wahrscheinlich nie verließ
Und mir doch immer nur verhieß.
Ein Schleier, der sich niederwellt
Und auch aus allen Kelchen schwellt,
Der ringsum auf die Welt geweht,
Zugleich zum Himmel aufersteht,
Hat auch mich selber überkommen
Und ist doch tief in mir erglommen.
O Abendtau in der Natur,

Du Nebelgeist auf goldner Flur,
Bist du auf einmal auch ein Traum?
O sage es, ich träume kaum!

Die Tagesprozession zieht weiter durch die Gassen,
In mir jedoch erscheint schon manche Nachtgestalt:
Vermag der Geist sie noch in Form zu fassen,
Ist sie ein Wesen oder eine Weltgewalt?

Durch alle Menschen schwebt ein Inbrunstdunst:
Begreife und verdicht ich ihn, so ist es Kunst.
Auch zeigt und neigt sich stets Erworbnes und Erlebtes:
Mein Wille, wenn er Mut hat, ordnet und verwebt es.

Mit Panzerhemden gilt es die Vision zu schützen,
Drum, Konventionen, kommt, ihr müßt mich unterstützen!
Jetzt sprechen schon die Blitze, die mich rings umschlingen,
Die Bajonette fangen an ihr Lied zu singen.

Ein altes Volk, das überall in Waffen starrt,
Erklärt sich mir: sein Schicksal scheint ihm hart,
Doch mußte es, um noch der Gleichheit nachzustreben,
Ein großes Heer zum Schutz der Freiheit weit beleben
Und diesen festen Menschenwall im Land erheben.

Der ist ein Wall, wie fern um China, seine Mauer.
Ein riesig großes Buddhatum liegt auf der Lauer:
Schon wühlt sichs rasch empor und schafft sich rings ein Reich:
O Rom, was drängte sich in deinen Machtbereich?

Hier gilts vor allem für Millionen Nahrung schaffen!
Der Wille, gut verpflegt zu sein, wird bald erschlaffen;
Wer Steuern zahlt, wird sich zu manchem noch bequemen,
Für seinen Frieden läßt man sich das Beste nehmen!

O Christenheit, man wird sich wahrhaft deiner schämen!
Was hilft, um solche fremde Einflüsse zu lähmen?
Es hat der Schöpfer alles derart vorgesehn,
Daß alle Dinge scheinbar ohne Gott geschehn!

Wer die Gesetze mustert und mit List studiert,
Ist oft bestimmt, daß er den Glauben ganz verliert,
Der Geist ist in den Dingen gar so gut versteckt,
Daß, wenn du suchst, du ihn dann oft nicht mehr entdeckst,
Dafür jedoch ihn unbewußt um dich erweckst.

Ich mag darum den Staat noch fort analysieren,
Werd ich dabei die Hoffnung weghypnotisieren,
Kann sich vielleicht ein Geist noch irgendwie beleben
Und plötzlich herrlich über meinem Gleichmut schweben!

Die Sonne hat den Wall, der uns beengt, versprengt.
Er steht in die Gesellschaft dehnbar eingerenkt,
Er blitzt und funkelt überall im Abendlicht,
Beweist — erfüllt bei Prozessionen seine Pflicht.

Die Phantasie verfolgt ihn durch die Christenländer,
Denn jeden Staat verklammern feste Eisenbänder,
Indessen legt ein roter Hauch sich ringsum nieder,
Und scheinbar fiebern jetzt die fernen Weltstadtglieder.

Die Prozessionen haben sich bereits verlaufen,
Und tausend Schauspiele belustigen den Haufen.
Nun flattern Purpurfahnen durch den Abendäther:
Nur in den Kirchen noch verspäten sich oft Beter,
Doch wollen jetzt auch diese schon nach Hause,
Und immer neue ruft der Glocken Erzgebrause.
Und wieder seh ich lauter rauschende Soutanen,
Und in des Tages Feuerstunden wehen Fahnen
Vom hohen Himmel selber auf die Erde nieder.

Aus fernen Kirchen schallen fromme Christenlieder,
Doch alles übertönt der Abendglockenklang:
Die ganze Stadt blinkt wie berauscht und fieberkrank.

Die Sonne ist von Wolkenriesen eingeschlossen,
Denn Höhen sind des Lebenssternes Kampfgenossen,
Sie häufen sich zu einer stumpfen Pyramide,
Und tief in ihrem Innern hämmern scheinbar Schmiede.

Nun ist der Bau schon purpurrot und ungeheuer
Und speit und schleudert wie ein Kriegsturm Feuer,
Auch seh ich aus den überwälzten Stockwerkfugen
Grell Strahlenspeerquadrate drohend aufwärtslugen.

Hoch oben hält ein Blust die Lanzen schon gebogen
Und scheint zu einem Angriffe der Nacht gewogen,
Glast ist auf diesem Wolkenwall gewöhnt zu siegen
Und unaufhaltbar westwärts immerfort zu fliegen!

Die Sonne ist gesunken, und der Apennin
Beginnt sich schon mit Düsterkeiten zu umziehn,
Doch plötzlich überglühn die Spitzen Feuergeister:
Ein Herrscherzug, von Norden kommt er, ostwärts reist er,
Umglüht und übersprüht die fernen, höchsten Berge.
Verlassen Könige auf einmal ihre Särge?
Dort seh ich einen goldenen Gigantenzug,
Und Reifen, wie man sie zu Kaiserzeiten trug,
Erscheinen mit zu diesen hellen Widerscheinen!
Auch Kronen, eine Tiara, voll von Edelsteinen
(Auf dem Sorakte, seht, nun eine Dogenmütze,
Von der es scheint, daß sie den Berg vor Unheil schütze),
Umzaubern alle Höhen und verschwimmen schon:
Hinweg ist auch die blasse Geisterprozession!

Die Glocken, Vögel und die Zwielichtzitterluft
Hat nun die Nacht, die stumm erwacht, zur Ruh gebracht:
Die Sterne zeigen sich in jeder Wolkenkluft,
Nun singt im Geist ein Ich die leise Wundernacht.

Sowie der Abendstern durch Dämmerschleier glimmt,
Wird Leid, sei Lust der Erde friedlicher gestimmt:
Die stummen Stürme wuchten in den Seelenschlund,
Und unser Mund gibt wortlos Atempausen kund.

Befunkelt sich darauf das letzte Abendblaß,
Durchzuckt auch dich, mein Glück: eine Geburt?
Aus rotem Abend, reich gesterntem Labungsglas,
Versprüht euch, Räusche, die ihr Ernst im Blut erfuhrt.

Erglüht, Gesichte, toll mit Tand und Kronen!
Durch Seelendämmer schleppt euch, Torkelprozessionen,
Denn bald, ach, schließt die Nacht die warmen Wolkenflügel:
In ihren Mutterarmen schlummern dann die treuen Sänger!
Von Mensch zu Mensch, die Seelenringe werden enger:
Mit Träumen überglüht der Schlaf die Blütenhügel.

Nun zeigen sich der Seele blaue Nebelgletscher,
Und Flimmerbäche scheinen rasch herabzutauen:
Ich sehe hellen Gischt und höre kein Geplätscher,
Die Silberkatarakte darf ich bloß erschauen!

Von blassen Zinnen und Ruinen perlen Ketten
Aus müdem, überall erglimmtem Silberlicht,
Die Welt ersammelt sich in tausend Zauberstätten
Und bringt sich nur dem Sinn im Ragenden in Sicht!

Auf Türmen, die einst Rom zu seinem Schutz gebaut,
Wird viel Geträum lebendig — aber niemals laut, —
Dort leuchten bleiche Silberspeere, Geisterschilder,
Doch sind das wortlose, verschloßne Mondlichtbilder.

Ein fester Glaube braucht nicht mehr die hohen Warten!
Und bald schon mußte hier der Ruf zum Schrei entarten.
Jetzt können Kirchen Krönungskuppeln hehr erstreben,
Und oben, fast wie eine weiße Friedenstaube,
Darf Mondlichtspiegelbild in sichrer Stille schweben:
O Rom, ich wähne wohl, so siegt, — nun herrscht dein Glaube!

*

Vom Sonnenbann befreit, werden die Erdenwesen
Von Müdigkeit umarmt und in den Schlaf geführt.
Die Jugend wächst heran. Verwundete genesen.
Von jeder Seele wird in sich die Nacht gespürt.

Sie läßt im Tal durch uns, ringsum, die Fenster schließen
Und überreift das fröstelnde Gesträuch der Höhn,
In Häusern wollen Paare ihren Leib genießen,
Und wach erhält uns oft Musikgetön!

Die Nacht ermöglicht manches, was der Tag ersonnen!
Denn was das Licht verschlingelte, was scheu sich traf,
Vereint das Dunkel, und sein Spiel ist so gewonnen:
Die Welt verschließt die Welt in sicherm Liebesschlaf.

O Mutterschlummer unsrer Erde, steige, webe
Dich in das Schicksal aller deiner Kinder ein,
Entwichne Wünsche, jedes Wesens Werberede
Soll sanft verpflegt und treu durch dich erhalten sein!

Es gibt nach einem solchen Sonnenfeiertage
Bestimmt nur einen Traum von Pracht und Glaubensmacht,

Wohl hält der Schlaf in jeder Seele ihre Wage,
Denn Rausch und Ruhe werden da stets gleichgemacht!

Was andre Wesen, untertags, aus uns entrankten,
Wird durch den Schlummer nun ins Ich zurückgeführt,
Wir taumeln träumend, wenn wir nach Verschiednem langten,
Und nachts verhüllt sich, was bei Tag das Herz gerührt.

Dann ruht ja die Vernunft: sie liebt ihr Schweigen!
Die Dinge wirken aus sich selbst: kein Geist greift ein.
Die Träume dürfen in verlorne Tiefen steigen,
Und Längstvergeßnes kann auf einmal froh gedeihn.

Die Seele stürzt sich durch verschwundne Zukunftstüren!
Fürwahr, der Traum ist unser großes Labyrinth:
Wir lassen uns vom Sinn der dunklen Ruhe führen,
Da er allein Verwirrtes wieder fest verspinnt!

*

Die Menschen fangen an, sich plaudernd zu verlieren.
Die grellsten Häuser scheinen oft vom Mond geschminkt,
Perücken bleiche Standbilder aus Stein zu zieren:
Die Dinge sind von Silberflitter überblinkt.

Jetzt zischeln und jetzt flimmern allerhand Fontänen.
Gespenster starren auf den grünen Beckengrund.
Brillantensprudel lockern sich zu Perlensträhnen,
Und Fabelsilber quirlt aus lautem Marmorspund.

Ich fühle wohl: nun träumt die Stadt vielleicht von Schlachten!
Der Geist ergibt sich unumschränkter Erdenmacht,
Die Phantasie erschaut ein Volk in alten Trachten,
Und Rom umschweben Prozessionen eitler Pracht.

Und wo die Traumgewebe sich verwickelt schließen,
Da tauchen lauter Schaumgesichte auf:
Aus tausend Seelen müssen Einstgestalten sprießen,
Und jede schlüpft in den bewegten Geisterhauf.

Was träumt der Mensch? Von vielem Kummer, wenig
Schmerzen?
Die blassen Nachtgespenster, zart wie Filigran,
Entschwirren voll Ergebung — durcherlebt — den Herzen
Und klären aller Seelen sichgeheimen Wahn.

Dort wo das Nordlicht niederperlt, entschweben Schemen,
Aus zarten Wesen, in die blaue Seelennacht:
Sie scheinen oft sich vor dem Schauenden zu schämen
Und haben dünne lila Hüllen mitgebracht.

Wie viele sind aus unsern Leidweben gesponnen
Und wühlen blaue Trauer in ihr blondes Haar!
Erfüllt uns plötzlich Lust, so sind sie gleich zerronnen,
Und du entgaukelst doch mit einem Traum als Paar.

Der Mensch wird einst der Träume Wahrheiten erkennen
Und wissen, daß er bloß im Schlafe Eignes denkt,
Daß, wenn ihn Tragende des Tages fremd berennen,
Doch nur sein innerer Gesang das Leben lenkt.

Ich ahne schon, daß Hiersein, was du wirkst, wir schaffen,
Geheim in Kammern der geborgnen Seele schwenkt.
Wenn einst Ersonnungen zu Stern und Mond erschlaffen,
Wird über Eingeträumtheiten das Lid gesenkt.

Wir beichten nachts und sollten uns auch bessern!
Doch geben wir auf keine eigne Stimme acht,
Wir waten immer schamlos in getrübten Wässern
Und taumeln dumm durch innre Welterfrischungsnacht.

Nun ist die Prozession von Rom zu Ruh gebracht.
Der meisten Traum verkugelt wohl in dumpfen Schlaf.
Nur über Dichtern zaubert noch die Fabelpracht:
Wer weiß, was sich soeben sah, und wer dich traf?

Ich steh am Tiber und erblicke in der Tiefe
Jetzt meine große Silberwochenprozession.
Dir ists, als ob der Mond sie aus dem Schlummer riefe,
Wohl schleppt der Strom ihm Zugegeisterte in Fron.

Ich sehe rastlos gleiche wundersame Greise
Den Fluß hinunter, wohl zum Meere, ziehn:
Das Frühjahr klimmt. Erzwingt es ihre Reise?
Beginnen sie, erschöpft, vor Jüngeren zu fliehn?

Ich weiß nicht, wer da kommt, doch sind das Prozessionen!
Vielleicht ein Trauerzug mit Särgen aus Kristall!
Die Sonne stürzt sich Könige von weißen Thronen,
Der Mond erzählt, beim Leichenfest, vom Herrscherfall.

Erst glaubt ich, Eis beginne rasch herabzuschwimmen,
Und schaute, staunte, daß sich nichts an Brücken staut,
Dann aber sah ich in den Schwärmen Licht erglimmen,
Nun weiß und fühl ich auch, wovor mir lange graut!

Mein Mond, im Strome wimmeln die Heroensärge!
Ein Fluß, der nach der tiefen Stille strebt und rinnt,
Entführt bestimmt die Fürsten unterwühlter Berge!
Ob eingeseelt die Eisgespensterung beginnt?

Vielleicht sind Flüsse immer schnelle Leichenzüge?
Wild wälzt die Flut die alte Wucht der Felsen ab,
Doch Geister bleiben über ihrem Scheingefüge,
Das steil zerschwemmt, dahingetollt ins Trubelgrab!

Der Rhythmus ist ein Himmelsflug und jagt sich Träume.
Die Silbenleiter führt zu dauernden Gedanken,
Die Reime sind die Blüten erdentreckter Bäume,
In deren Duft wir zu Entflüglungswesen schwanken.

Den Adler raubt das Sonnenlicht den Felsenmassen
Und leiht ihm Kraft zu einem steilen Wonneflug:
Den Halt im Hoch! kann er beim Steigen erst erfassen,
Denn schwebend ruht er dort, wohin das Licht ihn trug.

So wird mirs auch für Sonnenhelden tief gebührlich,
Dort auszuharren, wo sich fast der Geist verliert,
Genie, dir ist dein Erdentrücktsein so natürlich,
Wie blasses Gunsterträllern einem Gecken, der sich ziert.

Der Tag gebar auch Wesen, die der Mond erkoren.
Er ist Verführer: hat sich Seelen angestimmt!
Die Fische, Eulen, Katzen, uns entbogne Toren
Verflittern still wie Silberlicht, das grün erglimmt.

Die Blüten, Herzgesänge, die an Hecken hängen,
Verschleierungen, eine Braut im Spitzenkleid,
Entträumungen, die bleich zu Seelenpforten drängen,
Sind ohne Mondhalt tot. Oft rufen sie das Leid!

Den Schlag der Nachtigall hat sich ein Stern erschaffen!
Ein Klang, der klagend durch die Seelen traurig bangt,
Läßt unterm Herzen Ahnungsfernen traumsam klaffen
Und sagt, daß schon der Mensch zur holden Heimat
schwankt.

Ach Nachtigall, du warmgewiegtes Kind der Sterne,
Erflügle ein Gefühl, das für Entweltung schäumt.
Dein Klageklang entrückt in alte Herzensferne
Und türmt den Sturm, der mondzu Schlummermeere
träumt.

Ach Nachtigall! Du rufst nach deinem Sohn der Erde,
In dem, mir fremd, ein Stern sein nahes Wesen preist!
Ach schlage, Nachtigall, daß er uns deutsam werde:
Ob sich den Wunsch nach ihm dein Schmerzgewühl
verbeißt?

Verworren strebt die Seele, blind beim Wunschverlegen,
Nach eigner Ewigkeitserkernung wild zu flehn.
Sie wechselt stets: stürzt ab. Klimmt doch auf Sternen-
wegen.
Zerwühlt sich: stürmt. Um stille Weihe zu erwehn!

Ein Fieber aus den Sternen wird uns einst zerzerren:
Die Urkunft kann nicht ruhn, bis sie auf uns beruht.
Sie bleibt die Furcht, daß Weltlinge den Geist versperren,
Aus Ungeduld der Tod: sie opfert unser Blut!

Ersternte Güte, urverzückte Lebensfunken,
Ihr Liebesblüten, Freuden der Unendlichkeit,
Aus euren Bornen hab ich Glück und Gold getrunken,
Und nun bin ich berauscht: zu mir befreit.

Du Milchstraße, Geschleier aller Bräutlichkeiten,
Der Geist, der wie ein Wind auf deinen Äckern weht,
Umarmt und halst mich oft: er will mich heimwärts leiten.
Ich weiß, daß deine Macht in meiner Nacht entsteht!

Die ersten Menschen liebten, fürchteten die Sterne,
Benannten wohl den herrlichsten nach ihrem Schatz!
Dann sagten sie: »Der dort ist nah! — Der hat mich gerne.«
Und machten bald ins Tal der Zahl den klugen Satz.

Jetzt blickt ihr kühn, mir dunkelste, ihr hellen Sterne, Lionard
Wie Magieraugen auf die heitre Sonnenwelt;
Ihr kündet mir, daß ich die Weglichkeit verlerne,
Wie, sanft zum Ich gestrahlt, mein Gottgang sich erhellt.

Du winkst mir, Meister weiser Machtfiguren
Und auch des Weibeslächelns, das die Welt versteht!
Du Schöpfer gottgewußter Menschen, klarer Fluren,
Auf denen goldne Luft zu blauen Auen weht!

Dich hielt geweihtes Wissen, still wie sichre Sterne,
Du spürtest auf der Stirn des Sirius Geisterkuß.
Du zogst geschlechtlich Welterlebtheit tiefster Ferne
Zum Atem auf. Erschautest klar: das war ein Guß!

Du gingst, der Löwe der Erstauntheit, in die Klüfte
Erhabnen Einhalts! Sahst verachtungswahr zu Tal.
Die Einfachen erkannten dich am Klang der Lüfte:
Die Einfalt stürzte hin vor deinem Abendmahl.

Ach, Nachtigall, dein Klagen! Laß uns Sterne hören!
Wie sanft der Schlag, nach Stille, zu Geplätscher hallt:
Die Nachtigall! Behutsam: ihren Bach nicht stören!
Erwundert dich ein Duft? des Vogels Lorbeerwald!

Tasso Belauscht sich unter Bäumen eine Wunderseele?
Ein Dichter! Zwischen Ästen träumen: die Gestalt.
Er liebt ein Leid, das ihn zu Tode quäle:
So manches Frühjahr schmückte ihn, doch er bleibt alt.

Wie zärtlich, lieber Wind! Umduftung hüllt mein Staunen.
Die Nachtigall! Dem Felsen näher Widerhall!
Wie kühn der Schlag! Ergreift mich tief: ich könnte raunen.
Nur stumm! Nur stumm! Wie sacht — gib acht — die Nachtigall!

Ariosto Jetzt nicht mit Schritten! Unsern Sternen süßes Sagen!
Vollkommenheit umlaube dich: du bist ein Baum.

Mein starker Bach, in junger Welle altes Wagen
Entraffst du mich? Faßt mein Entzücktsein keinen Saum!

Ach, Nachtigall! Ein glühender, entzückter Süden
Ertagt die Nacht. Von Bach zu Wald — von Wald zu
Bach.
In alten Zügen Klang! Durch Düfte. Nie — ermüden!
Die guten Ahnen meines Landes bleiben wach.

Geweihtes Rom, deine geborgenen Gesetze Raphae
Verzauberten sich mild zu deinem Bild der Huld.
Ein engelhafter Mensch ersponn sich Schimmernetze
Und hauchte sie auf Heiliger gesühnte Schuld.

Geliebtes Wunder, — unsre Mutter mit dem Kinde!
Vor deinem Antlitz bin ich zu mir selbst erwacht:
Wie tief ich meine Seele in Geduldung finde.
So nah hat uns den Himmel keine Hand gebracht.

Italien, deiner hohen Seelen Prozessionen
Bewandeln lang den Bach bei Nachtigallenschlag.
Sie nicken mir: zu Tal, wo leise Menschen wohnen!
Dort weil' ich still: ein Kind, das Himmlisches vermag.

Wie sanft, mein Herr, sind deine goldnen Sternenworte:
Und welches Wunder! Frauen hören sie im Schlaf!
Ein guter Traum erglimmt im nahen, kleinen Orte:
Ein Sohn sogar? Ob Gott dich oft im Dorfe traf?

Zypressen wissen nichts vom Wind: hier ist der Friede!
Wär uns ein Ölbaum hold in Sorgsamkeit ergraut?
Sein Silberflimmern liebt den Mond in meinem Liede:
Ich lisple kaum. Er bleibt um mich. So sacht: o Braut!

Verliebte Milde birgt die Seele eingeschleiert.
Du Weiser: Silberbaum. Du tiefste Zuflucht: Weib.
Seid sacht in diesem Sang aus Mondstrahlen gefeiert!
Verhauche Ölbaum nun. Hier wird mein Lied zum Leib.

Italien, Lavaland, von Meeresblendungen umspiegelt,
Vom Ölbaume, des Mondes Lispellied bezittert,
Wann wird dein frommer Aufruhr gottzu vorgewiegelt?
Ich bitte, Herr, daß in den Hütten Geist gewittert!

Der Schlag der Nachtigall durchklagt die Urbsruinen.
Zypressen deuten unsern Wuchs: »Den Sternen zu!«
Der Ölbaum ist als Friedensherold dort erschienen:
Bei hoher Sonne lobt sein Mondwort holde Ruh.

Ihr Mondgespenster, Ölbäume auf hellen Wiesen,
Ersternte Menschen, nordlichtstarke klar am Tag,
Hat Sanftmut mich von dieser Welt zu mir gewiesen?
Durchtage ich die Nacht, durch sachten Herzensschlag?

Empfingen wir des Mittelmeeres stille Milde?
Verspielter Spiegelseen linden Kräuselwind?
O segne, Mutter Gottes, heiter wellende Gefilde,
Du Ruhe unter uns, die wir verwildert sind.

Zypressen — Umzüge bei weißen Leichensteinen —
Durchsternen Rom. Zu sichrer Friedensferne hin?
Dir bebt die Hand — das Lid! Wozu den Schmerz zerweinen?
Die Ewigkeit ist dieses Sterbenssternes Sinn.

Geboren hat der Tod den Tropengott: — verloren,
Die See die Seelen, und die Wüste einst den Geist.
Wer tobt in uns? Wir folgen aufgereckten Toren:
Der Mensch erschöpft sich nicht — die Götter sind ergreist.

Ach Ewigkeit, du Kind in unsrer Lebenswiege,
Die Schaukelnden sind wir: der Wechsel Lust und Leid.
Erschaudern dauert! Fordert Fahrten, Furcht und Siege:
Der Mann sei froh zu Freiheitsfreiungen bereit.

Zypressen — Umzüge zu alten Glaubensstätten —
Besternen Hügel schroff und fort, von Ort zu Ort.
Auf Berge scheint sich Kircheneinsamkeit zu retten:
Lebendge Obelisken fordern hoch das Wort.

Zypressen gabs in meiner Kindheit wildem Garten.
Von Pinienflügeln kam mein Blick zum Silbermeer.
Ich konnte traumhaft eine Wallfahrt nicht erwarten:
Vom Nile summten Stimmen um mich her.

Bei Sturmgedunkel folgte ich, im Mond, vom Fenster,
Den Seglern märchenfroh auf ihrer Nebelfahrt.
Und als ich schlafen wollte, habe ich Gespenster
Auf meinem Bette oft, wie weißgebahrt, gewahrt.

Durch Kraft im Herzen bin ich rasch allein geblieben.
Im Traum, zu Haus, verspielt ich mich mit buntem Licht.
Doch morgens hieß es schroff: auf Weltwegen zerstieben.
Du Jugend, erste Jugend, furchtbares Gericht!

Zypressen knisterten durch unsern wilden Garten.
Ich fühlte ihr Geheimnis, sah sie sorgend an.
Ich hoffte seltsam, daß sie meiner, wissend, harrten,
Dann lief ich ihnen fort: mir bangte oft vor ihrem Bann.

Zypresse, ach, verlaß mich nicht,
Wache einst an meinem Grabe:
Wenn ich ausgerungen habe,
Sehe dich mein Seelenlicht!

Greife mit den Wurzeln noch
Bis zu meinem Wundenherz,
Wühle dann nach einem Schmerz,
Sei mein allerletztes Joch!

Du, Zypresse, bist mir ähnlich,
Willst du mein Begleiter sein?
Strebt dein volles Sein doch sehnlich,
So wie ich, zum Sonnenschein.

O, mein Leben ist so traurig,
Urverlassen glüht das Herz.
Meine Stille ist oft schaurig,
Doch mein Geist sinnt sonnenwärts!

Armes Herz, mir scheint, du weinst!
Holder Baum, du sollst dereinst,
Was von mir noch zu erreichen,
Über dich hinübertragen:
Ach, ich will auch dir entweichen
Und vielleicht woanders tagen!

NEAPEL

Du herrschendes Kind im erwachsenen Leben,
Du strahlender Knabe, unglaubliches Meer,
Du hast dich für ewig dir selber ergeben,
Drum bist du so furchtbar unnahbar und hehr.

Erstaune nicht, Kind: nun erscheint ein Gespiele.
Er ist nicht so wild wie der kleinliche Wind.
Er schwellt nicht, es schnellt keiner Fernenlust Kiele,
Er ist wie der Mittag so sinnig und lind.

Sei innig, o Meer, und sei minnig und leise.
Es liebt dich ein Sänger voll Sehnsuchtsgesang,
Die Bitternis schwellt seine weibliche Weise.
Nun sei dir nicht mehr, Meer, um Leidesklang bang.

Entzücke mich, Meer, und sei Freund und Gespiele!
Mein scheuestes Lied, dir ergibt es sich ganz.
Du willst keine Liebe. Du wiegst viele, viele!
Du bist nur Gespiele. Dein Spiel ist dein Glanz.

So sei die Gespielin! Ich will dich genießen.
Sei mehr als Gespielin: mir wird bang und schwer.
Du kannst als Geliebte die Augen nicht schließen.
Stets mehr bist du Meer. Denn ein Meer ist das Mehr.

Zum sternigen Himmel italischer Nacht
Versteigt sich der duftige Odem Sorrents,
Soeben sind Boten des Tages erwacht,
Und wunschvergnügt freun sich die Kinder des Lenz.

Schon schwellt der Orange benebelnder Duft
Fast heimlich herbei und berauscht meinen Sinn,
Hier kühlt stiller Lorbeer die windliebe Luft,
Und Myrten enthaucht es, kaum merkbar: ich bin!

Ins traumhafte Dunkel der Nachtigall dringt
Das klagende Brausen der jauchzenden See:
Den Grotten, den Orgeln der Brandung, entringt
Der Herschwall der Sehnsucht sich ewig und jäh.

Smaragde umschwirren das traumhafte Blau
Vom sacht, noch im Schlaf, sich betauenden Grün.
Und ruhn traut die Tierchen, auf blühender Au,
So können sich Kelche mit Sternlein umglühn.

— Jetzt tagt es, — denn überall sickert das Licht
Ins traurig vergrauende Blauen der Nacht,
Da flüsterts auf einmal im Heckengeflicht:
— Nun kommt schon der Morgen, — ihr Wesen, gebt acht!

Das sind keine Rehe, — das Leben beginnt! —
Was knistert? Wer flüstert? — Was ists, das verstummt?
O seht, wie sich etwas besinnt und entspinnt,
Ich liebe dich, Biene, die immer noch summt! —

Die Sterne verschwinden wie Mythen im Grau,
Nur Sirius, der funkelnde Winterdemant,
Erwartet, wie morgens der Blick einer Frau,
Den Tag, der die Welt, als Gestalt, übermannt.

Die bleiche und träumeumschleierte Erde
Besinnt sich des eigenen Ichs und erwacht:
Dahin ist die Nacht, die Lichtwimmlerherde.
Die Erde, der Tag, der sie freit: alles lacht!

Sie sehen sich, fassen sich: beide erröten!
Ein wonniges Atmen entschnürt sich der Braut,
Mir ists, als ob Wesen zum Gruß sich erböten:
Leicht neigt sich der Lorbeer, im Walde wirds laut!

Auch schüttelt der Wind die verwelkenden Blüten
Von tauüberschimmerten Bäumen herab:
Jetzt regnets beinah, und dir ists, als verfrühten
Die Lichtbringer fast ihren hastigen Trab.

Schon streichelt der Tag nun, mit wonnigem Arme,
Sein innig ergebenes, herrliches Weib,
Und lauter berauschende, wonnige, warme
Gefühle umhauchen den weiblichen Leib.

Die See selbst durchzittern jetzt Wonnegefühle.
Die Felsen und Höhen sind sonnenbestaubt.
Und steil über Dünsten, wie Nachtlagerpfühle,
Erhebt der Vesuv das lebendige Haupt.

Sein Rauch ist so weiß wie ein bräutlicher Schleier
Und flockt durch die Wolken, ersilbernd, herab,
Auch nahen noch Knappen des Tages, als Freier:
Sie kommen zur See, sie biegen ums Kap!

Die helleren Segel erscheinen zuerst.
Bei Capri entflammt sich das mächtigste Schiff.
Du Held, der du stolz deine Schlachtflotte mehrst,
Bedroht dich kein Strudel? Ein Seewirbelriff?

Das segelt, entblendet der finstersten Bucht.
Das ist unsre Große Armada des Lichts,
Sie schlägt, was gespenstert, sofort in die Flucht,
Denn seht doch, schon bleibt von der Dämmerung nichts!

Doch wächst sie noch an!
Wir sehn ihre Macht:
Im Sonnenlichtbann
Gewinnt sie die Schlacht!

Da kommt der Korvetten verschlungene Reih.
Mit schneidender Brise, mit stechendem Strahl
Erfüllt sie die Tat, daß nun Sonnentag sei!
Und immer noch mehrt sich der Lichtschiffe Zahl.

Mit schlängelnden Hälsen, auf schäumendem Gischt,
Zerreißen die Schwänegalionen die See,
Die seidig ergleißend und glutuntermischt
Noch dalag wie milchige Weiten im Schnee.

Jetzt spielen die Schwäne mit Silbergeschirr
Und reißen noch immer mehr einwärts ins Meer:
Wie schwirrt ihr Geklimper und schrilles Geklirr
Ringsum mit den Schiffen des Lichtes einher!

Wie hold mich der sonnige Morgen erfreut!
O seht, jener Wölkchen italische Pracht,
Sie scheinen ja Fächer, mit Flitter bestreut,
Und alles am Meer, alles Strahlende lacht.

Wie selig durchschauert mich irdische Liebe!
Jetzt feiern der Geist, unser Wind ihren Rausch:
Das Werde-Du bricht flink ins Lichtergetriebe,
Der Wind hüpft vergnügt durch sein Wellengebausch.

Jetzt spielt meine Seele mit Pinien im Walde
Und flüstert im Herzen den Sang eines Baums,
Wir beide verstehen dich, Mutter! Und balde,
Italia, umsprüht dich der Hauch meines Traums.

O Pinie, ich stehe auf südlicher Erde,
Wie du, voller Wurzelgesundheiten, fest
Und träume mich fort, über Lust und Beschwerde:
Ich fiebre und flüstre wie du im Geäst.

Du atmest die freiesten Lebensergüsse!
Wohl meint deine Schlankheit den krönenden Geist:
Mein Baum, du empfindest fast Seelengenüsse,
Du bist ja ein grünender Psalm, der sie preist!

Ob, verliebt in Menelaus,
Paris oder Fausten,
Wollustküsse jemals ganz
Helena berauschten?

Durch die Ahnung ward das Glück
Immer ihr verbittert,
Hat sie doch am Mannesmund
Hades' Hauch gewittert!

Aber ihr Trabantenchor
Schwelgte in Genüssen
Und vergaß im Augenblick
Völlig sich im Küssen.

Einzig im Erinnern kann
Glück sich still erhellen,
Freuden, die ein Mensch ersehnt,
Träumen nur entquellen!

Was sich sacht und langsam sucht,
Faßt sich keusch und zagend,
Plötzlich erst entflammt Genuß,
Alles überragend!

Holde Braut, dein Eigenglück
Loht in der Pupille
Und vermählt sich wehmutsvoll
Meiner tiefen Stille.

Eines Dunkels Trauerlaut
Perlt in deinen Augen,
Ist es doch, als müßte ich
Licht und Leben saugen!

Still im Weib und unberührt
Ruht in ihm ein Friede,
Doch die Liebe haucht ihn weg —
Faßt ich ihn im Liede?

Gilt ein solcher Abschiedsblick
Deinem schönen Leibe?
Fort, beseligter Gesang:
Leben, o verbleibe!

Ahnt die Seele liebend gar,
Daß sich Licht verzehre?
Daß die Schönheit, rasch verhaucht,
Nimmer wiederkehre?

Ragst du, mit dem schlanken Leib,
Weib, doch aus dem Staube,
Und der Jugend schwanker Hauch
Wird sich selbst zum Raube!

Hält, wenn Herz an Herz sich preßt,
Jugend uns umschlungen,
Hat ein Sein sie uns schon oft,
Werdend, abgerungen!

Fort ist unsre Jugend, fort!
Jäh uns weggenommen:
Und in Schöpfungen vielleicht
Über uns erglommen!

Als, noch keusch, an Hellas' Strand
Dies ein Mensch verspürte,
Wars, als ob ihn Wehmut still
Zu sich selber führte.

Und da trat er in den Traum,
Wo die Götter wohnen,
Und die Todeshauche sacht
Liebende verschonen.

Ja! Er sah von Meer und Flur
Schleier auferstehen
Und im Frühling keusch und zart
Den Olymp umwehen.

Und er hörte, wie der See
Wellenwiege rauschte,
Als sich Venus sie fürs Bett
Blumger Pracht vertauschte.

Die Sonne glüht die Weltgesetze.
Ihr strenges Antlitz gibt sie kund.
Gebote, die man nie verletzte,
Verkündet sie mit Feuermund!

Doch ihre großen, goldnen Strahlenarme
Ergreifen Hände einer andern Welt,
Sie schweifen zu verwandtem Flammenschwarme,
Den ihnen fern ein Stern entgegenschwellt.

Die Sonne birgt, in reichen Lichterhüllen,
In Lebensfalten, die sie schön entrollt,
Geschöpfe, die ihr Lichtgebot erfüllen,
Beschlüsse, die ihr heißer Kuß gewollt!

Ihr waren Kindersterne urverbunden:
Umfaßt von sonnengoldner Mutterwand,
Umrundete die Erde eigne Kunden,
Doch nie verletzte sie ihr Liebesband.

So mag uns Liebe wieder sonnwärts tragen,
Schon flieht die Seele unsre Erdgestalt.
Im Menschen wird der Geist der Sonne tagen;
Der Mann gibt, durchs Gesetz, der Welt den Halt.

Die Sonne ist das Ich der zarten Blüte:
Ein Tief-in-uns, das jubelzu sich drängt,
Die Güte, die einst meinen Stern umglühte
Und seiner Hülle dich, den Kern, entzwängt.

Den Sternen wird des Menschen Ursinn munden.
Doch hat er einmal erst sein Ich erbracht,
Da pfingsteten im All der Erde Kunden:
Das Wort über der Welt ist kühn erwacht.

Zu einem Herzen wird vom Sternenkreise
Das Licht, als Wirklichkeit im Geist, gebannt.
Erst durch der Seele Ruf, im Glutgeleise
Der Erde, hat sich Welt zum Werk bekannt.

O Sonne, du erteiltest den Planeten,
Aus deiner Vollheit, andres Sondersein:
Das Erbtum, eingeknetet, zu vertreten,
Muß jeder kühn als jüngster Stern gedeihn.

Du Fordrungssonne, hoch vom Schenkungsfluge,
Verheißt du Sternen ihren Kindungskuß.
Durch dein Gebot geschiehts im Blutvollzuge,
Daß sich der Freiheitsschrei ereignen muß!

*

Als Lied erblüht, was seltsam ist im Wesen,
Dem Sonnenantlitz bleibt es keusch vertraut:
Du kannst zur Glut im Sonnenkuß genesen,
Hast du im Blut dein Gutsein sanft erschaut.

Wie unergründbar walten Sonnenseile,
Die uns auf Seelenhöhen frei gebracht;
Das Licht ist ich-erspürte Weltensteile:
Bewärmend rings, bis es als Strahl erwacht.

Der Herzen Seltsamkeiten sind erkoren,
Des Menschen Freiheit kühn uns darzutun.
Ein Held ist stolz den Sonnen zugeboren:
Der Adel wird auf Wandel alt beruhn.

Die Menge doch bricht auf zur Sonnenscheibe,
Der Mensch erheischt für sich ein weites Wohl.
Er selbst vollendet sich in seinem Weibe
Und macht das Gold zur Sonne und zum Pol.

Wohl gleicht das Gold erstarrten Sonnenstrahlen,
Gold wollen ist oft Sonnensohnespflicht,
Für Lust erleiden wir auch Schmerz und Qualen,
Denn so will es das Licht: ist Lust doch Licht!

In uns erglüht die Freudenfeuerkette,
Der Erde stummer Kuß zur Sonnenglut,
Und Sonnenwandlung bringt uns sanft zur Stätte,
Wo, unser harrend, Glück auf uns beruht.

Doch hat der Ring der Freuden goldne Schranken,
Gar eng ist drum der Kreis vom Erdenglück:
Selbst Starke, die ihm nahekommen, schwanken,
Denn Sonnerkorne stoßen sie zurück.

Bloß wer zu seinem freien Stern geboren,
Der jauchzt und jubelt unentwegt:
Die Lust wird Licht — sie lacht: in Feigen, Toren!
Das freut mich, daß sie so die Welt bewegt!

O Sonne, Sonne, großer Lichtgedanke,
Der du das Unding zur Gestaltung raffst,
O wüßtest du, wie brünstig ich dir danke,
Daß du ein Kind durch meine Liebe schaffst!

Des Weibes stummer Blick hat mir verraten,
Daß meine Sehnsucht heilge Wurzeln treibt,
Daß Träume wunschhaft sich als Keim bejahten,
Und daß ein Wunsch von dir sich mir beleibt.

Du Kind, mein Kind, du Frucht von meinem Wesen,
Erstehe stark und hold im Mutterschoß:
O du mein Schmerz, sei endlich mein Genesen,
O ringe, ringe dich in Jubel los!

Dann schmieg ich mich, ein Glücklicher auf Erden
Durch die Erkenntnis, an das Lichtgebot:
Einst gabs der Sonnensohn den Sonnenherden,
Wie es am Sonnenantlitz, wechselnd, loht.

Wir Menschen wurden die Beschlußverkünder
Des Daseins, das sich überm Licht erwägt,
Die Einfalt und die Geistigkeitsergründer
Der Dinge, die den Tod in uns gelegt.

Gebt ab, ihr Seelen, was ihr kurz empfunden,
Vertieft in euch, was ihr berauscht erfuhrt,
Uns bleibt der Geist nach euerm Tod verbunden:
Die Echtheit strahlt in jede Nacktgeburt.

Einer Frucht, die reif ist, ähnlich,
Stürzt die Sonne in die See:
Unerdenklich, unerwähnlich,
Ist es abends Abschiedsweh.

Schatten, die uns überraschen,
Da das letzte Licht versinkt,
Scheinen Hände, die erhaschen,
Was im Äther rasch verblinkt.

Wie von lauter Flammenbündeln
Ist das Düster überloht.
Seh ich Argwohn uns bezündeln?
Ob in Wolken Unheil droht?

Fällt der Aar getroffen nieder,
Schwingt das winzge Volk der Luft
Gleich das flitternde Gefieder,
Und schon schwirrts in Kluft und Schluft.

Alles Flimmern, das geblieben,
Dieses letzte Zwitterlicht,
Wie es Flederwische lieben,
Ist auf Haar und Schmuck erpicht.

Weiberaugen, Schminkgesichter,
Federfahne, Ring und Knopf,
Gleißen ärger-öffentlicher,
Widersinn bezwingt den Kopf.

Zwischen Menschen, Wellen, Enten
Hält kein Hirn den Rätseln stand!
Wär es endlich doch, als trennten
Lauter Sterne Meer und Land.

Schmale, kahle Dünen schmiegen
Ihren Leuchtturm dünn ans Meer,
Und ein Glockenschwall von Ziegen
Tönt vom Tale leise her.

Ängstlich wimmern diese Glocken:
Ob ein Heimchen mich umschwirrt?
Nein, ich höre nun Frohlocken,
Eben singt der muntre Hirt!

Schlug ein Held, klug eingebuchtet,
Dort dereinst sein Seegefecht?
Denn jetzt hebt sich, hier entwuchtet,
Plötzlich ein Gewaltgeschlecht!

Still! Die Recken sind Zypressen,
Die in Gruppen wartend stehn
Und den Sonnensturz von Pässen,
Stolz und stumm-verwundert sehn.

Doch sie ringen aus dem Boden,
Sich entwurzelnd fast, empor!
Wollen sie zusammenroden,
Was sich dort an Blut verlor?

Still mein Blick! Denn schwer verbluten
Wolkennarben überm Meer,
Und in letzten Farbenfluten
Schwimmen Knaben hin und her.

Zwischen goldnen Plätscherkronen,
Die ein Tintenblau erwühlt,
Kann sich Schweiß der Plage lohnen:
Kühl wird er hinweggespült.

Seht, das Meer tauscht mit den Wipfeln
Seinen ersten Windesgruß,
Und die Dämmrung gibt den Gipfeln
Ihren blutgen Abschiedskuß.

Doch nun glimmt es vor Altären
Unsrer sanften, lieben Frau:
Stimmen, Wesen, die sie ehren,
Bringen selber sich zur Schau.

Und die Stadt, die sich erhellte,
Gleicht im lichten Nachtgewand
Jetzt von selbst dem Himmelszelte
Mit dem Sommerdämmerrand.

Drüben am Vesuve schwellen
Klammeradern blutig auf,
Seines Wesens Grimmeswellen
Lenken unsern Schicksalslauf.

Er vergräbt sich wild in Pläne
Und erfüllt sie auch sogleich,
Seines Hauptes Schlangenmähne
Unterwirft das Sonnenreich!

In Geschicke fügt er immer
Noch sein strenges Wirken ein,
Stirnenrunzeln, Wutgeschimmer
Sind uns bloß der Widerschein.

Urgefüge erste Bleiche
Fühlt auf einmal Daseinsnot:
Schwanger wird die Wolkenweiche
Gleich und tief vom Geist durchloht.

Dumpfer Allmacht Liebesschäume,
Dunstig, zart: ein Duftgedicht!
Reckten sich, als Lebensträume,
Stracks zur Buhlschaft mit dem Licht!

Zucken immer noch Entschlüsse
Durch des Berges Flammenhaupt?
Drohen uns die Lavaflüsse?
Dort! Und grauenhoch verschraubt!

Kann er gar das Schicksal lenken,
Rührt er langsam seinen Arm?
Welches Volk will er ertränken?
Wo versinkt ein Inselschwarm?

Taucht er Skandinaviens Küsten,
Für Atlantis, aus der Flut?
Mag zum Südsturz er sich rüsten:
Wohin gärt sein Lavablut?

Wutgeburt, Vesuv, es ringeln
Würmer dein Medusenhaupt,
Städte, menschenvoll, umzingeln
Dich, den Wust, der Blust verschnaubt.

Tod und Gift verspritzen Schlangen,
Die in deiner Nacht entstehn:
Lauernd auf den Raub gegangen,
Sprühn sie, wenn sie Leben sehn.

Angeschlemmt mit Züngelflammen,
Selber fast ein Lavabrei,
Drehn sie sich als Strunk zusammen,
Und dann bersten sie entzwei.

Flammendrache, grauser Wühler,
Nur aus Wucht: ein roter Schein!
Deines Grundes Lavafühler
Greifen in das Dasein ein.

Was zerstörst du hier im Leben,
Schäumender Verderbniskrug?
Menschen, Tiere, Wald und Reben
Tötet schon dein Atemzug.

Bis zur Meersirenensippe
Kann sich rot dein Gold verziehn,
Haschhaft auf der Wellenwippe
Wollen Weiblein damit fliehn.

Ja, sie balgen und sie streiten
Raschelnd sich ums Aftergold,
Netze können sie entbreiten,
Und kein Schein, der tollt, entrollt.

Doch der Berg bleibt unheillenkend,
Unerbittlich glutverhüllt:
Wechselweise sich verschenkend,
Ist das Sein mit Schreck erfüllt!

Es schlingen durch Liebe verkettete Stunden
Ein wonniges Band durch die innere Nacht,
Nun können sich Sterne der Unschuld bekunden,
Doch trüben wir gerne, was ferne erwacht.

Die keuschen Gefühle sind winzige Sterne,
Sie können kaum blinken und winken sich zu,
Sie lächeln wie Kinder in lautloser Ferne,
Sie weinen ein wenig und gehn dann zur Ruh.

In uns Urverliebten, in mir und im Weibe,
Beginnt unser Walten im Herzen den Stern.
Wohl bittet mein Weib, o verbleibe mir, bleibe!
In mir aber stürmt es: erferne den Herrn!

Hoch oben! Sie lächeln, die Kleinen, die Freien.
Sie folgen der Mutter natürlichem Wink.
Sie nicken bescheiden in kindlichen Reihen:
Da sind wir und freun uns am eignen Geblink!

Die Sonne ist wolkenreich westlich gegangen,
Doch schleppt sie im Sommer noch Goldschleier nach,
Drum sehn wir auf Möwensee Schaumkronen prangen,
Doch schwindet auch dieses Gefunkel gemach!

Durch innige Küsse der Liebe verschlungen,
Sind Wärme und Lüfte die Buhlen der Welt,
Damit in den triftigen Felsniederungen,
Selbst früh, nicht die Warmbraut dem Lichtgott entfällt.

Wir sehen in Liebe erglühende Sterne,
Still auch der Planeten treuhaftenden Blick,
Und Inseln und Berge in nebliger Ferne:
Das Sterndicht erfüllt, ich erfahr sein Geschick!

Das ist es! Das ist es! drum sind wir geboren:
Die innre Bestimmung entgraut sich stets mehr!
Kein Blick, auch kein Einblick, geht jemals verloren:
Wie kindlich sind Sterne! Und wissend das Meer?

Umblaut euch, ihr Augen: nicht sehn und nichts merken!
Geheimnis, mir herrlich im Weibe erhellt,
Wir können erleben, beleben, uns stärken:
Wir sind zweier Menschen geschlossene Welt.

Wie herzhaft erleiden wir Rätsel der Freude:
In dich leg ich alles, ich bin ja durch dich!
O Freude, o Freude, ihr Traumesgebäude,
Gabs je ein Gedicht, das mit euch sich verglich?

Wo du mich durchwitterst, da bin ich der Meine:
Verschiedene Seelen empfanden einst mich,
Doch du bringst mein Wesen: entkleidet vom Scheine!
Mein Weib, ja ich weiß wohl, du selber bist »Ich«!

Ein rätselndes Schwingen, Erleiden und Fliegen
Erläutert uns leuchtend, erklärlich und wahr,
Ein irdisches Sich-in-der-Ewigkeit-Wiegen
Betäubt, was sich eben dem Tage gebar.

Du dunkelerfunkelte, sterneversprühende,
Dich selber zum Tempel verzaubernde Nacht,
Auch ich bin! Und habe dir glücklich erglühende,
In sich lustverzückteste Hymnen gebracht.

Gespenster des Forderns, zu Lüsten gesteigert,
Ihr kommt über uns! Grundgesondert! Erscheint!
Wenn nichts eurer Brunst, in uns selbst, sich verweigert,
Sind Körper getrennt und die Seelen vereint.

Getrennt ist die Welt, doch sie schickt ihr Gefunkel,
In Schnuppen beseelt, in sich selber zurück:
Wohl weiß das Erstrahlte sein innerstes Dunkel
Und schwellt — und erzittert sich ewig sein Glück!

KOSMISCHES KIND

O Mensch, du trägst die Sterne durch Gedulden!
Dein pochend Herz verknüpft sich Himmelscharen,
Der Mund wird ihr Ergeistern offenbaren:
Die Urruhe geschieht in Schlummermulden.

Des Menschen Herz beflügelt sich mit Feuer!
Du Eigentum der Sterne, lebst den Himmel,
Du bist die Einfachheit im Lichtgewimmel:
Der Sanfte hält das Weltnachtungeheuer.

In unsern Seelen bergen sich die Sterne:
Sie können schimmern, dürfen lieben, leiden;
Ein Ich versammelt sie zu Freundschaftseiden:
Vereinte Freude überflügelt Ferne.

Warum der Sternenkranz so angsthaft flimmert?
Du fragst darum? Er glimmt auf Weltenscherben!
Die Flammenhast birgt tödliches Verderben:
Die Sterne sind um deinen Schlaf bekümmert.

*

Die Weltgeborgenheit ist Kindesschlummer!
In ihm verweht das Sterben, nebelt Leben.
Das Wunder: Schlummer! Zwischen Sternen schweben
Befriedigt Sonnen, macht uns zukunftsstummer.

Dem junggebornen Monde gleicht ein Kindelein:
Noch birgts der Nächte Samt im Mutterschoße.
Sein Glimmchen schwimmt im Schlummerflussesfloße;
Doch träumt es nicht in Mondes Silberwindelein.

Der Mond vermocht es, Eltern zu bescheren:
Nun hats schon unsichtbare Seidensachen;
Es krümmt zur Sichel sich und auch zum Nachen,
Um sich als Wanderer zum Tod zu kehren.

Die Milch von Vollmonden schwellt Mutterbrüste!
An ihnen wird das Kind zu sich gelangen,
Durch Mondeshuld den Trunk, sein Hemd empfangen:
Dem Weltgelüste sternt die Weibesbüste.

*

Bald wird mein Kind im Schutz Merkurius' tändeln,
Gar hurtig Sinn in Schlummerpausen bringen;
Der Sonne nah, weil froh in lieben Dingen,
Doch schlafverwandt, noch kurz durch Welt zu pendeln!

Komm zu Verstand: die Liebe kernt im Leibe!
Sei Jüngling, der den Knaben männlich rüstet,
Bevor das Weib sich seines Sternes brüstet:
Es wünscht dich liebend, daß der Sieg ihm bleibe!

Durch Sonnenjahre magst du wachsam schreiten,
Auf Ährenglut in Sommermilde blicken,
Zu Kindern hoffen, kommenden Geschicken:
Die Braut in Mondschleiern soll dich begleiten.

Das Kriegsgestirn in dir will dich zerbrechen!
Bleib sonnenstark, vernunftbegabt, besonnen.
Durch Jupiter wird die Verjüngung kühn begonnen:
Saturn läßt dich die Weisheitsworte sprechen.

Die Menschen sind geknüpfte Sternenknoten:
Mit uns besteht der Welt Sich-Selbst-Durchnetzung.
Entlösung schafft gemußte Freiheitssetzung:
Du suchst Erschlingungen zu Sterngeboten!

Ein Ich ist Erzengel im Himmel — Seele.
Durch seine Macht wird das Gestirn bezündelt:
Zum Menschen strahlen Ichtümer verbündelt,
Umwähle eins, das sich, erwußt, entschäle!

Aus Ichgewichtungen ersternen Ketten,
Die weltenbeugend eins ins andre schalten.
Doch Ichsein heißt: geglaubtes Gut verwalten,
Um weltenzeugend Gott für sich zu retten!

Des Himmels Flammensprache fordert Frieden!
Der Kern der Sterne ist ein Ich in Ruhe;
Du fragst das Kind, suchst Gott, schöpfst Bildnis, Truhe:
Dem Schlummernden ist Schwung im Heil beschieden.

Hier lacht die Nacht: das ist die Stadt der tollen Nächte,
Das ist das Land der Liebe und der Liebesrechte:
Jetzt fürchtet niemand mehr die großen Zweifelsmächte,
Noch weilt die Kindlichkeit im schaudernden Geschlechte.

Das herzt sich und lacht. Das tanzt auf der Straße.
Das nimmt sich aus Neigung und küßt sich zum Spaße.
Man liebt, um zu lieben, entjubelt dem Maße
Und ruft sich und winkt sich: das singt auf der Straße.

Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen!
Die Erde schämt sich, daß wir tanzen, scherzen.
Die Erde blutet ja vor Mutterschmerzen:
Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen.

So komme, so komme, die Reue ist ferne!
Ich habe dich gerne, wir haben uns gerne.
Die Nacht ist beruhigt. Schon flimmern die Sterne.
Wir jubeln und jubeln: die Sterne! die Sterne!

Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen!
Die Erde will nicht, daß wir herzen, scherzen,
Sie will uns aus der Herzensnähe merzen:
Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen.

Das ist die Stadt, wo ich ein Wesen knickte,
Wo ich beinah vor Bangigkeit erstickte:
Das war kein Kind, das aus dem Fenster nickte,
Das war die Schuld, die mir das Schicksal schickte.

Jetzt springen wir, wirbeln wir, drüber, hinüber!
Vorüber, vorüber, je schneller, je lieber!
Ich juble. Wir singen: ich werde doch trüber.
Ich denke nicht dran, und ich schwärme im Fieber.

Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen!
Die Erde will nicht, daß wir herzen, herzen,
Sie will uns aus der Herzensnähe merzen,
Sie blutet aus dem Herzen! aus dem Herzen!

Der Gram erfaßt mich. Ringsum wird es dunkel.
Nur selten blitzt es, wittern wir Gefunkel:
Du hörst und mehrst zugleich das Stadtgemunkel,
Auf einmal ward es überraschend dunkel!

Das Mutterherz blutet! Es blutet und blutet.
Das Unheil wird überall wortlos vermutet.
Was gibt es am Meere? Da grollts und man tutet,
Die Nacht ist vergraut, doch sie blutet! Und blutet!

Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen!
Wir können nicht fröhlich sein, jubeln und scherzen,
Jetzt fängt sich der Himmel an furchtbar zu schwärzen:
Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen.

»Du Heiliger, Schutzpatron dieser Gefilde,
Maria, du Königin ewiger Milde,
Beschirme die Stadt mit dem bräutlichen Schilde!«
Ertönt es vor manchem beleuchteten Bilde.

Wir wollen uns herzen, besitzen, vergnügen,
Wir lassen uns nimmer durch Flunkern belügen,
Wir müssen uns hier mit dem Fleische begnügen:
Ihr anderen laßt euch betrüben, betrügen.

»Du Mutter, die keine Gewalttat erfahren,
Beschütze, was fromm ist, vor Schreckensgefahren,
Erschaue Gerechte in törichten Scharen!«
Ertönt es: »Und lasse uns Trost offenbaren!«

Nun blutet das Dunkel. Das Mutterherz blutet.
Das Meer blutet auch, und man tutet und tutet!
Die Luft ist geschwärzt und von Schaudern durchglutet,
Der Tag ist verkohlt und die Nacht grell durchblutet.

Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen!
Das singt jetzt: »Wir wollen uns eilig noch herzen,
Der Tod ist so schwarz und so ledig an Scherzen!«
Es tönt: »Bringt der Jungfrau gesegnete Kerzen!«

Schon donnert die Luft, und schon tönen die Glocken,
So kann, was da jubelte, nimmer frohlocken:
Auch mag sich jetzt niemand zum Tändeln verlocken.
Nun blutet das Dunkel, nun grollen die Glocken.

Das singt Litaneien, beleuchtet die Straßen!
Wohl wagt es jetzt niemand zu lästern, zu spaßen,
Die Menschen, die lange das Murmeln vergaßen,
Durchmunkeln nun dunkeldurchblutete Straßen.

Das läuft aus den Häusern: die Freude ist ferne!
Das betet in jeder verrauchten Taverne.
Das tapft von Laterne jetzt stumm zu Laterne.
Auf einmal erschallt es: »Die Sterne! die Sterne!«

Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen!
Die Menschen fangen plötzlich an zu scherzen.
Das will genießen, jubeln, scherzen, herzen:
Das ist die Stadt mit dem gebrochnen Herzen.

Lebensgold ist jedes Blatt, und es kann nicht sterben.
Alles Same: selbst der Stiel edles Sichverschwenden!
Was da weste, werden wir urbewußt ererben,
Ja, wir folgen immerdar innern Palmenhänden.

Ach es blüht, entzaubert sich unsre Lebenssäule.
Reinheitsrosen schmücken sie. Volle Keuschheitskelche
Überwuchern sich zum Wald. An der Sonne grasen Gäule,
Und im Schatten wittern still freie Friedens-Elche.

Todesschreie gellen tief! Dort in meinen Tiefen,
Hinter Fieberlinden, sind sicherlich die Nester
Dieser argen Hälslinge: ach, wenn sie doch schliefen!
Doch vernimm, sie schlafen ja! — Schliefen sie noch fester!

Kaum in Fleisch verknüllt, entreißt Geist sich jäh den Eltern:
Was sich nur erhalten kann, mag sich schon besitzen!

O die Lust, doch auch der Tod, schäumt drum aus Behältern,
Die mit Schweiß und Tränen sich ewig überschwitzen!

Eine Sonne sinkt in mir, denn ich sehe Herzen
Sich erfunkeln und der Nacht Wesenspulse pochen,
Augenblicklich freuen mich meine tiefsten Schmerzen,
Doch die Freuden kommen schon — düster angekrochen!

Ja, die Sterne flimmern doch! so wie sie uns scheinen:
Alle hämmern wie ein Herz, züngeln nach Geschicken,
Flackern aus dem Innersten, funkeln nach dem Reinen,
Selig, durch Lebendigkeit, voll sich zu erquicken!

Mein Gedanke hat mir Weib und Kind getötet!
Mörder! Mörder! dröhnt es um mich her,
Nein, es ist das kein Gesicht eines Phantasten,
Meine Seele ist ein wilderregtes Meer.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Dort scheint mich jenes Licht, das brennt, tief zu verklagen:
Das foltert, tötet mich mit scharfem Speer!
Jetzt splitterts! Nein, es beugt sich bis zum Herzen!
Jetzt stichts so tief, so tief hinein! —
Dort scheucht mich jene rote Blutgardine,
Der langen Gasse einzger Schein!
Er haftet sich an die Erinnrung an.
Er wird der armen Seele blutigroter Fleck.
Wohl wogt ihm meine Wollenssucht entgegen,
Doch immer wieder packt er mich — als Schreck!
Ach, furchtbar schmiegt er sich, als blutge Schlange:
Jetzt taucht er auf, — er taucht empor — mit einem Bild!
Mein Weib seh ich erstarrt in Krämpfen,
Dazu mein Kind, ein blutiges Gebild.

Da liegt sie tot. Von mir erdrosselt:
Mir hat sie zu viel Lebensmuß erwürgt!
Dort seh ich noch die toten Schlangen: blutge Streifen,
Die Schmerzensspangen, die sie totgeschnürt.
Ach, hat die Todesangst ihr Licht vernichtet?
Hat sie aufs Leben wissentlich verzichtet?
Hat sie das alles, alles das, gespürt?
Zu plötzlich faßten sie die Sterbenskrallen,
Gar rasch ist sie dem Erdentod verfallen!
Dort suchte noch ihr Blick nach mir,
Er starrte nach der dunkeln Tür:
Sie spürte Tod und Schmerz in allen Nerven,
Schwer zerrte ja an seinen Mutterwurzeln
Ein jungerkeimtes eignes Sonnensein!
Sie rief vor Angst bestimmt um Menschenhilfe,
Wie läge sonst ein Weib bei ihr, das ich noch nie gesehn:
Es schluchzt noch immer dort an ihrem Totenbette,
Doch mich treibts weiter! Fort von dieser Schreckensstätte!

PAN

ORPHISCHES INTERMEZZO

Ich habe »Pan« in den Jahren 1902 und 1903 geschrieben.
Th. D.

PAN

Die Erde braust dem Sonnenlicht entgegen,
Als flöge sie in des Geliebten Arm:
Sie will sich eng an seine Fülle legen,
Denn sie ergibt sich ihm bewußt und warm.

Die Schöpferglut, die sich im All verschwendet,
Die lebenstrahlend durch das Dunkel schweift,
Wird so den Erdenkindern zugewendet,
Und unser Leben wogt dadurch und reift.

Nun beugt die Erde ihren Felsennacken
Vor Gottes Licht, zu seinem heißen Kuß:
Der Tag kann sie mit Strahlenarmen packen,
Und es durchschauert sie ein Feuerfluß.

Sie ist der Wonne inbrünstig ergeben!
Der Lebenshauch, der ihren Leib umschmiegt,
Scheint überall die Freude zu erstreben,
Denn was ans Licht kommt, wird von ihm gewiegt.

Sie kann, befruchtet durch den Sonnenwillen,
Der kühn und steil durchs ewge Dunkel drängt,
Den Durst der eignen Sonnenkinder stillen,
Denn Lebensmilch ist Licht und Luft vermengt!

Der Sonnentag, der jede Wesensregung
Im reinen Erdenschoße zeugt und säugt,
Entblößt die Demut aus der Urbewegung
Der treuen Erde, die vor ihm sich beugt.

Dann furcht er sie in alle Kinderseelen,
Die er aus dunklen Schlummerbanden engt,
Denn Werden heißt, den Wunsch der Form vermählen,
Und ist der Staub, der sich dem Geist verschenkt.

Der Tag, die Nacht sind beide lichtgeträchtigt!
Das junge Leben schwirrt aus jedem Schwung:
Ein Lichtgedanke, der im Schatten nächtigt,
Erkeimt bereits zum kühnen Lebenssprung.

Der Morgenkranz, den holde Jugendkraft gestaltet,
Der kirchlichrein den Erdball voll umschlingt,
Der aus der Nacht sich immer neu entfaltet,
Ist ewig keusch, wenn er in Sonnenarme sinkt.

Zum Jubeln aufgelegt sind unsre Seelen,
Und doch durch tiefen Friedensdrang gezäumt,
Denn aus der Nacht muß dich der Tag entschälen,
Und du bist dünner Traum, der leicht verschäumt.

Die Sonnenmacht, die mich emporgewunden,
Da uns der Wanderball knapp abgestreift,
Wird einzig selbstbewußt und frei empfunden:
Wir fühlen, wie sie tief ins Wesen greift!

Denn in dich selber schlüpfst du durch die Fügung,
Wie sich die Erde um die Sonne schwingt,
Und Sonnenwollen, ernste Selbstbegnügung
Sind in der Weltbewegung urbedingt.

Die Erde labt uns mit dem Sonnentranke
Und schützt und bettet dich zugleich:
Sie ist der Ruhe guter Grundgedanke,
Sich selbst das Vorbild für das Sonnenreich.

Dir Pan, herrlichem Wesen,
Dir Pan, Gottheit der Wälder,
Bleiben die Lebenden ewge Vermelder
Raschelnden Ruhmes im raschen Verwesen,
Rastlosen Taumels, im Drang zu genesen!
Rauschender Ursprung du, Urquell und Mündung,
Du, aller Blutnatur Säftegeleisung,
Anhalt und Lebenszweck rhythmischer Kreisung,
Überschwall, Todessturz, Wollustentzündung,
Traum über Sternen als irdische Gründung:
Zeig mir die Allnatur deiner Vereisung!

Inhalt und Lebensgrund wird jede Wendung
Heller Gestirne in ernster Vollendung:
Hier auf der Erde die Seelenbesternung
Entflammt sich am Lebenskranz irdischer Kreisung,
Doch geben Gestirne die Richtung und Weisung:
Das Urmaß erschöpft sich in keiner Entfernung!
Am Erdball entstanden wir sterblich, ekliptisch,
Wir sinken und trachten nach Lebenserklimmung!
Hier wurzelt im Grunde der Wesen Bestimmung:
Das Rätsel ist einfach, ist eirund, elliptisch!

Das Leben entsteht wie die Kraft des Passates!
Im Süden erregt und in Schranken gehalten,
Erscheint es im Glanze des Tropenornates:
Ein Hauch des Erhebens durchrauscht alle Falten
Der bunten Gewandung erstarkender Seelen.
Was kaum sich, beim Kreisen der Erde, entwunden,
Will fast noch die Bahn des Planeten erwählen,
Doch wird es von Pan gleich im Halme gebunden
Und hurtig am Erd-Rücken weitergetragen.

Nur Weniges kann sich ins Weite verschlagen,
Um rasch dann ins Chaos hinunterzustürzen:

Von Pan läßt sich alles fast fassen und schürzen,
Und rhythmisch gesammelt, entschlüpft es sich später:
Die Träume jedoch schwirren gleich in den Äther.
Das Weltallverlangen ist, einst zu verzittern!
So greift denn die Ruhe als Urmacht ins Leben,
Denn alles will friedlicher, leiser erbeben.
Zuerst muß der Gürtel der Tropen verwittern,
Erst dann kann das Leben, in stummen Gewittern,
Hinauf zu den trägeren Polen sich heben.

Uns scheint unser Trachten nordwestlich zu klimmen,
Harmonisch zu allem, was auftritt, zu stimmen.
Wir halten die Dinge, aus einem entfaltet,
Doch wirst du aus allem entschält und gestaltet.
Wohl lassen vom Weltbau und heimlichen Bösen
Sich allerlei dichte Verhüllungen lösen:
Auch muß da nicht eine die andre vereinen,
Sie können in Frieden zusammen erscheinen.
Der Mensch aber darf nur fünf Pfeiler betrachten,
Doch fühlt er, es wölbt sich, was aufkommt, zusammen,
Denn Dasein ist Ursein und nimmer Entstammen!

Nach Ruhe weht das Weltverlangen!
Die Schöpfung stirbt um ihren Kern.
Doch kannst du nur dein Ich umbangen:
Kein Herz gebiert den Ankunftsstern.

Der Himmelsbau blaut ohne Ende,
In dich getieft und jenseitsfrei:
Wohin die Kühnheit sich auch wende,
Umschließt uns eine Sternenreih.

Gestirne suchen ihre Mitte:
Den Todesstern im Weltenraum!

Sie atmen zu uns ewge Schritte,
Versprühn dabei den Lebensschaum.

Ihr Starrsinn sucht sich zu erfüllen,
Was Schutz erheischt, verkrümmt sich: rund.
Planeten konnten sich erknüllen,
Doch schürt noch Glut in ihrem Schlund.

Das Feuer wird die Schranken brechen!
Einst reißts die Klammern jäh entzwei:
Wenn Flammen den Granit durchstechen,
Durchdonnert ihn ein Lebensschrei!

Ein Glutstrom stürzt, nach der Verwundung
Der Rippen, aus dem finstern Ball.
Denn unterwühlt ward seine Rundung
Durch eignen, innern Flammenschwall!

So wälzen ruhlos sich Gestirne
Durchs mittellose, freie All,
Und runzeln sie die Felsenstirne,
So ahnen sie den Weltverfall.

Doch weiter glaubensheiter schreiten
Die Sterne auf der Bahn des Seins:
Die Rundsucht und die Urflucht streiten
Ums »Fort!« aus dem Ellipsen-Eins!

Ein Anfang, der noch nie bestanden,
Wird so, und froh, weil jung, versucht:
Nach ewigen Ellipsen-Banden
Strebt Geist, der seine Welt verbucht!

In sich verschlingt das Ei die Strahlen:
Die Ewigkeit, des Sturzes Wucht.
Es beugt sich rund zu Ursprungsqualen,
Und seine Mutter ist die Flucht.

Erscheine, Pan, tritt auf im erdbewußten Kreis,
Kein Sieg gelingt, doch nichts verschrumpft, um zu verderben!
Im eignen Kreis gefühlt zu sein, ist das ein Preis?
Was uns entschwand, weiß neuen Anklang zu erwerben,
Was eben wirkt, um unsern Sinnen sich zu zeigen,
Erfassen wir, um es in uns dann zu verschweigen.

Und doch, o Pan, den kurzen Einblick in Momente,
Die unverstanden, doch harmonisch um uns zaubern,
Den faß ich auf: des Daseins dauernde Tangente,
Die rings das Wirbelsein berührt, ich halt sie fest!
Du bist ein andrer stets, verschieden vor den Klaubern
Der Sonnenfrüchte, die sie gierig ausgepreßt.

Und dennoch kannst nur du mich etwas Einsicht lehren,
Denn du allein zeigst mir den Geist in seinem Leibe,
Nur du vermagst ein Rundbild knapp uns zu bescheren:
Und deine Ganzheit schützt davor, daß man beim Fordern übertreibe!
Was tritt zutag? Ich weiß von nichts, das mich umlauert,
Doch trachtet, was bereits erschien, noch aufzutreten:
Es wühlt schon, wirbt, scheint seinen Aufschwung zu verspäten:
Ich weiß, jetzt schwirrt die Welt, in der mein Wesen dauert!
Mir gilt für tot, was Sinn und Wunsch in mir verschmähte,
Und was ich hasse, hab ich sicherlich bereits bedauert.

Wenn ein Gedanke wo entsteht, geschieht das formlebendig,
Zum mindesten in sich begrenzt und selbstverständlich:
Verkettet sind wir mit dem All, nach Maßen,
Die unser Grundempfinden mit der Welt verbinden.
Als jung erscheinen alle Dinge, die wir kaum vergaßen:

Bewußtsein aber heißt, für Fernes Formeln finden.
Und können wir Erscheinungen ganz knapp bemessen,
So wissen wir, wie uns in jede Gegenwart zu pressen!

Kein Mieder, keine Klammer kann als Bild genügen,
Um die verhängnisvolle Enge zu beschreiben,
In die sich stets, auf ihren vielen Wanderzügen,
Die Wesen immer wieder gegenseitig treiben.
Ja! Alles was wir ahnen oder kaum erleben,
Muß scharf und straff in junge Fugen greifen,
Und alles was wir tun, muß ringsum Hebel heben,
Selbst Träume tun es, die ins Garnichts schweifen.

Ach, alles, auch das Loseste, hat volle Geltung auf der Wage
Der Bilder, die vor unsern Sinnen jäh verschwinden
Oder, aufschnellend, den Weg zur Dingempfindung finden;
Ja! Alles was da scheint, daß es die Nachbarschaft benage,
Die Wolken, selbst die Blitze, Nebel auf den Fluren,
Bestehn auch innerlich aus Klammern und Konturen.

Die Sonnentiefe, die wir in uns selbst empfinden,
Läßt jede Lichtfigur und manche Tat vergrauen:
Erlebte Dinge sehn wir blaß und bald verschwinden,
Die Zukunft aber kannst du aus dir selbst erbauen.

Der Stern in uns will übersinnlich Gott erreichen,
Und sein Bewußtsein läßt er durch den Äther schweifen:
Die Fernen sieht er plötzlich schroff und jäh erbleichen,
Weil ihre Nähen in den Menschen übergreifen.

Wir leben in der Sonne! Unsre Seele selbst ist sonnig!
Doch sieht sie vom Gestirne nur die fremde Mitte:
Was uns dann gleicht, empfinden wir als warm und wonnig,
Und lichtgelenkt, beherrscht der Geist bald deine Schritte.

Die Welt erblicken wir, dank unserer Beschränktheit:
Es könnte sich kein lückenloses Sein erfassen!
Die Würde und die Güte fühlt erst die Gekränktheit,
Und in uns selber wühlen wir nach edlen Rassen!

Pan, Pan, so öffne deines großen Reiches Pforten,
Und was ich fühlen muß, beschwere du mit Worten.
In deiner Welt wird sich der Geist in Formen kleiden,
Und wer dich kennen will, muß wirklich innig leiden!
In deine Lebenswellen, Jubelsprudel, fällt ein Lot,
Das ist der Ruhedrang, das Urbedürfnis der Natur.
Es singt und trifft und mißt bei dir — und ist der Tod,
Denn jedes Ichbewußtsein ist schon seine Spur!
Mit Lichtgeschlechtern, die ihr Gleichgewicht erkämpfen,
Läßt das Lebendige auf Erden sich vergleichen,
Hier muß die Ruhewucht den Sonnensturm der Wesen dämpfen,
Und nur im Traum kannst du dein Innertum erreichen.
Die Welt muß vollerfüllt sein und mit scharfen Klammern,
Die wir nicht sehn, erreichen sich die Zackenmassen
Der Dinge, die da, allseits wechselnd, sich erfassen;
Wir fühlen sie, wenn wir uns freuen oder jammern,
Doch meistens müssen sie ganz ungeahnt erbleichen,
Denn Pan kann sie für unsre Sinne nicht erreichen:
Wir dürfen den Verstand an Lichtgesichte hängen,
Und trachten dann die Freiheit zu erobern,
Und wenn wir Selbstsucht mit dem Anstand schlau vermengen,
Beherrschen wir den Tag und zählen zu den Obern;
In Wirklichkeit jedoch sind wir dann Springinsfelder,
Ganz ohne edlen Ahnenernst verlorner Wälder!
Ein wahres Gleichgewicht in uns gebiert Gesittung,
Da können dem Verstande Ahnungen entwallen,

Und Pan erfaßt und bannt sie noch in Marmorhallen.
Doch bleibt der Tageshelden flüchtige Verkittung
Ganz ohne Halt mit unsrer Allheit Daseinsketten.
Sie sind von keiner Dauerart; beinah wie Kletten
Umschlingen sie des Urgewissens Trutzbestände:
Sie trachten stets, voll Hast, ihr Einzelglück zu retten,
Denn sie sind schwach, des Lebenssturmes flaches Ende.

O Pan!
Ich trachte allseits deine Dagewalt zu finden,
Doch in der Stille nur hast du dich wahr gezeigt:
Ich wartete und fahndete nach dir, und Linden
Im Walde haben sich dann still im Wind geneigt.

O Pan!
Du scheinst im Waldesatem langsam zu verschwinden
Und zeigst dich auch in der Geradheit, die zum Äther steigt:
Um deine Hauptgedanken legst du sorgsam Rinden,
Und rings verblätterst du die Sehnsucht, die sich leicht verzweigt.

Was ist ein Blatt? Der Wunsch, sich lange grünend zu erhalten.
Die Frucht? Ein Trumpf gegen die Feinde, die rings lauern.
Die Blüten? Lauter Wünsche, Freude zu entfalten.
Der Same? Der Verzicht, unsterblich fortzudauern.

O Pan!
Ich weiß, die Kerne, die sich fest zusammenknollen,
Sind Weltgesetze, die in sich den Halt gefunden;
Aus ihnen wurden stets die ewgen Dinge jung entbunden,
Denn aus Ellipsen läßt sich alles neu entrollen.

O Pan!
Nun sage mir, was ist der Duft, das Gold im Pollen?
Die Glut der Erde, die sich hold zum Licht gewunden,
Die allseits trachtet, Sonnenliebe zu bekunden,
Und der Triumph ist über Not und Tod der Schollen!

*

O Pan! Ich will durch deine Wälder streifen,
Und mein Erschauen soll den Forstgott loben:
So zeige mir, wie Sonnenwünsche reifen
Und Lebensbäche in den Bäumen toben.

O, lasse mich in deinem Kreise lesen,
Denn du erlebst dich selbst in deinen Sprossen:
In Pappeln ängstigt sich beinah dein Wesen,
Weil du darin zu rasch emporgeschossen!

O Pan! Beharrlich ragst du in die Tanne:
In diesem Baum willst du dein Alter adeln,
Ists doch, als ob er Waldlust von sich banne,
Vor allem Nahen wehrt er sich mit Nadeln!

Mir scheinen Eichen, die den Fels zerspalten,
Die Schmerzen einer Gottheit zu verbeißen:
Ja, Pan! Wohl wurzeln deine Kampfgewalten
In Stämmen, die den Boden wild aufreißen!

Gleich einem Kinde spielst du mit dem Winde,
Denn herzlich freut dich alles blaue Leben!
O Pan! Wie linde rauschst du in der Linde!
Du läßt ihr Laub, fast singend, sacht erbeben!

Der Bäume Einfalt scheint zu Gott zu beten,
Er möge ihre stille Unschuld schützen:
Verhecktes Waldgerank und grelle Sumpfraketen
Jedoch betrachten sich kokett in Pfützen.

O Pan! du sehnst, in grünen Efeuranken,
Dich nach der Urgesammeltheit der Wesen:
Drum sollen an dir selber Stämme kranken,
In denen du dich einzeln ausgelesen.

Du willst in Pilzen dich ins Leben klemmen
Und trotzt darinnen tötender Vernichtung:
Du treibst, als Rest, zuletzt in Scharlachschwämmen
Und preßt dein Blut dabei zur Giftverdichtung.

O Urwald, du Sinnbild von Lebensgedanken,
Leibhaftiger Inbegriff tiefer Gefühle,
Die rings sich, vom Mutterland, himmelwärts ranken,
Du seliger Ausdruck vom Waldesgewühle,
Entwurzelter Ursprung der Tiere der Wüste,
O Pan, den ich fahndend als Erdgott begrüßte,
Nun laß dir für herrliche Einblicke danken!
Ich lobe die Bäume, als Gleichnis des Lebens,
Lichttrunkenen, stolzen Sichsonnwärtserhebens!
Ich ruhe auf schaukelndem Wildwaldgewinde.
Ich liebe die Wildnis, ihr Singen im Winde.
Ich hör ihre Lieder des Werdens erklingen,
Ihr Ahnungsgeflatter das Blattwerk durchdringen.
Ich lausche zuerst dem Gebrause der Blätter,
Dann scheint sich, was grünte, zu Flügeln zu paaren,
Und plötzlich gelingt schon das Freudengeschmetter,
Und überall jauchzen der Waldvögel Scharen!
Im Urwalde regt sich bereits das Verlangen,
Das irdische Fordern, sich anzubequemen,
Durch innige Lichtrhythmen rings zu verfemen:
Vom Erdfeuer Inhalt und Wert zu empfangen,
Um langsam den Drang, was sich bietet, zu nehmen,
Durch glimmende Seelenbeginne zu lähmen!

Im Wasser, wo Sumpfblumen wunderbar prangen,
Und Blattpflanzen, was sie verlangen, erlangen,
Wo Rohrgruppen Schlangen und Schlammuscheln schützen
Und stumm sind, als ob sie Geburtsrätsel bergen,
Beginnen auch wirklich der Streitseele Keime.
Denn hier kann, was da ist, im Schöpfungssumpf bleiben
Und rastlos im fetten Morastschlamm und Schleime
Sich weiterverpflanzen und weiterbeleiben.
Das Schilf darf ganz schlaflos und traumlos beharren
Und braucht nicht mit Wurzeln nach Nahrung zu scharren,
Die Luft aber, die sich voll Hoffnung erweitert,
Und die sich durch Tummelwindwirbel erheitert,
Hat flatternde Blätter, auf Bäumen und Sträuchen,
Und seufzende Wesen, die Schreckbilder scheuchen,
Hat schließlich den atmenden Pulsschlag erschaffen,
Denn Seelen entstehen, wo Blutpausen klaffen!
Die Sehnsucht zur Sonne, durch die wir ersprossen,
Die alles in Formen, voll Schlankheit, gegossen,
Hat weiter die Seele gestählt und erzogen,
Bis endlich der Geist ihr in Freiheit entflogen!
Es hat sich der Leib, übersättigt, den Frieden
Und eigenen Willen (als Streiter!) beschieden.
So mußte das erste Bewußtsein erwachen
Und Pan diesen Einfall gar herzlich belachen!
Warum aber trag ich Verlangen zu rasten,
Und nimmer die Lust, stets nach Nahrung zu tasten?
Das ist, weil die Winde der Erde erkalten
Und nimmer den Sommer und Urwald erhalten,
Das ist, weil wir weiter die Sonne ersehnen
Und ihr unsre Lebenserzwingung entlehnen.
So sind wir dem Urwald entwachsen und haben
Mit blassen und zarten Erinnerungsbildern
Und anderen wachenden, wachsenden Gaben

Des Geistes, sich selber sein Sehen zu schildern,
Versucht, unsre Wüste in Eden zu wandeln,
Um drinnen (vor uns!) nach Gesetzen zu handeln.
Das Heldengefühl ist ein Sprosse der Wildnis,
Das Raubtier bereits dessen Gleichnis und Bildnis,
Denn schleierhaft folgte es erst dem Geruche
Und machte sich stumpf, durch den Staub, auf die Suche,
Da mußte sein wiedererwundertes Spüren
Durch Fernen zu irdischen Einsichten führen.
Durch Sonnengesetze versprengt und erhalten,
Hat einst die Natur, allseits, vielfach zerspalten,
Auf einmal Bewußtsein und Sehkraft errungen:
Ihr Werk ist ihr herrlich im Raubtier gelungen,
Denn das ist genau auf die Beute gesprungen!

O Natur, du hast harmonisch,
Welt — und urarchitektonisch —
Vor Äonen schon beschlossen,
Daß vollendet und gegossen,
Deine Schöpferhand die Zwänge
Deines Wirkens tief verschlänge,
Um nach ewigen Gesetzen
Das Bewußtsein festzusetzen!
Halleluja! ruf ich heute,
Denk ich an die ferne Stunde,
Da ein Raubtier seine Beute,
Blutend noch aus frischer Wunde,
Als sein Anrecht voll erkannte
Und, sich merkend, wo sie hauste,
Wenn sein Blutdurst neu entbrannte
Und Begierde es durchbrauste,
Dann zurückkam zu der Stelle,

Um zu würgen, was es brauchte:
Denn das war die helle Quelle,
Der des Menschen Geist enttauchte!
Wars ein Vogel, der aus hohen
Sonnenwarten niederschaute,
Der, um Schluchten zu bedrohen,
Freie Felsenhorste baute?
Der zuerst die Sonnenteile
Seiner klugen Seele spürte
Und den Lichtruf seiner Eile
Mit in Wolkenhöhen führte?
Oder war die Sonnenfreiheit
(Schnelle, Höhe, Wesenstrennung,
Diese holde, goldne Dreiheit,
Urbedingung der Erkennung
Der Natur, ihrer Befehle,
Die nun klar zu uns gedrungen),
In der Wüstenräuberseele
Einer Katze so verschlungen,
Daß sie alles dies enthaltend,
Angeschmiegt ans Erdbedürfnis,
Und den Leib danach gestaltend,
Das Bestehen im Zerwürfnis,
Wie die Sonne es geschaffen,
Doch am klarsten möglich machte?
Eingewurzelt und mit Waffen
Ausgestattet, hat die Spinne,
Der Verstand, der just erwachte,
Alle Netze seiner Sinne
Jedenfalls so zart versponnen,
Daß er seiner sich besonnen
Und im Sonnenkrieg gewonnen!
Einerlei, was angefangen!
Tatsache: in uns gelangen
Wir, als Erdenüberseher,

Unserm Innenlichte näher.
Was sich keinen Wunsch gestattet
Und beharren will, ermattet:
Wälder, Fluren werden kleiner,
Doch die Seele klarer, reiner.
Ja, es siegt das Allerfeinste,
Das das kosmische Verhältnis
Der Gestirne bis ins kleinste
In sich birgt, wie ein Behältnis!

Es hebt die Sonne uns in ichbewußte Kreise
Des Weltendaseins, wo sie voll ergänzt,
Durch Erdensinnentäuschung wunderbarerweise,
Ein Sonnenwesen sich erschuf, das engbegrenzt
Und lustberauscht, auf seiner steilen Erdenreise,
In Form besteht und das sein Glaube überglänzt!
Doch sind die Sonne und die Erde nur die Eltern
Von uns beahnten, welterherrschten Sternentstammern:
Das Land empfängt die Lichtbefruchtung in Behältern
Und schöpft dabei den Sternen gleichgewichtge Klammern.
Und läßt der Sonnenüberschwall sich nimmer keltern,
So füllt auch er nur Lücken, in das Sein gefaltet:
Die Weltellipse, die sich stets zu bilden trachtet,
Trägt in sich selbst Millionen Seelen eingeschaltet;
Ein Wesen ist Bewegung, die ein Leib befrachtet:
Ein Ruck ins All, zum Dasein umgestaltet!
Jedoch bevor man unsern Tierkreis voll betrachtet,
Erscheint die Art, die sich aus seiner Ganzheit spaltet.
Die Schlange kann die Rundung fast allein vollenden
Und aus dem Grunde jeden Wechsel überdauern,
Die Natternbrut wird auch wahrhaftig nie verenden,
Sie wird sich, ewig scheu, in gleicher Form zusammen-
kauern,

Die Abschäume, verdichtet noch, als Gift verwenden,
Und was nur ihrem Kreis entragt, damit belauern.
Die Echsenart ist von der Erde fast verschwunden,
Doch lebt sie noch, in Lauf- und Kriechtiere gespaltet;
Der Schleicherleib hat Tagrager aus sich entbunden,
Und was dann blieb, verschlang sich oder ist veraltet;
Nur kleine Echsen sehn wir noch in warmen Sonnenstunden
Als Reste einer Tropenwelt, die still erkaltet.
Die Wildlinge der Wälder tragen schlanke Schnelle
Und der Ellipse Stille mit sich fort im Wesen,
Denn die Natur hat sich zu neuer Lebenswelle
Des Sprunges Höhenruck, als Anstoß, auserlesen;
Und Tiere bilden so beim Hüpfen Bogenfälle,
Aus denen andre Richtungsseelen stets genesen.
Was deshalb Hasen, dauernd, zu vollziehn beginnen,
Wird stets von Fuchs und Wolf, im Laufe, fortgetragen,
Und fängt der Aufwärtsschwung an, Geltung zu gewinnen,
So rückt im Maulwurf er in untre Lagen:
Im Bären drängt der Tierkreis wiederum nach innen,
Und der kann schwer nur kriechen, klettern, aufwärtsragen!
Die Rundvernunft des nächsten Kreises ward im Wesen
Der Wüstenkatze, der ein Sonnensprung gelingt,
Voll Macht erfaßt, und schon im Lauern sind Synthesen
Der spätern Richtungen verknüpft: ein Aufruhr schwingt
Den Satz des Tieres, das soeben still gewesen,
In halben Kurven, daß es knapp aufs Opfer springt.
In andern suchte Pan die Haltung zu erstreben!
Und diesem Trachten wurden Affen angepaßt,
Doch war noch keine Sonnenwürde zu vergeben,
Und so erkletterte der Drang den ersten Ast.
Nun können die Makaken zwar ganz lustig leben,
Ihr Tiergedanke aber ist noch karg gefaßt:

Die Affen trägt ja nur der Anlauf zur Bewegung,
Die majestätisch, schlank, im Menschen weiterschreitet.
Ein Geher aber braucht fatal die Überlegung:
Die Ferne, die er fand, hat seinen Geist erweitet,
Und seht, das Faultier hängt nach unten, nach der Regung
Der Kreisnatur, die es vom Lichtweg abwärts leitet.
In solchem Stadium aber sind die Erdenleiden
Noch ungereimt und roh in ihrer Formzerhacktheit,
Die Wesen können, halbbewußt, sich nur beneiden.
Die Wüste herrscht in der groteskesten Verzacktheit:
Statt Seelen muß der Wald die Götter rings bekleiden,
Und nur vom Gurt an trotzt noch ihre Wolkennacktheit!

Von Flimmerlüften war das Nebelmeer verschlungen,
Die Täler dampften sonnvergoldet, frei,
Doch alles, was zum Sonnenglück emporgesprungen,
Trug in sich selbst ein Stück der Daseinswüstenei.

Auf hohen Gipfeln fieberten noch Wolkenmassen
Und ragten steil und schroff ins tiefe Blau empor.
Sie schienen alle Erdensehnsucht zu umfassen,
Bis ihre Hochgestalt sich wetternd auch verlor.

Im Sieg des Lichtes wird die Wüstheit lebenstrunken,
Nur dort, wo noch ein Wolkensaum das Land umzog,
Ist manche Wildnis in ein Gletschergrab gesunken,
Das nun ein Geierschwarm, statt Wolkenflaum, umflog.

Was sonnwärts lebte, schloß, zur eigenen Bewahrung,
Die Tierkreise zu einem strengen Beutering,
Doch fehlte bald den Lichterlesensten die Nahrung,
Denn, was sich an sie schloß, blieb dürftig und gering.

Somit verreckten denn die allermeisten Wesen,
Und Licht und Erde trennte nun ein Wüstensaum:
Das Wachstum mußte bald verschrumpfen und verwesen,
Fast astlos blieb der Mutterstamm vom Lebensbaum.

Die Sonnenrückkehrkrone aber mußte bleiben,
Denn Erdenglutsal fand darinnen Unterkunft.
So schien für seine Blüten nur des Baumes Saft zu treiben,
Und bald entduftete die Tugend der Vernunft.

Vernunft ist ein erworbnes Erbstück unsrer Erde,
Das Widersprüche, ja das Licht der Nacht verknüpft!
Sie gibt uns auch das Pathos freier Herzgebärde,
Da ihr Entschluß nun mit ins Schöpfungswalten schlüpft.

Sie muß in sich die eigne Sonnenhöhe messen.
Sie ist der Erde tieferstrebtes Meisterwerk.
Sie trachtet, wirkend ihren Ursprung zu vergessen,
Und aufs Ermeinte richtet sich ihr Augenmerk.

Sie sucht den Kreis, den sie erfaßt, streng abzuschließen.
Der Menschheit Lasternachschub wird von ihr verdammt,
Und wo sie stark ist, kann sie geistig tief genießen,
Da sie asketischer Notwendigkeit entstammt.

So ward, fast eirund, auch des Menschen Hirnverschalung,
Durch dünne Wirbel dann, das Haupt vom Rumpf getrennt,
Denn nur der Urellipse Teilung und Verstrahlung
Ergeben Weltvernunft und Sonnentemperament.

Des Menschensamen ganz verschieden rasches Schwingen
Gibt künftgen Wesen ihre sonnenfrohe Art,
Wohl muß der Urkeim schon den Sonnenrang bedingen,
Nach dem der Pulsschlag dann den Sonnenrhythmus wahrt.

Vernünftige Erkenntnis der geschlechtlichen Erzeugung
Der Nachwüchse ward bald zum letzten Ruck,
Zur Spaltung in Geschlechter: klare Überzeugung
Befreite erst von allen Zwittertumes Druck.

Denn dieses scheute die Vernunft als unnatürlich,
Zumal es immer jung, als Urinstinkt, ersproß;
Doch blieb auch seine Grunderstickung unausführlich,
Da es stets wieder in den Menschen überfloß.

Das Wechseln ward dann für die Menschen vorbehalten
Und die Geschlechtstrennung der Wildnis größter Drang,
In Sonnenmännchen und in Erdweibchen gespalten,
Erfüllt ja schon das Dasein seinen heilgen Zwang.

Nun schürt jedoch die Erde eine Einheitsflamme,
Die die Vernunft zurück in ihre Kreise weist!
Sie treibt und hält sich steil am Daseinsstamme
Und heilt, was die Natur wild auseinanderreißt.

Im Menschengeiste lohen hehre Farnenwälder
Jetzt hoch empor, und was erstorben ist, ersteht.
Das da sind Edens urversprochne Felder:
Ihr Himmel ist vom Meergewimmel übersät!

Dort oben schimmern Goldpolypen, Purpurschlangen,
Und Riesenperlen ruhn in einem Muschelhof,
Nur Dichter können stets nach ihnen sicher langen,
Und immer fühlt ihr Wesen, irgendwo, ein Philosoph.

Beinahe von der Eingeschlechtlichkeit gereinigt,
Da die Vernunft sie unerbittlich von sich stieß,
Bleibt doch der Mensch noch ernst mit der Natur vereinigt,
Wie sich die Schöpfung dies vom Vollgeschöpf verhieß.

Pan!
Was du vom Weltall festgehalten
Und dann in Daseinsformen zwangst,
Gabst du, entwickelt und gespalten
In Wesen, die du selbst durchdrangst,
Dem Licht zurück: doch die Gestalten
Der Wälder fühlen, wie du bangst,
Ein Sonnenreich hier zu verwalten,
Und panisch heißt dann ihre Angst!

Drum hast ein Bündel du geschaffen
Und jung vereint, was du geteilt,
Und da gelang dirs, zu erraffen,
Was deinem Banne fast enteilt.
Du überwandest alles Klaffen,
Das rings sich in die Schöpfung keilt,
Du gabst dem Menschen tausend Waffen,
Und kurz, du hast sein Leid geheilt!

Nun sieht der Mensch dein ganzes Wesen
Und wird zum Spiegel deiner Macht.
Du selbst, der nur bedingt gewesen,
Hast dich, in ihm, zum Gott gemacht!
Das was der Mensch nicht aufgelesen,
Ist meistens um sein Recht gebracht,
Und was ihm schadet, soll verwesen,
Da er das Werden mitbewacht!

Gottähnlich sind wir denn geworden,
Denn jeder züchtet und zerstört!
Und mag der Mensch auch plündern, morden,
Wird doch die Ordnung nicht gestört:
Es gibt im Weltall freie Orden,
In die schon die Vernunft gehört,
Und solche, wo die Wut der Horden
Mit Gott geht: gegen Gott empört!

Die Sinne, die uns in die Höhe führen,
Durch die das Licht in unser Innres bricht,
Durch die wir selbst die Sternenwelt berühren,
Durch die das Weltgeräusch zur Seele spricht,

Hat sich der Menschengeist berauscht erweitert!
Das Lied ist seinen Lippen bleich entschäumt.
Ein Bildertraum hat seine Welt erheitert:
Er selbst sich gegen Dünkel aufgebäumt.

So ward die Seele wohl von Sonngewalten
In edlem Gleichgewichte aufgetürmt,
Dann konnte sie den Leib noch umgestalten,
Und Schönheitsfreude hat sie bald durchstürmt.

Nach ihrem Dasein unter Sternenthronen,
Nach Maßen, die dem Körper Stolz verleihn,
Erschuf sie Tempel, wo Gedanken wohnen,
Und lud sich Träume in ihr Innres ein.

Jetzt will die Seele lauter Fesseln sprengen,
Da sie ihr Dasein selber überdacht,
So mag der Geist sich aus den Massen engen,
Denn es gelüstet ihn nach Eigenmacht.

Wohl fühlt die Seele, tief in sich verschluchtet,
Die Jugendsprudel, die das Leben birgt,
Und liebt darum den Fluß, der stumm befruchtet,
Wie sie, durch Überschwemmung, Gutes wirkt.

Ein Brunststurm, der die Wildnis jäh belebte,
Kam stets als breiter Uferstrom heran,
Und ward, als es ein stilles Sein erstrebte,
Zum Geist, der frei die Welt begreifen kann!

Ist es Erinnerung, ist es ein Hoffen,
Wenn du in Wolken Welttragödien liest?
Steht noch ein Sonnenreich dem Menschen offen,
Ein Tag, wo jeder Strom zum Lichte fließt?

Die Götter werden zwar in uns geboren,
Doch etwas gibt es, das durch sie geschieht:
Sie werden erst als Seelenhalt erkoren,
Wenn man sie hoch über sich selber sieht!

Als sich die Seele ihren Körper angegossen,
Da trieb sie Wanderlust stets tiefer in den Wald,
Denn ihrer Tage Einsamkeit hat sie verdrossen,
Und Weiterschreiten ist des Menschen Grundgewalt!

Doch hat im Weibe sich die Freude ihm erschlossen,
In ihr fand jede Sehnsucht ihren Aufenthalt:
In ihren Armen hat der Mann die Welt genossen,
Und auch der Wald hat bald von Liedern widerhallt.

Doch bleibt das Vorwärtsgehn des Herrschens Urbedingung.
Was fliegt und klettert, fällt zurück zum selben Fleck:
Den Wanderer jedoch verlangts nach Weltbezwingung,
Und kühn kürzt er den Weg durch Buschwerk und Geheck.

Beim Bergersteigen träumt sein Geist von Machterringung,
Und tausend Blöcke räumt sein Fuß behende weg:
Des Meeres Anblick bringt sein ganzes Sein in Schwingung,
Und selbst den Wogen trotzt sein Wollen froh und keck.

Im Wandrer ist ein andrer Welttag aufgegangen.
Nun trug die Urvernunft ihn schon in ihren Kreis,
Floß doch, seit langer Zeit, ein irdisches Verlangen
Nach unserm Weltverstand in jedes Sonnenreis.

Was blüht, entblättert lieber, als am Baum zu hangen,
Denn seine Icherfüllung ist ein Lichtgeheiß!
Das ganze Leben webt und bebt aus Todesbangen
Und Sehnsucht nach dem Überwinterer im Eis.

Der Jünglingsmensch war überglücklich, als er fühlte:
Ich trage zartverknüpft das Weltall im Verstand;
Er wußte nur, wieviel sein Lichtgefühl bespülte,
Und daß er holden Sonnenstolz in sich empfand!

Und was aus seinem Innern sich zur Klarheit wühlte,
Fand stets in der Erinnrung ruhigen Bestand,
Und wenn er sich im Wald mit seinem Weibe kühlte,
Was er auch tat, Erfahrung ging ihm sanft zur Hand!

Am liebsten blickte seine Seele in die Ferne,
Und einer Tiefe Widerspiel war ihm die Nacht:
Er wählte, zählte oben seine Lieblingssterne
Und hat die ruhigen zu Freunden sich gemacht.

Doch einen goldnen sah er ganz besonders gerne,
Denn stets hat der vom gleichen Fleck ihn angelacht:
Er wollte, daß sein Weib zum gleichen Lichte lerne,
Und da ist beider Treue hold und voll erwacht.

Er schwor, sein Leben wie die Sterne einzurichten:
Wie er sie wiederfand, nach langer trüber Zeit,
Wenn sich der Himmel langsam anfing aufzulichten,
So käm auch er zurück, ging er auch noch so weit.

Er wollte sich mit einem Eid dazu verpflichten,
Daß er für ewig einem Weibe sich geweiht,
Und mochte, Sternen gleich, ein Wimmeln sich verdichten,
Er wußte fest: er hatte sie allein gefreit!

Dann sang er auch ein Lied, voll klarem Weltempfinden,
Und das sich dennoch nach dem Traum zurückgesehnt:
»Ich werde dich durch Sternenhilfe wiederfinden,
Wann immer ihr mich auch im Wald verschollen wähnt.

Du kannst aus meinem Banne nimmermehr entschwinden:
Denn sieh! der Himmel, der sich über Gipfeln dehnt,
Bestimmt, daß sich nur Herzerkorene verbinden:
Und sich! mit uns wurden wir beide hold belehnt.

O horch, wie stolz die Welt auf sichern Wegen schreitet,
Wie Hohes strahlt und sich an seinem Glanz erfreut!
Hold ist die Macht, die ganze Lichtfamilien leitet,
Denn dort gehört man sich, ist man auch weit verstreut!

Durch tiefe Flammen wird die Liebe hoch verbreitet,
Doch auch die Treue sei uns streng gebeut,
Und wer gehorcht, folgt einem Gott, der für ihn streitet,
Selbst die Vernunft ist Demut, die uns nie gereut!

Der Sterne stillster soll die Wege uns erhellen!
Er scheint von allen der geliebteste zu sein,
Da sich des Nachts die andern traut um ihn gesellen,
Und hoch und hold auch mancher Stern mit schönerm Schein.

Selbst Sterne, die sich morgens in die Tiefe schnellen,
Umschwirren noch, in weitem Kreis, ihr Sternelein!
Drum führ es mich aus Wildnis stets zu jenen Stellen,
Wo ich dich finden werde: heiter und allein.«

Erfreut durch sein Erfassen hoher Sternenwege,
Schritt nun der Mensch dem Nordstern zu, in kühler Nacht:
Als ob ihm gar an unsern Sonnenrätseln läge,
Hat ihn ein Tagmarsch meistens westwärts fortgebracht.

Wars doch, als ob sich Neugier plötzlich in ihm rege,
Den Sonnentod zu sehn in hehrer Abendpracht:
So ging und zog er stets nordwestlich in die Schräge,
Denn das verlangte seiner Ahnung tiefste Macht.

Als sich im Menschen jener goldnen Zeiten
Der Wesen Lichtpflanzung langsam geklärt,
Als er erkannt, wie Menschen sich verbreiten,
Daß die Natur uns Schöpferkraft gewährt,
Bekamen Männer Lust und Mut zum Streiten,
Denn jeder faßte, daß er Macht begehrt!

Er wollte Wald und Wild und Wetter trotzen
Und hat sich mancher Waffe schlau bemächtigt,
Die Tiere schienen tatlos zu schmarotzen,
Und bloß die Menschenseele lichtberechtigt:
Und sah sie irgendwo ein Schreckbild glotzen,
So war das Pan, der in den Wäldern nächtigt!

Dann drang der Mensch mit starken Achsenhieben
Vom Orte fort, wo er sein Beil gezimmert,
Und wo er nachts mit seinem Weib geblieben,
Hat stets ein Feuer durch den Wald geschimmert,
Sein Flackern hat fast jedes Tier vertrieben,
Nur wenge haben um den Herd gewimmert.

Einst wollte er die Wildnis blind zerstören
Und alle Tiere, die er antraf, töten!

Wohl schien ihn Zeugungsfeuer zu betören,
Ja, Flammen sollten seine Pfade röten,
Die Götter seinen Menschenwillen hören,
Er hoffte, daß ihm Gluten Mittel böten!

Ganz plötzlich wollte er den Wald entzünden,
Der östlich sich, weit über Höhen, dehnte,
Da stieg jedoch die Furcht aus Seelenschlünden
So jäh empor, daß er sich doppelt wähnte:
Er bebte schrecklich vor den künftgen Sünden
Und fühlte doch, daß er sich danach sehnte!

Da sang der Mann dem Weib von Sonnenplänen:
Es sollte nichts von seiner Ohnmacht ahnen,
Und in dem Lied erfüllte sich das Sehnen
Nach hohen, urempfundnen Sonnenbahnen:
Das Weib jedoch wollte an ihn sich lehnen,
Um ihn zurück zum Erdenglück zu mahnen!

Es war einmal. Der Wald stand halb entblättert,
Und Gold hat sich in alles eingewoben,
Die Vögel aber haben noch geschmettert,
Sie konnten nie genug die Sonne loben!

So klangen ringsum Herbsthymnen der Halden,
Der Jubel, der sich frei zum Lichte schnellte,
Entrang sich auch dem Herzen eines Skalden,
Zu dem sich liedberückt sein Weib gesellte.

Er sang, was er im Wald allein erfahren,
Als er nach Beute und nach Träumen schweifte:
»Ich war so ernst und glücklich, zu gewahren,
Wie alles urverwundert sproß und reifte.

Ich sah, wie Tiere sich ihr Weibchen suchten,
Und Eltern an den Jungen sich erfreuten,
Die sie mit Futter sanft und oft besuchten,
Und etwas Großes muß das wohl bedeuten!

Mein Stolz ward still im Walde überwunden,
Ein frühes Glück erschloß sich meiner Seele,
Ich habe andrer Freuden mitempfunden
Und tat, was meiner Welt das Herz vermähle.

Ich liebte Vögel, die in Rinden schabten
Und Würmlein einem harten Stamm entnahmen
Und dann mit ihnen lieb die Jungen labten:
Und ihre Sanftheit konnte nicht erlahmen!

Am Boden lag ein Wurzelstrunk mit Rinde.
Ich hob ihn auf, ihn meinem Weib zu bringen.
Er glich fast einem Tier mit Schwanzgewinde
Und Flügeln, um sich lustig aufzuschwingen.

Ich habe rasch den Knopf vom vordern Knoten
Zu einer Art von Tierkopf umgestaltet,
Dann machte ich wie Krallen zu den Pfoten,
Und kurz: ich habe lauter Kunst entfaltet.

Die Arbeit ward von Vogelsang begleitet,
Und auch der Wunsch half, sie dann wegzuschenken,
Die Sehnsucht hat zum Traume sich geweitet,
Und plötzlich fing ich an, gar viel zu denken!

Auf einmal ward ich wie von Angst beschlichen:
Es schien mein Werk die Vögel anzuziehen!
Sie kamen, sind nicht bang von mir gewichen:
Ward meinem Wirken Zauberkraft verliehen?

Hab ich vielleicht mein Lied in Holz gesungen?
Wer weiß, ob der Gesang mein Werk beseelte!
Was für ein Wunderding ist mir gelungen,
Als ich mein Tier aus einer Wurzel schälte?

Dann trieb mich plötzlich Sehnsucht heim zum Weibe:
Mir war die Wehmut schwer allein zu tragen;
Doch stand noch über mir die Sonnenscheibe,
Und Sterne können bloß die Pfade sagen.

Ich hörte, wie im Fieber, ringsum Lieder:
Mir kams, als wogte Sehnsucht durchs Gefilde,
Die Luft durchschwirrten Blüten und Gefieder,
Und nie noch war das Licht so hold und milde.

Wie sollte ich den Wunderwald verlassen?
Ich war so ganz im Banne seiner Geister!
Wie sollt ich mich in Form und Worte fassen:
Ich war ja nimmer meines Geistes Meister!

Da schiens, daß Lichter sich zu schwirren mühten,
Weil unsre Wildnis junge Sehnsucht hegte:
Da wars, als ob ein Wirbelwind rings Blüten
Und Federn lustig durcheinanderfegte.

Wohl dacht ich mir: Ihr fahlen Flackerscheine,
Was macht ihr da? Ihr trachtet euch zu fassen!
Ihr lacht und ihr liebäugelt im Vereine,
Und schließlich müßt ihr bald des Nachts erblassen.

Doch bleibt, ihr freut mich recht, ihr flinken Lichter!
Ihr wollt und dürft nicht jäh wie ich entweichen:
Ihr macht mich auf die Heimkehr noch erpichter,
Auch ich mag, was ich liebe, bald erreichen!

Ach, wenn ihr mir im Wald die Richtung zeigtet,
Aus der mir Sehnsucht bang entgegenzittert,
Wenn ihr emporstiegt und euch dorthin neigtet,
Wo ihr mein Weib im stillen Walde wittert!

Wie seid ihr Sonnenblättchen doch so lose,
Oft scheint ihr, gar erwartungsvoll, zu gleißen,
Dann wieder glaube ich, ihr ruht im Moose!
Doch nein, ihr wollt zu fliegen euch befleißen!

Ich griff nach einem Licht, das gleich erzuckte!
Es war bestimmt bereits ein Tier mit Flügeln:
Ich fühlte, daß ein andres mich beguckte,
Und meine Neugier war nicht mehr zu zügeln.

Ich streichelte, was meine Hand umfaßte,
Und fühlte schon in ihr ein warmes Wogen,
Und wie ich auf ein Gurren staunend paßte,
Ist plötzlich eine Taube mir entflogen.

Ich sah mich um, und dunkel ward die Lichtung.
Die Lichter waren fort und schon verschwunden.
Ich aber wußte ihres Fluges Richtung
Und habe, ihnen nach, mein Weib gefunden!«

Wie oft mußte das erste Menschenpaar erstaunen!
Ihm widerlegte täglich eine jüngere Gewahrung,
Was sich schon mächtig eingeprägt hat als Erfahrung:
Es hatten Waldgötter wahrhaftig eigne Launen!

Oft kamen Tiere, die man sonst im Herbst gesehen,
Auf einmal, rudelweise, schon zu milden Zeiten,
Und scheinbar wollten sie das Wanderpaar begleiten,
Doch zögernd nur, ganz nahe, zu den Menschen gehen.

Wohl waren diese Tiere früher gar gefährlich,
Man mußte sie durch Feuer und Geschrei verscheuchen
Und hörte sie das Sturmgeheul der Nacht durchkeuchen:
Auch ihre Hungerblicke funkelten begehrlich.

Nun hatten sie die Angst vor Feuer überwunden,
Denn sie beschnupperten sogar des Menschen Herde:
Sie legten sich daneben — oftmals — still zur Erde
Und wedelten, um ihre Freude zu bekunden.

Der Mensch gewöhnte sich gar rasch an die Begleitung,
Zumal das Weib wollte die Tiere nimmer missen,
Und keines fürchtete sich mehr vor Hundebissen,
Ja, oftmals folgten sie, beim Jagen, ihrer Leitung.

Bald fand das Paar der Tiere Spiele recht ergötzlich,
Beim Laufen sah es sie, vor Hast, sich überstürzen,
Und kurz, sie halfen düstre Wegstunden verkürzen:
So zog man weiter, bis an einem Abend plötzlich — —

Die große Wüste sich vor Menschenaugen zeigte!
Die große Öde schien bedeckt mit roten Rosen:
Ein Blütenmeer war das, wo Pollenwirbel tosen,
Das Weltende, wo sich der Himmel wirklich neigte.

Wohl stand dort eine Goldwand, die das Land umsäumte.
Der Sonne aber griffen Landarme entgegen,
Und diese wehrte sich mit einem Strahlenregen:
Wars doch, als ob sich Licht gegen die Dämmrung bäumte!

Die Sonne warf noch vollen, goldnen Abendpollen,
So weit sie konnte, sterbend, in die Himmelsferne;
Und bald erkeimte sie, denn schon erglimmten Sterne,
Um morgen wieder einen Sonntag aufzurollen.

Der Mensch mußte den Atem anhalten und glaubte!
Die Reise durfte er nicht einmal unterbrechen.
Das wußte er. Wie gerne mochte er von Plänen sprechen!
Wie bloß das Weib in Angst kein Hinhalten erlaubte!

Lang schmiegte sichs an seines Mannes starke Glieder,
Die Seele war geblendeter als seine Augen:
Nur glaubten beide, kaum fürs neue Land zu taugen,
Und sanken müde, einen Gott im Innern, nieder!

Ein Wildbach kam von einem fernen Gletscher.
Laut jubelnd, sprang er über manche Wand.
Die Menschen lauschten auf sein Schaumgeplätscher
Und sahn, wie er im Wüstensand verschwand.

»Bevor die langen Schatten sich verbreiten,«
Begann der Mann zu seinem holden Weib,
»Ists mir geboten, durch den Strom zu schreiten,
Da ich im Walde nimmer gern verbleib.«

Da warf die Frau sich selber in die Fluten,
Wo sich ein Goldbad über sie ergoß,
Denn langsam starben schon die Abendgluten,
Und selbst ihr letztes Atemrot verfloß.

Die Braut jedoch erfreute sich am Bade:
Sie tauchte unter, schnellte rasch empor.
Wie Flechten reichte ihr das Naß zur Wade,
Um ihre Schenkel flimmerte ein Flor.

Bis ganz herab zum grünen Rande,
Wo sie in kühlen Schäumen lachend stand,
Verschwand sie halb in einem Schaumgewande,
Und jeden Reiz verwandte sie gewandt.

Der Schleier, der sie brausend hell umschmiegte,
War tief von Sprudelglut durchbebt,
Und wie sie ihren Leib mit Anmut wiegte,
Hat sie das Funkelspiel stets neu belebt.

Sie ließ das Gold nach ihrem Wunsche fallen.
Rubine träufelten auf ihre Hand.
Dem Manne hat das goldne Bild gefallen,
Er trug den Eindruck fort ins andre Land!

Dann blieb er drüben oftmals stumm und traurig
Und sagte nie, warum er schweigsam war,
Doch herzenstief ward ihm so kalt und schaurig,
Oft träumte ihm von goldnem Frauenhaar.

Die Purpursonne war schon tief hinabgesunken,
Und dunkle Schatten schwankten nun den Fluß entlang,
Schon glühten hoch die allerschönsten Himmelsfunken,
Und da begann das Weib: »Der Abend macht mir bang.

Mir ists, als ob ich aus dem Traumlande entflöhe!
Ich liebte es: mein trautes Glück ist dort erwacht,
Doch in der Wüste greifen Arme in die Höhe,
Als wäre noch ihr schwerstes Tagwerk nicht vollbracht!

Sie müssen wohl die holden Sterne noch entzünden,
Und ach, sie fallen übermüdet schon zurück:
O, würden Mond und Sterne jetzt die Nacht verkünden,
Wie freut ich mich an ihrem großen Kinderglück!«

Dann nahm der Mann sein Weib am Arm und trugs hinüber,
Er watete mit festem Schritt, im raschen Fluß:

Die Schatten wurden hurtig immer trüber,
Und ohne Willen gab sie ihm den ersten Kuß.

Da fielen nun des Weibes dunkelschwarze Haare
Dem Manne über seine Schultern weich herab;
So wuchs der Mut, der Wanderwunsch im Paare:
Da eines stets dem andern, was es fühlte, gab.

Als sie den Wüstenuferrand beinah erreichten,
Versank sein Fuß noch tief in Moos und Tang,
Und einge letzte Strahlen, die nun auch erbleichten,
Vergoldeten noch leicht die Spur vom schweren Gang.

Am Ufer wuchsen schattenbleiche, blaue Blüten.
Das Weib hätte sie gern, zum Schmücken, abgepflückt,
Doch wollt er das, bei ihrer Ankunft, keusch verhüten,
Und fast behutsam hat er sich durchs Feld gedrückt.

Kaum hatten sie der Wüste Blütensaum durchschritten,
Als jedes sich, erschlafft, im Sande niederwarf,
Dann sprach der Mann: »Das Pflücken hab ich nicht gelitten,
Da niemand seinen kleinen Wünschen folgen darf!

Die Welt birgt weniger Gefahr als unser Wesen,
Drum bleiben wir vor unsern Feinden auf der Hut:
Ich weiß nicht, hättest du die Blüten aufgelesen,
So glaub ich, hätten wir nicht friedlich ausgeruht!

Vielleicht umhüllen diese blauen Blumen Lichter,
Die nachts, am Moorrande, zum Flammenreigen ziehn.
Du sahst sie doch im Wald, an manchem Wassertrichter?
Sie locken, haschen sich, um plötzlich zu entfliehn!

Ach, würden sie des Nachts in deinem Haar erglänzen,
So trieben sie mich wohl von deinem Herzen fort,
Denn huschten, schwirrten sie um dich, in irren Tänzen,
So lockten sie mich noch, wer weiß, an welchen Ort.

Du würdest meinen Armen immer mehr entweichen,
Du wärest meinem stärksten Wollen bald entrückt:
Mein Weib, ich könnte dich dann nirgends mehr erreichen,
Und du verschwändest mit dem Lichte, das dich schmückt!

So leg dich nun zu mir, in trauter Seelenstille,
Und warte sanft auf deinen ersten Wüstentraum.
So schlummre denn, nach innen schaue die Pupille:
Drum gute Nacht! Dein warmes Atmen fühl ich kaum —

Den Würmchenglanz, der deine Haare grün besternte,
Vermiß ich leicht — denn Sterne sind in uns erwacht —
— Ja, bald erkeimt, ersprießt in dir des Gutseins größre
Ernte —
Und wir lustwandeln nun in dunkler Traumesnacht!«

Als morgens Mann und Weib im Wüstensand erwachten,
Betrachteten sie rings die Welt und blieben stumm.
Das war, weil sie ihr Träumen langsam überdachten,
Dann blickten sie sich an und wieder schüchtern um.

Doch endlich sprach der Mann zu seinem teuren Weibe:
»Wir sind in dieser Wüste völlig ungewandt,
Drum merke dir, wie ich es mit den Tieren treibe,
Und lerne selbst ihr buntes Leben hier im Sand.

Sie herrschen da und würden sich am Menschen rächen,
Versuchte er in ihrem angestammten Reich,

Was lange schon besteht, aus Übermut zu brechen:
Und geht es an, behandle sie auch Freunden gleich!«

Sie brachen auf. Von voller Wanderlust getrieben,
Verfolgten sie den Fluß auf seinem Wüstenlauf.
Der Urwald ist im Osten weit zurückgeblieben
Und tauchte später, in den Träumen, wieder auf.

Ja, eine innre Wildnis bäumte sich und schäumte
Im Menschen dann empor, die niemals er gekannt,
Denn wenn die Seele voll von Urverlangen träumte,
Erwuchs ein Wald in ihr, den sie sonst kaum empfand.

Nun mußte tausendfach im Menschen sich verbinden,
Was einst, in seinem Walde, einzeln, aufgeragt:
Wohl sollte alles sich in ihm bewußt empfinden,
Was schon auf Erden sich erfaßt hat und getagt.

Als Felsenfinger Wälder immer mehr umkrallten,
Ist auch der Tiere Lenzlust langsam eingeschrumpft:
Im Menschen aber ward der Sonnenflug erhalten,
Und seine Fühlung mit der Erde abgestumpft.

Der Sonnenwechsel blieb dem Herzen vorbehalten,
Als langsam, was ihm trotzte, starr ward, starb.
Der Menschengeist sollte das Sonnenreich verwalten,
Das ihm die Abstammung von Sternen her erwarb.

Denn wir sind hier das älteste Geschlecht auf Erden,
Vom Seelenurgefunkel wunderbar erhellt:
Wir änderten die Haltung, manche Trutzgebärde,
Doch hüten wir das tiefste Feuer in der Welt.

Die Seelen haben sich der Umwelt fast entkleidet
Und nehmen nur die Samenkräfte lichtwärts mit:

Der Urwald aber und was drinnen weiterleidet,
Macht, wenn es hinstürzt, traurig seinen Todesschritt.

Doch hat der Mensch der Wesen Ihmkunft schroff durchbrochen?
Ist er in freie Kreise jählings aufgeschnellt?
Wird er von keinen Kletten seines Seins umkrochen?
Ob sich vom Menschen Überwundenes erhält?

Die hohe Sonneneigenheit der frühen Ahnen
Fiel tränenreich in unsern Schlummerkreis zurück:
Gesittet werden heißt, sich Urwaldpfade bahnen,
Wie Baumrausch doch umseligts uns in jüngstem Glück.

Gar traurig zog der frühe Mann mit seinem Weibe,
Durch Ginster und durch Sand, im wüsten Lande ein,
Es dachte erst, daß er die Tiere rings vertreibe,
Und ach, da fühlten beide sich so sehr allein!

Sie dachten kaum ein Wanderjahr zu überleben.
Doch keinem fiel die Heimkehr ein, kaum eine Rast,
Die Seele will, wenn sie zerschmerzen muß, zum Lichte streben,
Und so geschiehts, wenn sie auch kaum ihr Tun erfaßt.

Als einst das Paar durch Sturm und Nacht dahingezogen
Und ostwärts blickte, ob die Welt sich dort erhellt,
Ist vorher wohl ein Hund um einen Fels gebogen
Und hat sich wedelnd zu den Wanderern gesellt.

Wie ist das Tier und auch der Mensch beglückt erzittert!
Ein Wesensteil von ihm hat seine Spur erkannt,

Der Hund, sein Anhang an den Wald, hat ihn gewittert
Und ist ihm stracks, durch Staub und Hitze, nachgerannt.

Als bald darauf das Paar einmal im Staub geschlendert
Und stille auf sich selbst und in das Licht geblickt,
Begann der Mann: »Wenn unser Wandern sich nicht ändert
Und keine Wüstengottheit Rettungsboten schickt,

So sind wir beiden Menschen und der Hund verloren,
Denn unsre Glieder schlottern schon blaß abgezehrt.
Vielleicht hat gegen uns ein Dämon sich verschworen,
Denn unser Gang durch Sand wird noch durch Durst erschwert!«

Drauf sprach das Weib zu ihm: »Zwar bin ich arg verdrossen,
Denn ich verschmachte fast im sonnenheißen Staub,
Viel Tränen habe ich im Traumestal vergossen,
Doch glaube ich, wir sind für Wüstenstimmen taub.

Vernahmst du nicht das Wiehern unbekannter Tiere?
Sie hetzten öfters schon um unsern Lagerplatz:
Daß sie das Herz nicht mehr aus meinem Blick verliere,
Bemerkst du eins, so schwing dich drauf mit kühnem Satz!«

Des Weibes Rede hat den Mann zur Tat begeistert,
Denn einmal sprang er rauschhaft auf ein schlankes Roß,
Bald hat er auch ein weißes für sein Weib gemeistert,
Und nun war unser Pferd der Menschen Marschgenoß.

Von nun an spähten beide, auf der Wüstenreise,
Nach Tieren, die vielleicht ein Gott für sie bestimmt,

Da sahn sie einige, die wurden seltnerweise
Durch ihre Nähe weder ängstlich noch ergrimmt.

Die Menschen und die Tiere blieben lang verwundert,
Dann kam ein Weibchen, ohne Scheu, ans Weib heran:
Da nichts geschah, erschienen langsam viele hundert,
Und schließlich nahten einige dem Mann.

Dem Weib gefielen bald die vollen Ziegeneuter,
Und drauf entnahm sein Wunsch auch Tiere ihrer Schar:
Der Mensch jedoch wurde nun kühn zum Welterbeuter,
Denn auch aus kahlem Land schwand langsam die Gefahr!

So wurden Wesen fast zu wandelnden Oasen;
In Triften, wo kein Mensch den Schritt hineingewagt,
Vermochten sie das karge Futter abzugrasen,
Und haben nie dem Menschen ihre Milch versagt.

Die Wüste hat bald schon von Menschen gewimmelt,
Die Wildnis sich waldwärts Verträumter bemächtigt,
Das Licht und die Geistigkeit wurden verhimmelt,
Das Leben jedoch mit Gespenstern geträchtigt.

So mußte der Urwald sich wiedergebären,
Um Blüten der Erdglut dem Lichte zu spenden,
Der Mensch aber sollte der Üppigkeit wehren,
Um edel sein irdisches Werk zu vollenden.

Er suchte den Zwist der Gefühle zu fassen,
Durch Hymnen den Schwung seiner Seele zu fördern,
Er trachtete Laster und Schwächen zu hassen,
Denn tief in sich selbst traf er Blicke von Mördern!

Bald mußten die Sänger am Liede erkranken,
Denn tief liegt bei Dichtungen Gram auf der Lauer:
Die Wehmut beginnt sanft den Wunsch zu umranken,
Und Lieder des Glaubens sind Lieder der Trauer.

O Menschheit, wie bist du mit Rätseln geschwängert!
Du steigst, denn du hast dich zu klimmen gezwungen:
Doch da unser Lichtflug sich herzher verlängert,
So bleibt deine Seele von Ruhe durchdrungen.

Man geht eine Strecke und sieht seine Ziele,
Dann stirbst du und läßt deine Pfade den andern,
Denn groß ist die Tragik im Wechsel der Spiele:
Was da ist, vergeht, und was nicht ist, wird wandern!

Wir ordnen das Dasein nach eigenen Rhythmen,
Die Zucht ist der Geisteskraft erste Bedingung.
Jetzt soll sich die Seele dem Seelenlicht widmen,
Denn Leben ist Dauer der Triebebezwingung.

Das Licht hat uns ragende Höhe beschieden,
Und wird unserm Wesen sein Reichtum entzogen,
So sichtet das Herz seinen seligen Frieden,
Um den aber wird kein Gewissen betrogen.

Versucht der Gedanke, dem Leib zu enteilen,
So schmiegen sich Wünsche ans Seelenbedürfnis,
Auch hier gibt es Wälder, zu holdem Verweilen,
Doch wehe, erfaßt du dabei dein Zerwürfnis!

Der eifernde Geist braucht den Urwald der Seelen,
Denn da kann, was ist, sich zum Urwust entscheiden,
Der Schwächling mag feig seine Sterblichkeit wählen,
Wer Ewigkeit will, sich mit Flammen bekleiden!

Wir folgen der Sonne zu höchster Bestimmung.
Sie gibt die Gesetze und übt sie mit Strenge.
Sie schenkt uns die Gunst edler Rassenerklimmung
Und lichtet der Wildnis beseelende Enge!

Der Verstand ist Mann und Wüstenkönig
Und begreift das Leben fast im Sprung:
Irrte er beim kühnen Satz ein wenig,
Wagt er kaum noch einen andern Schwung.

Er verfolgt die tiefsten Rätsel lauernd,
Grübelt, müht und quält sich suchend ab.
Bückt sich, beugt sich nicht, und selbst erschauernd,
Bleibt, wer forschen kann, bedacht und knapp!

Des Verstandes Jagden sind verwegen,
Und er sucht noch schärfer als der Aar,
Schöpfer werden oft durch ihn verlegen,
Denn sein Urteil ist vernichtend klar.

Grausam spielt er gerne mit der Beute,
Neigt besonders stark zu Spott und List,
Und nur darum achten ihn die Leute,
Nicht, weil er den Weltenraum durchmißt!

Denkt und überlegt er lang und reiflich,
So zerstört er schließlich jeden Wert,
Mystik scheint ihm schal und unbegreiflich,
Und der Zufall wird von ihm gelehrt.

Kunst und Glauben werden bald verschwinden,
Wo der Wüstenkönig herrscht und jagt,
Er verneint das stille Gottempfinden,
Das verklärend im Gemüte tagt.

O Weib, was mußtest du am Wüstenweg erdulden,
Du schmiegtest dich ans eigne rätselhafte Sein,
Gleich dunklen Winterwolken in verschloßnen Mulden,
Sank schwerer Kummer leise in dein Wesen ein.

Du Sonnentochter bliebst den Erdenwünschen günstig,
Dein Fühlen ist verzweigt und Freuden zugeneigt,
Der Lenz, der uns durchzieht, ist blütenreich und brünstig,
Und glücklich, wenn im Weib ein Urwald jung entsteigt.

In dieser Wildnis will, was sich besaß, umfassen,
Da wirft sich Längstverschwundnes Liebesblicke zu,
Da überspringt der Frühling Zucht und Rang der Rassen,
Und was sich rasch gefällt, umschlingt sich auch im Nu.

Das Weib hat uns die Seelenweichheit hold gerettet,
Da sichs aus Sanftheit unserm Lichtgeheiß gefügt;
Es hat die Lust mit der Enthaltung zart verkettet,
Und diesem Widerspruch, durch seine Scham, genügt.

Sanft trägt das Weib in sich die Seelenmacht verschlossen,
Sein Unerklärbares bewältigt kein Verstand,
Doch kann ihm eine Geistesschöpfung kaum entsprossen,
Denn alles sucht im Weib den inneren Bestand.

Ihr Seelen, haltet euch in trauter Lust umfangen:
Was ihr an Güte habt, das legt in euren Kuß!
Entzündete die Keuschheit früher eure Wangen,
So glüht auch euer Glück nun einen Seelenguß.

O Weib, so nimm den Mann! Du darfst ihn ganz umschlingen,
Denn seine Wurzeln dringen schon in deinen Schoß.

So lasse seinen Schmerz um dich in Lust verklingen,
Und halte nur sein Glück, als deines Kindes Los!

Ihr Seelen, schöpft nun Atem, da ihr Leben wittert!
O Weib, die Fruchtbarkeit und du, ihr habt gesiegt:
Der Mann ist dein, du bist ja ganz von ihm durchzittert,
Da jeder Wunsch aus ihm in dich hinüberfliegt.

O Seelen, haltet euch in Seligkeit umfangen:
So falle, müde, jedes Sein ins andre Sein.
Ihr müßt in Zukunft immer aneinander hangen,
So schlummert nun, denn eure Küsse schlafen ein.

Wie still es ist. Wo sind der Seele tiefe Stürme?
Sie gleicht dem Meere, das die Flut zur Ruhe bringt,
Mir ists, als ob sie Leben, wie die See beschirme,
Sie kühlt und schützt die Lenznatur, die sie umschlingt.

Dann scheint dirs auch, als sei die See die Erdenseele,
Die Schrecknis mildernd eigner Friedlichkeit entflieht:
Sie wallt empor, damit sich Liebendes vermähle,
Und alle Angst verweht, wo sie durchs Welttal zieht.

O See, o See, so habe doch mit uns Erbarmen!
So sieh den Wüstenabgrund, der im Menschen gähnt,
Du Seelenmilde, nimm uns auf mit offnen Armen,
Bestürme uns, bis unsre Seele ihren Urgrund wähnt.

Wenn wir, verborgen, uns nach stillen Fluren sehnen,
Wo sich das Sonnen-Ich in stummer Nacht vergißt,
So flüchten die Gefühle schon, als Licht der Tränen,
In jenes andre Land, wo jedes Leid erlischt.

O See, o See, du schenkst als Wolke dich der Wüste
Und forderst Tränen aus des Mannes Felsenbrust,
O See, als dich der Mensch zum erstenmal begrüßte,
War seine Seele ihrer Ewigkeit bewußt!

Des Weibes Seele ist ein tiefer Bronnen,
Der klar und rein dem Mann entgegenstrahlt,
Und wenn sich Glücksgefühle drinnen sonnen,
Erwacht des Wassers stille Schreckgewalt.

Du siehst die Freude, die das Weib uns spiegelt,
Doch nicht das eitle, lauernde Geschlecht:
Ein Wirbel wird vom Grunde aufgewiegelt,
Es schwindelt uns, wir sind zu Tod geschwächt.

Es rächen sich in dir die leergelebten Tiefen,
Ihr Ekel gähnt uns aus dem Weib empor,
Die Tiergespenster, die verkettet schliefen,
Belecken sich und kriechen aus dem Venustor.

Doch nein! Hinweg mit diesen Marterträumen,
Das ist ein Augenblick, — der Ehre Tod, —
Ein anderer genügt, um aufzuräumen,
Gespenster folgen jedem Kraftgebot.

O, steigt der Mann mit seinem Weib hernieder,
Und tauchen sie ins große Seelenmeer,
So senkt der einzelne die keuschen Lider,
Und Urgefühle walten stumm und hehr.

Die Schöpfung zittert tief in sich zusammen!
Der Mann, sein Weib: ein junges Weltgewicht,
Versinken in der Nacht, der sie entstammen,
Und bringen dann für uns ein Kind ans Licht.

O Mann und Weib, die Schrecken könnt ihr überwinden,
Die aus dem Urwald ihr in euch verpflanzt:
Ihr wißt ja Seelen tausendfältig zu verbinden,
Denn ihr begeistert euch, wenn ihr im Reigen tanzt!

Ein Wollustwunsch scheint eure Arme auszustrecken,
Und wo ein Finger einen andern nur berührt,
Vermag der Tanz ein eignes Lustgefühl zu wecken,
Das man im ganzen Leibe, wie ein Fiebern, spürt.

Gar schön habt ihr erfaßt, was euch zum Tanz gezwungen,
Denn wenn ihr euch, beim Reigen, Lieblingsblumen reicht,
So ist ein wahres Lenzgefühl in euch entsprungen:
Doch bleibt euch bloß sein Rausch, und es entblättert leicht.

Oft will sich nur ein Übermut aus euch ergießen,
Doch wird ein Reigen auch zum ernsten Opfertanz!
Dann soll der Seelenrausch nur paarweis überfließen,
Denn gläubge Seelen schenken sich einander ganz.

Beim Reigen scheint die Wollust oftmals auszutoben,
Doch für das Leben trefft dann eine freie Wahl!
Ihr zeigt beim Tanz, wie ihr euch seelenschlank erhoben,
Und dann verschenkt den eignen Lenz mit einemmal!

O Mann und Weib, habt ihr euch traut und wahr verstanden,
Durchsorgt kein Zweifel euch, den ihr noch klug versteckt,
Verbürgt ein Herz dem Herzen sich, mit Strahlenbanden,
So falle das Gewand, das euern Leib bedeckt.

Sind eure Wesen voll von Sehnsucht und Verlangen,
So bleibt ihr euch gar lang ein junges, neues Paar,
Ein Weib kann alles, was im Gatten glüht, empfangen:
Gebt eure Überfülle einer Kinderschar.

Die innre Wildnis, die euch oft als Traumbild peinigt,
Gehört euch nicht, gebt sie der Sonnenwelt zurück:
Bemüht euch um ein Feld und bleibt getraut vereinigt,
So findet ihr in euch ein volles Erdenglück.

Beackert und bewaldet rastlos, schmückt die Wüste,
Versetzt den Urwald, aus euch selbst, in blaue Luft:
Ihr tragt ein Schöpferhaupt auf steiler Felsenbüste,
Drum weckt die Schlummerwelt in dunkler Seelengruft.

Doch herrscht dann lichthaft über Wälder, Felder, Gärten,
Fromm werde die Natur nunmehr vom Mann beschenkt,
Beflügelt innre Dinge, die sich alt bewährten,
Und was den Sonnenhochschwung aufhält, sei verdrängt!

Hold jubelt die Flur. Eine kühlende Brise
Durchflattert das flimmernde, flatternde Haar
Vergnügter Gespielen, auf blühender Wiese:
Und plötzlich erscheint eine tanzende Schar.

Das sind lauter jauchzende, lustige Kinder,
Doch was sie da singen, verliert sich im Wind.
Das hascht sich und ruft sich, das läuft noch geschwinder,
Das wettet und weiß nicht, ob jemand gewinnt.

Schnell laufen die Mädchen und rascher die Knaben,
Zum Spiel hat sich bald auch Gefallen gesellt:
Das würde sich herzen und möchte sich haben,
Ob eines der Mädchen aus Übermut fällt?

Wie flimmern die Wiesen! Da balgen sich Kinder.
Jetzt wiegen sich Birken. Schon lispelt der Wind.
Die Lenzlüfte werden nun blauer und linder:
Da flüchten die Paare ins Waldlabyrinth.

Dort horchen sie still auf das Flöten der Hirten,
Und allerhand Glocken durchtönen den Wald,
Nun pflücken sich Mädchen die lieblichsten Myrten
Und schmücken damit ihre hohe Gestalt.

Die Wiesen durchrieseln laut plaudernde Bäche,
Dazu zittern Birken, vom Winde gebeugt.
Du fürchtest von mancher, die aufschnellt, sie bräche,
Doch sind schlanke Birken zum Wiegen gezeugt.

Ihr Grün ist zum Spiel mit dem Winde ersprossen,
Es liebt sein Gelispel und heitres Geräusch,
Wohl hat sich ein Laubtraum in Birken ergossen,
Drum sind sie so leicht und doch standhaft und keusch.

Vom Walde her tönen die lustigsten Lieder,
Gar rauschfrohe Bäume durchschüttelt der Wind,
Der Birkenhain schmiegt sich am tiefsten hernieder,
Doch alles bleibt heiter und jedes ein Kind!

Tief unten, im schattigen, windstillen Tale,
Entstanden einst Hütten nach ländlichem Brauch,
Dort richten die Mütter soeben zum Mahle,
Denn über den Bäumen verästelt sich Rauch.

Allabendlich ruft er die Hirten hinunter,
Er gibt ja die Stunde der Ruhe bekannt!
Doch macht nicht das Bergvolk die Rauchblume munter,
Sie wurde die Sorge des Dorfes benannt!

Sowie sie erflattert, faßt Hirten ein Bangen,
Zu dem sich gar langsam erst Freude gesellt:
Sie denken, wie ist es zu Hause ergangen,
Wer weiß, hat ein Feind sich zum Weibe gesellt?

Oft scheint es, als balle sich Kummer zusammen,
Und später, als wäre der Dorfdunst ein Wicht,
Aus Bosheit gekommen, was glückt, zu verdammen:
Und bald fürchten Herzen das eigne Gesicht.

Ergehen sich Hirten, bei Mond erst, nach Hause,
So ängstigt sie oft schon ein rauschender Baum,
Besonders das wuchtende Buchengebrause
Vernestelt gar leicht einen schaurigen Traum.

Umragen den Talhang gespensternde Zeichen,
Wie Fragen in schwankende Schatten gebannt,
So sind das dann Ulmen, die Hauchbildern gleichen:
Sie werden bald wieder als Freunde erkannt!

Am liebsten ist Hirten die friedliche Fichte.
Sie steht vor dem Dorfe, im einfachsten Kleid.
Dort sitzen die Obern zumeist zu Gerichte,
Drum hält sie die Arme zum Schutze bereit!

Lichter müssen zart zersplittern,
Gold erschimmert im Geäst,
Und die Lispelblätter zittern,
Weil die Sonne uns verläßt.

Lauter dunkle Seelenfunken
Schweifen abends durch den Wald,
Der auf einmal, freudetrunken,
Von Gesängen widerhallt.

Ja, er hat an Duft und Pollen
Sich und Luft und Flut betäubt:
Winde wirbeln, Blätter tollen,
Aller Samen wird zerstreut.

Wo sich nur die Zweige regen,
Huscht das goldne Licht herein,
Wo die Winde wilder fegen,
Tanzen Schein und Widerschein.

Wo die Sonne Abschiedsküsse
Auf die grünen Lauben drückt,
Fühlt die Seele wohl, es müsse
Huld erblühn, die alles schmückt.

Sonderbar, die muntern Lichter,
Die nur abends bunt erstehn,
Flimmern, zittern immer dichter,
Wenn sich Hauche auch verwehn!

Flackern sie als goldne Flügel?
Wurde Wind wie Wesen schwer?
Schwirren sacht um warme Hügel
Holde Falter hoch umher?

Da nun buntes Licht im Walde
Immer mehr und still vergraut,
Wird es deinem Herzen balde
Klar sein, ob du wahr geschaut.

Staune, lausche! Tausend Quellen
Sprudeln lauter schon im Wald!
Lieder, Liebe, Lerchen schnellen
Sich in Licht, das heimwärts wallt.

Wie das zwitschert, zaubert, feiert!
Welches Wunder ist erwacht?
Was hat seine Macht entschleiert,
Wann und wo erstrahlt die Pracht?

Goldnes Abendrotgefieder
Schmückt den Vogel, der dich schuf!
O ihr holden Sonnenlieder,
Weckt den Herbst, durch euern Ruf!

O, ihr hohen Schwalbenschwärme,
Fliegt ihr mit dem Sommer fort?
O, ihr sucht verwandte Wärme,
Horcht ihr auf ein neues Wort?

Horch! Nun laufen ganze Rudel
Stummer Tiere in den Wald:
Nun du schweigst! Und nur ein Sprudel
Plätschert, fast mit Stimmgewalt!

Geheimnisse in meiner Kinderseele,
Erklärt euch, denn was habe ich erfahren?
Du Ruhe, während ich mich sinnend quäle,
Ich will ein rätselloses Ich gewahren!

Ich bin mit allen Wesen hell verkettet,
Ach, hätte ich für jedes eine Spende!
Doch hab ich Rehe oft im Traum gerettet,
Denn einge lecken meine bleichen Hände.

Ein Lied, das ich bestimmt allein empfunden,
Wird von den Vögeln mir nun weggesungen,
— Ich habe etwas Ernstes überwunden —
Was hat sich aus mir selber weggerungen?

— Ich lebe doch — da ich mich selber frage! —
Auch trag ich wirklich eines Körpers Schwere —
Nun bett ich ihn auf einem Rosenhage:
Doch sage, Seele, was ist diese Leere?

O Winde, seufzt nicht! schweigt, ihr dunklen Bäume!
O gebt mir keine künftige Erklärung!
Rauscht auseinander, grausenwahre Träume!
Erlöscht, ihr Blüten: fort mit jeder Ehrung!

Wozu denn auch — sie ist doch nicht gestorben —
Sie schläft, das Weib von mir in meinen Armen!
Wie, hätte ich für sie den Sang erworben?
Nun schweigt, ihr Lieder, habt mit mir Erbarmen!

Doch nein! Das Lied wird nie in mir verstummen,
O Orpheus, Eurydice sind bloß Namen!
Der Wind jedoch wird sie den Bäumen summen,
Denn Leid zieht weiter, ohne zu erlahmen!

Die frischen Blüten, die am Friedhof blühen,
Der weiße Stein, der eine Gruft verrammelt,
Die Purpurwolken, die den Schlaf umglühen,
Das Wort, das kaum von den Gefühlen stammelt,

Der Schmerzen nimmerstiller Seelenfriede,
Sein Sagenkreis und Preis für das Entsagen,
Umschlingen alle sich in einem Liede:
Und eine Seele wird es ewig tragen.

Jetzt singt das Lied die weite Lichtentfaltung
Und ist so wahr wie Vogellied und Liebe,
Der Trauer gibt sein Klang die Blaßgestaltung:
O wehe mir, wenn uns kein Sang verbliebe!

Ich hör den Überschwang zur Daseinsklage:
Er naht mir schon, wie könnt ich ihm entrinnen?
Er ist beinahe eine stumme Frage,
Kein Liebeslied, sondern die Not zu minnen!

Die Vögel, die nicht mehr die Jungen finden,
Des Opfers Ohnmacht vor dem Blick der Schlange,
Die Seufzerschluft, ein Tränen: zu verwinden!
Beleben sich zu Orpheus' Opfer-Pilgersange.

So ist das Lied und nicht dein vieles Leiden!
Der Träne Wärme und ihr stilles Schweigen,
Die Nähe Gottes, die wir heiter meiden,
Zu der wir aber, schmerzentschieden, steigen!

Ich kann ihn schon so sanft im Wald vernehmen,
Auch seine Worte kann ich bald verstehn!
Zurück! ich muß mich vor dem Sänger schämen,
Von weiterher soll mich sein Lied umwehn:
»O Orpheus, Trauer trägst du im Gemüte!«
Eröffnet sich beseelt das Weib im Walde.
Nun lispelt es die Lippe jeder Blüte,
Dann schweigt das Lied, und freundlich singt der Skalde:

»Dahin sind meine holden Sommertage,
Verloren hab ich meine traute Braut,
Die Leier, die ich fromm um Trost befrage,
Hat nur den tiefen, meinen Trauerlaut.

Oft perlt ein Tau auf unsre Leidensblume,
Bald flicht sich ihre Krone licht hervor:
Dann bet ich: Bleib, o Schmerz, zu hohem Ruhme
Von unserm Weib, aus hehrem Sternentor.

Mein Weib im Ich, auf Wegen ins Vergessen
Nimm mit, was hier der Stern dir schenkt: mein Lied!
Zu welchem Flug muß sich mein Mut ermessen?
O Grauen! Tiefstes, was mit uns geschieht!

Wenn letzte Stimmen bald um mich verstummen,
Ruft uns des Waldes Trautheit heimlich an.
Ich höre Bienen Ordnungssorgen summen:
Ob sich das Goldgeschwirr verkünden kann?

Ich weiß wohl, so ein kindlich Sterngewirre
Erlieblicht Zeichen einer treuen Welt:
Ob ich mich hier im Totenreich verirre?
Weilt dort das Weib, von meinem Lied erhellt?

Ihr Bienen seid ein Sterngedicht der Erde,
Das sein Geheimnis vor die Sinne rauscht;
Ihr Bienen lehrt das Herz die Lichtgebärde,
Durch die's den Tag für Herkunftsicht vertauscht!

Nun sanft! Das Glimmen wird zu stillen Stimmen!
‚Erwarten ist mein Walten!' lausch ich traut:
‚Da bin ich ja! Dein Nahen ist mein Klimmen:
Das hat das Weib als Schwebekranz geschaut!'

‚O Bienenstrauß, ihr Funken unsrer Liebe!'
Entlispelt mirs, ‚bleibt Sterne um das Weib!'
Ich bin Erwidrung mir: ‚Geweihte Triebe,
O Mann, erbreiten seligsten Verbleib!'

‚Du, goldnes Sterngewirr, mein Bienenschleier!'
Befrag ich mich, ‚wo ist die Königin?'
‚Ich bin bei dir, zu heilger Hochzeitsfeier!'
Entzückt es weibhaft meinen jüngsten Sinn.

Die Bienen fort? Ach still! Zu Sternenbrücken
Hat sich ihr Kranz im Friedenslicht gefügt.
So mag mir sanft ein Pilgersummen glücken!
Ihr Beter, ob ihr noch nach Auskunft frügt?

Doch Schwalben, die ihr nun den Heimweg findet,
Verlaßt erruhigt euer altes Nest,
Die Liebe, die uns froh in Gott verbindet,
Ist da! und hält euch hier am Boden fest.«

»Ach, wenn doch meine bleiche Braut noch lebte,
Sie war so mein! Seit urgetroffner Wahl!
Auch wo das Schicksal mir entgegenwebte,
Umglühte uns der einzge Sternensaal.

Nun aber schweigt sie, tiefer als die Sterne,
Ihr Schlaf macht sie für meine Rufe taub,
Ich schreie, daß ich mich vom Leid entferne:
Ach, würde ich doch endlich Geist und Staub!

Ich zähle nicht die Lichter, die uns scheiden,
Denn so viel Leiden trennen mich von ihr,
Drum will ich auch die Schmerzen nimmer meiden,
Bringt mich doch jeder leise fort von hier.

Ich fühlte, ach, schon einmal ihre Nähe!
Sie kam des Nachts: ich griff nach der Gestalt!
Da tat ich ihr durch meine Wildheit wehe:
Entsetzt ist sie vor mir zurückgeprallt.

Mir aber sagte eine Kosestimme:
Mein Weg zu dir ist schmerzgeburtenweit.
Sei stark, daß deine Liebe nicht verglimme,
Und wandre fort, durch Tod und Trennungsleid!

Euch Schwalben seh ich wieder heimwärts fliegen,
Ich ahne, wie ihr euern Weg erwägt:
Da Leiber sich an eure Seele schmiegen,
Begreif ich, was ihr flatternd überlegt.

So hört! Wenn wann ein Brand das Dorf zerstörte,
In das euch einst ein Treugefühl berief,
Weil euer Schwarm zu seinem Lenz gehörte,
So weint mit mir. Denn meine Braut entschlief!

Auch meine Sehnsucht flattert hin und wider,
Doch schläft kein Flügel drüber müde ein,
Die Trauer legt sich abends zu mir nieder,
Sie läßt mich kaum im eignen Traum allein.

Ihr Schwalben könnt euch andre Nester bauen,
Da sich um euch kein ewges Wesen quält,
Doch ihre Seele will in meine schauen,
Da ihr mein Nahen über Sterne fehlt!«

Zwischen lauter lauten Unken,
Boten alter Pein und Qual,
Zieht nun Orpheus sternentsunken
Westlich durch ein feuchtes Tal.

In der heitern Dämmerferne,
Wo die Waldeswehmut schweigt,
Sieht er, wie der Kranz der Sterne
Leise, sacht — sich niederneigt.

Ja! Die Nacht wird flimmerdichter,
Bunte Gluten löschen aus.
O! Die holden Himmelslichter
Leuchten uns im Vaterhaus.

Orpheus ist die Nacht vertrauter,
Und er deutet ihre Pracht,
Seine Wälder rauschen lauter,
Wenn ihr Flüsterwind erwacht.

Sie erzählen und verschweigen,
Wenn Geheimheit sie durchweht,
Worte, die der Nacht entsteigen,
Und die Orpheus nur versteht.

So, jetzt läßt er Blättersätze
Sacht an sich vorüberziehn,
Ach, er weiß, um alte Schätze
Blieb das Wittern ihm verliehn.

Orpheus kennt des Windes Wesen,
Weiß des Waldes Lispellied,
Auch ums Meer ist er gewesen,
Als der Geist noch Menschen mied.

Seine Seele liebt die Stürme,
Denn auch sie will flügge sein:
Baut der Geist sich steile Türme,
Setzt die Luft den Falk hinein.

Winde, Raubvögel ergänzen
So der Wünsche stolzes Werk,
Ja, sie finden und bekränzen
Es, wie Wolken einen Berg!

Nun wird von des Wildes Seelen
Orpheus sacht ein Traum gesagt,
Auch die künftgen Wesen quälen
Sich so schwer auf einer Jagd.

Mag ein Herwehn sich gestalten,
Da der Wind so lautlos sank:
Hat der Wald ihn angehalten?
Auch der Sänger atmet bang.

Orpheus kann den Wind verstehen!
Ach, der Saus kam von der See:
Wimmern barg sein sachtes Wehen:
Er brach ab! Gewirrt von Weh.

Wie den Wogen schnell entritten,
Schwankte, kehrt er hilflos um!
Und jetzt knisterts unter Schritten:
Wohl ein Reh? — Nun alles stumm! —

Orpheus faßt es nun vom Meere,
Das ihm tot entgegengähnt:
O wie oft nach dunkler Leere
Sich des Sängers Seele sehnt!

Winzig flimmern sichre Sterne,
Weg der Tag verglommnen Leids!
O, der Dichter atmet gerne
Tiefer Stunde düstern Reiz.

Goldhaft schäumt jetzt, wie verschlagen,
Eine Woge auf den Damm:
O, sie hat noch einen Kragen,
Spitzensaum und Feuerkamm.

Nun ists finster. Linde Winde
Spielen auf dem bleichen Strand,
Still und ähnlich einem Kinde
Tändeln sie im feinen Sand.

Niedlich sind die kleinen Haufen,
Die da etwas aufgebaut —
Kinder wohl, die scherzen, laufen?
Oder lacht der Wind so laut?

Wie, jetzt gibt es kleinen Ärger?
Ach, das bläst sich Hügel um!
Oder wird der Lufthauch kärger?
Nichts doch: nichts! Wird alles stumm?

Horch! Wohl tönt nun aus dem Meere
Schwer ein Mutterruf hervor.
Orpheus ist es, als begehre
Draußen wer, was er verlor.

Arme greifen aus dem Wasser
Haschhaft, rasch nach ihrem Wind,
Orpheus sieht, daß dort ein blasser
Milchgischt, wie aus Brüsten, rinnt.

Lauter Mutterwogen rollen
Ihren Gischterguß ins Licht,
Und er hört die See ergrollen,
Wenn ein Wunsch zusammenbricht.

Wimmelviele Arme fielen
Wildverzweifelt schon zurück,
Denn die winzgen Hauche spielen
Ruhig fort und voll von Glück!

Ach, das sind die Kinderseelen,
Die sich, wie ein sanfter Wind,
Abends sacht zum Spiele stehlen,
Wenn sie uns entstorben sind.

Fast und kaum, am Meeresstrande,
Wird das Auge sie gewahr:
Froh und frei im weichen Sande
Tummelt sich die muntre Schar.

Orpheus weiß, von vielen Kindern,
Die sich blaß hinweggesehnt —
Ach, ihr Weh war nie zu lindern,
Und ihr Blick hat oft geträuert.

Leise zog sie's zu Gespielen
An des Meeres Kräuselrand,
Als sie bald dem Tod verfielen,
Waren sie im Heimatland.

Kindlein, die bloß halb erwachen,
Fallen bald zurück in Schlaf,
Schwach nur jubeln sie und lachen,
Immer sind sie still und brav.

Orpheus singt: »Erwünschtes Leben,
Durch den Schlaf vom Tod getrennt,
Traumhaft muß die Seele schweben,
Bis in ihr das Kind sich kennt!

Seine Jugend überwinden
Wird des Menschen Schmerzenspflicht,
Viele Seelen aber finden
Ihren Weg voll Wehmut nicht!

O, ich bin so sanft geblieben,
Ach, mein Geist spielt überm Meer:
Schmerz hat mit mir Scherz getrieben,
Und mein Lied tönt oft so schwer!«

Junger Mond, du gießt die Stille
Deines Wesens auf die See,
O, ein letzter Wellenwille
Wiegt des Meeres weiches Weh.

Wo sich Nacht und Naß umfassen,
Träufeln Tränen auf den Kuß,
Wo noch Winde Spuren lassen,
Glimmt ein Schwan im Silberfluß!

O, dort taucht im Mond ein blasser
Vogel aus den Wogen auf;
Schon verwirbelt er im Wasser,
Wohin perlt sein Traumeslauf?

Schwan, der mich so stolz geblendet,
Blitzt du nimmer um uns her?
Sanft wie Öl, das Frieden spendet,
Schwimmt nun Mondlicht auf dem Meer.

*

Stille, kurze Stunden senken
Schwer sich über Land und See,
Orpheus sucht noch wach zu denken,
Denn er scheut das Traumesweh.

Ja! Das ist die Zeit der Ängste,
Wenn der Alb die Schläfer quält
Oder das Gefühl die längste
Schlummerspanne nimmer zählt.

Aber die Gedanken kreisen
Frei, wie das der Dichter mag,
Und er findet sanfte Weisen
Zu des Herzens leisem Schlag.

Ach, in seine Trauernetze,
Die er über Wolken flicht,
Ists, als ob ein Weib sich setze,
Leise schimmert sein Gesicht.

Eurydice ist erschienen.
Weiß erstrahlt ihr Sterbekleid.
Und mit dichten Mondlichtbienen
Ist die Liebliche beschneit.

Still mit bleicher Trauermiene
Blickt sie auf den Wandersmann,
Und um ihre Taugardine
Drängen Englein sich heran.

O, wie bluten seine Wunden,
Und wie pocht der Puls nun wild!
Wie? der Traum ist schon verschwunden?
Wolken wallten vor das Bild!

Nimmer wird er sie erblicken,
Da sie weit von dannen weilt:
Orpheus fürchtet zu ersticken,
Da ihn Nebel rings ereilt.

Selbst die höchste Sternenkrone
Hüllt sich schnell in Dünste ein,
Und der Wind seufzt, wie zum Hohne:
Orpheus, o! Du bist allein!

Streckt das Meer die Nebelarme
Nach des Mondes Sichelglanz,
Wallen Nymphen mit dem Schwarme
Flügger Elfen flugs zum Tanz.

Doch Gespenster, die da schwanken,
Sind ein finstres Spukgemisch:
Taufgevatterschaften zanken
Sich wie toll um einen Wisch!

Wie sie auf und nieder fliegen,
Füllt sich wild ihr Tummelplatz.
Will ein Nix ein Kebsweib kriegen,
Hascht er sichs mit einem Satz!

Jetzt erwischt des Satans Base
Rasch den drallsten Wolkengnom!
Schwubbs, da packt das Sturmgerase
Einen Papst in seinen Strom.

Bleicher Eile Zwitterbilder,
Klepper, Hektiker aus Schaum,
Sind des Meeres tückischwilder,
Ungestümer Nebeltraum.

Was einmal der Mond besessen,
Seelen, Stürme, Blitz und Meer,
Kann er nimmer alt vergessen:
O, er hat danach Begehr!

Um des Klumpen Durst zu laben,
Wühlt die Erde Wolken auf:
Jeder Stern verschwendet Gaben,
Hilflos oft im Weltenlauf!

Auch die Träume schwerer Nächte
Sind der Mondsucht leicht verwandt,
Unsre Weiblein herzen echte
Wichte aus dem Schleicherland.

Flegel, die sich Träume mieten,
Kobolde und andres Pack
Sind verirrte Seleniten,
Geil und voll von Schabernack.

O, es fluten hier die Seelen
Oft dem Monde lüstern zu:
Hah! Lunatiker vermählen
Sich sogar mit Hund und Kuh.

Nebel, Schrullen, Träume gleichen
Sich in ihrem Mondeskern,
Hui! Sie mimen, pfeifen, schleichen
Miteinander wild und gern.

Gallert-Albe, die veralten,
Haschen rasch nach hagrem Halt,
Packen ihn um Angstgestalten,
Die Geträum zusammenballt.

Schlüpfen, hüpfen sie in Hüllen,
Die der Nebel ihnen leiht,
So verdüstern und erfüllen
Sie die Nacht mit Neid und Streit.

Juden, die sich überlisten,
Lumpen, Lüstlinge aus Dunst,
Diebe zwischen Silberkisten,
Wucherer in hoher Gunst,

Huren, die aus Fenstern nicken,
Alte Laster einer Stadt,
Flunkern vor erstaunten Blicken,
Wie sie Orpheus offen hat.

Wünsche, die in Seelchen leben,
Schlüpfen in den Welttraum ein,
Mädchen, die bei Muttern kleben,
Streben nun zum Stelldichein.

Racker, die ein Fräulein schreckten,
Sieht schon, wo, ein Philosoph,
Nonnen, die den Bischof neckten,
Macht bereits ein Geck den Hof.

Traum und Träumer wechseln solche
Alb-Scherwenzer immerfort:
O, so abgefeimte Strolche
Bleiben nie am selben Ort!

Wuzelwesen, Glast des Hirnes,
Voll von Alb-Erklammrungshang,
Hopsen in des Zielgestirnes
Rundgeträumten Schweifungsschwang.

Hexen, die zu Tieren greifen,
Urgeburten, arg verkrallt,
Schweben steil in halben Schleifen,
Alt wie die Basaltgewalt.

Zwischen fahle Fabelfalten
Ringt dich Sternungs-Zuversicht!
O du kannst dicht oben halten,
Denn da hast du kein Gewicht:

Aufgeregte Seelen streben,
Hilflos auf ein Meer gebracht,
Immer schwer ans Land zu schweben:
Andre sinds in jeder Nacht.

So ein Welttraum überwindet
Tief in sich den schroffsten Spalt,
Bis sich der Granit errindet,
Lugt ein Spuk im Hinterhalt.

Stürzten auch durch unser Wesen
Schlundgewalten aus der See?
Was aus Muscheln sich gelesen,
Zeigt sich heute als Idee!

Wolken, Wälder, was an Tieren
Je auf Erden aufgestampft,
Will die letzte Weltung zieren:
Sie wird hier im Hirn erkrampft.

Durch den Schwang zum Flug erwachen
Schläfer taumelnd in der Luft:
Trachten wir uns loszumachen,
Hangt der Traum in einer Schlucht.

Jagen uns auf einmal Drachen,
Von der Alb-Angst aufgespült,
Suchten Fluchten zu erwachen,
Die schon oft der Tod erwühlt.

Ja! Beim Seelenrundgang finden
Alle Albe tausendmal
Schläfer, die sich angstvoll winden,
Und sie steigern wild die Qual.

Jene Leere, die in Herden,
Träume haschend, plötzlich gähnt,
Daß die Böcke störrisch werden,
Daß man sie besessen wähnt,

Klafft auch oft durch dunklen Schlummer
Stiller Menschen, wie im Schaf,
Und dann silberblitzt ein krummer
Sturz zurück in schwarzen Schlaf.

Was sich aufreckt, wird zur Beute!
Wurmt als erster Weltbeschluß,
Aber Leute altern heute
Hinter ihrem Überdruß.

Auch die Haustiere verrecken
Unumbangt, so im Verlauf,
Doch die steilen Todesschrecken
Tauchen grau in ihnen auf.

Selbst den Menschen halten Ketten
Oft im Traum an einem Fleck,
Und er kann sich nirgends retten:
Panisch ist auch dieser Schreck!

»Was soll mir diese Schaukelpantomime,
Was dieser Spuk in feuchten, fetten Lüften?
Er trägt, ein Weibsgehüpf, die gleiche Miene,
Und lüstern schwankt der Kreis auf fixen Hüften:
Ich aber will, daß er mir redend diene!«
Ruft Orpheus in das Fluchtgegrau aus Grüften.
Ganz langsam vor und hin und her geschoben,
Begrinst ihn nun der freche Troß von Schemen;
Das Weibsgewipp scheint sprachlos und verlottert,
Nur ein Gespenst hält seinen Arm erhoben
Und spräche wohl, doch mag es Bangen lähmen!
Da herrscht der Sänger: »Sprich!« Dann hört er Stottern.
Der Spuk sucht Laut und Zeichen zu verbinden,
Da süße Mundkunst ihm so karg verliehen!
Doch Orpheus hofft, des Raschelns Sinn zu finden!
Er atmet stark, um mit gepreßten Lippen,
Beim Horchen, spannenlang nicht einzuziehen.
Umsonst! Er läßt den Atem völlig stocken

Und sieht nun Wichte immer näher wippen:
Fast scheinen sie ihm eigne Odemsflocken,
Doch schimmern unter ihrem Lichtkleid Rippen.
Ganz langsam regen sich die dürftgen Münder,
Und endlich spricht ein Schaumgebild verständlich:
»O müder Orpheus, krauser Lichtverkünder,
Wir suchen dich, und unser Gruß heißt: Endlich!
O hör uns an, wir sind der Traum der Sünder,
Und Sünde tragt ihr tief in den Gebeinen:
Die Knochen, Knorpel, Fleisch, das euch umwandet,
War Lust, bevor ihr Menschen Lust empfandet.
Wo Licht und Erde sich zum Kuß vereinen,
Muß Leben, mit dem Schreck zugleich, erscheinen.
Auch mir gab Sonnensehnsucht die Beseelung,
Doch schwach war unser Griff nach eurer Erde:
Was ist ein Leib, wenn nicht Geschickserwählung?
Sieh! Jeder wollte, daß er glücklich werde;
Wir tauchten auf und lebten eine Weile:
Verreckt, erlangten wir zum alten Glücke
Stets wiederum die gleichen Körperteile;
Auf einmal aber schlugen Donnerkeile
Der Sonne unsre Erdhüllen in Stücke!
Da euch das lichte Recht nun frei beschieden,
So mußten wir uns zu den Trieben schlängeln
Und wurden dann zu Ränken, euern Mängeln,
Drum werden unsre Trümpfe gern vermieden!
Als Laster, ha! als Feinde euerm Frieden,
Verstießt ihr Menschen uns zu jenen Engeln,
Die euren Seelen Daseinszangen schmieden:
Wir aber zollen hohler Lichthoffnung Verachtung
Und wünschen uns zurück in Glücksumnachtung!
Verdammt, die Liebesketten zu erhalten,
Die weithin, über alle Lasterspalten,
Das Trieblichsein der Geistigkeit verbindet,
Sind wir der Schwindel, den der Mensch empfindet,

Die Viper, die er auf dem Lichtweg findet,
Und das Verderben seiner Erzgestalten,
Bis wir dereinst zu vollem Schlaf erkalten!«
Und Orpheus spricht: »Kann ich euch recht verstehen,
So seid ihr die verpönten Erdenfreuden
Und drum als schal und grausig anzusehen,
Denn in der Lebenswüste Lust vergeuden,
Ist urverdammt: ein trauriges Vergehen!«
Doch blaß umstottern ihn die Schatten:
»Für Menschen bleibts nur Traumwunsch, doch gefährlich,
Beim Wandern im Dereinst hold zu ermatten,
Wir selber wünschen: Klimmt im Leben ehrlich,
Denn so gebührts euch Erdenüberwindern!
Doch im geheimen bleibt etwas begehrlich,
Um eure Pein, mit unserer, zu lindern;
Durch euch wird mir, als Freude, süß erklärlich,
Was unser Schlottertum mit Hoffnung schwängert
Und schwaches Wachsein im Gespenst verlängert;
Es kann uns doch vielleicht, durch List, gelingen,
Ins heitre Leben hochzudringen,
Um oben klare Tage zu verbringen.
Wir wußten kaum wohingeträumt wir wallten,
Da hat dein Wandeltum uns festgehalten!
Nun laß uns fort: wir sind euch nicht gefährlich,
Die Macht der Träume ist im Menschen spärlich!
Dort! spür: dir nahen nackte Kraftgestalten,
Obzwar sie Geistern für verschollen galten,
Kann manche Schein und Dasein kurz vertauschen,
Um sich und euch noch einmal zu berauschen.
Ihr habt auf Erden abermals Mänaden:
Haha! Blick auf, gar feist sind ihre Waden!«

Wahrhaftig! Da wirbeln nun blasse Figuren.
Sie schwingen den Thyrsusstab, grüßen mit Bändern,
Vielleicht ihren Farben aus grauenden Ländern.
Sie kommen im Takte mit goldenden Spuren!
Wer klatscht jetzt? was mag ihren Traumtritt verändern?
»Ich grüß euch, Mänaden auf blühenden Fluren!«
Das glückt dem Geweihten, den Spuk zu belauschen.
Er mag sich den Aufbraus zum Traumball erklären.
Ein Halbmond im Tanz, aus silbernden Bauschen,
Erflimmern, auf Spitzenschritt, Nachtbajaderen.
Nun winkt eine Mohrin. Jetzt lächeln Hetären.
Die Lieblichsten wirbeln ihr Schleiervertauschen.
So muß hold ein Schauspiel die Sinne berauschen!
O, Blicke versprühen Smaragdenbegehren:
Beperlte erschimmern, den Glanz blaß zu mehren,
Die Keckste, ein Mondschalk, beginnt sanft zu sprechen:
»Komm, Orpheus, wir wollen dich lieben und ehren,
Wozu, ohne Tanz mit der Tänzerschar brechen?
Verschenke dich uns, wie Hephaistos, aus Schlünden
Des Ätna, sein Glutherz emporwirft den Sonnen!«
Da antwortet Orpheus: »Zu funkelnden Bünden
Mit Sternen hat Gluten in Geistern begonnen!
Wir wünschen die Blume der Welt zu entzünden:
Sie sprüht in die Nordnacht! Erseligte Bronnen
In Menschen beleben die Spendung auf Erden.
Begeisterten Herzen entblättert das Feuer!
Den Tau senden Sterne: ihr himmlisches Werden
Erblüht unter Frommen! Verstoßne, Bereuer
Umflügelt ein Gotthauch. Gesegneten Herden
Mit blumender Glut nahen Feuerbetreuer!«
»Gewahre«, umhalst ihn ein Weib, »unsre Rosen!
Sie blühen auf schneeweichen, seidenen Decken:
Ihr Atmen erduftet betauendes Kosen
Um Schläfen und Mund. Die Lust kann sie wecken!
Sacht mahnt ihr Zerflattern an schlafende Flammen:

Sie träumen! Doch sinkt bald der Blutrausch zusammen;
So schlummern sie gut, wie sanft reifende Früchte.
Da liegen sie! Zarter als Äpfel im Winter:
Ein schmackhaftes Dauern. O, huldsam gesinnter
Verkünder von Wonnen, durch frühe Gerüchte
Erkommnen Erlauchtseins, beim Segnen der Seelen,
Verbleib uns!« Doch Orpheus ruft: »Schatten, ich flüchte
Vor nachtendem Wünschen zu Sonnenbefehlen!«
Er kann sich mit Sanftheit aus Armen entranken
Und sagt der Gestalt: »Du darfst mich nicht wählen!
Ich mag euern Garten, voll Gaben, durchschwanken,
Um einst mich, in Keuschheit, noch frei zu vermählen!
Ich suche mein Weib in den Schleiern der Sterne:
Noch fühl ich sein Winken, doch hab ichs verloren,
Ich trage ein Herdopfer Feuern der Ferne:
Ersterne mein Herz, vor den strahlenden Toren
Des Heimgangs: dort wartet die Frau hold geborgen.
Auf einmal ersonnt sie: aus uns kommt der Morgen!«
»Ich seh dich dem Zwillingstal leise entschweben.
Du suchst Eurydice!« erzählt die Mänade
Dem Sänger: »wohl spüre ich freundliches Beben
Von Sternen, die himmlischen Zwillinge weben
Das Seelengewand deiner Braut am Gestade
Der traurig Verblichnen! Auch dich haben Flammen
Des sternenden Paares zum Dichter erhoben.
Nun kennst du die Pfade zu euerm Entstammen,
Den Zwillingen magst du dein Opfer geloben,
Doch fort ist das Weib! Bei den ewigen Ammen
Umraunt sie das Deuten von Heldengeschlechtern;
Sie ahnt dort, auch Orpheus gelangt zu den Wächtern
In Strahlen, an Pforten des Heimgangs zu thronen!
Sanft sagt sich die Braut: »Mein Sänger der Milde
Erwandert die Sonne durch Blumengefilde,
Doch ich muß in schimmernder Grottenflucht wohnen!« «

Der Dichter fleht lispelnd zu sich und den Sternen,
Doch hörts die Mänade: »Schon silbern die Fernen
Der Urmondumfangnen hervor in das Wehen
Verstorbener Seelen. Ich selbst bin bei Toten!
Ich kann meine kommenden Feindinnen sehen.
Jetzt silbern die Säulen von Friedensgeboten:
Hier weilt Eurydice im Tempel der Ehen!«
Da weint die Mänade und sagt sacht dem Sänger:
»Verbleibe! Die Gänge vor dir werden enger.
Du kannst nicht die Fluren der Träumenden finden,
Doch spürt dich die Braut: das Gerücht macht sie bänger.
Sie weiß dein durch silbernde Wirrnis dich Winden.
Und kann dir nicht helfen! So weile: wir scheiden
Nun bald aus dem Grauen der bleichen Gestalten.
Wir folgen dir gern in den Hain eurer Leiden:
Du magst unser Reich an der Sonne verwalten!
Noch kannst du die goldenen Spuren des Stieres,
Der einstens das Weib, als du, Zwilling, die Schwester
Und Gattin verloren, davontrug, gewahren.
Hier siehst du ein Sandmal: bewünsch und umgier es!
Dem Hufschlag des Tieres entschimmerten Nester,
Durchzwitschert von fröhlich beflügelten Scharen
Entblauender Vögel. Sie folgten dem Weibe,
Das brünstig der Stier sich geraubt hat. O Dichter,
Gar weit weilt Europa! Kein Weg zum Verbleibe
Der Braut, die du kürtest, erglimmt dir, durch Lichter
Und wissende Vögel gesäumt. Bleich und weiter
Umträumt dich die treue Gefährtin: ihr Sterben
Entflammte den Stier für Europa. Nun werben
Wir Weiber, im Wandel der Nacht, um Geleiter
Ins Weltsein des Widders zum sternenden Erben
Des irdischen Stieres!« Kaum hört jetzt der Seher
Der Wolkhaften Worte, als blitzend ein Reiter
Auf goldenem Widder dahersprengt. Hold näher:
Er trägt eine Jungfrau! Sein Antlitz ist heiter.

Noch schläft die Genossin. Verwunderte Späher
Am Strande der Weltsee erkennen ihn, rufen:
»Das Hauptjahr wird wir!« Von gestirnten Stufen
Entsausen die drei. Blasse Unterweltsweiber
Erklimmen das Ufer, durchhuschen die Wogen,
Und tummelnde Meerwichte haschen sich Leiber:
Ermenscht überwölbt hold das Meer hoch ein Bogen.
Der Widder schwimmt flügelnd. Da rufen am Strande
Die Späher: »Jetzt herrsche der Jüngling!« Nun stürzt
Dem Reiter die Braut in die jauchzenden Wellen.
Sie kräuseln sich steiler! Zum wartenden Lande,
Das voll von Geruch für den Widder ist, kürzt
Der Stürmer den Seeritt. Erschimmernde Stellen
Erblickt schon das witternde Tier. Über Steine
Entklimmt es — verschwindet. In silberndem Scheine
Bleibt Orpheus vereinsamt. Er seufzt, und er sehnt
Die schaumhaften Weiber herbei, doch die sind
Den Ammen entflohn, zu Müttern gekommen.
Da schwankt noch der Sänger, er ahnt wohl, dort lehnt
Sein Leib leicht an Pfosten: er tastet wie blind,
Wohin er sich stützt. Was er faßt, bleibt verschwommen,
Doch weiß er nun tief, daß, in holdem Gedulden
Behutsam ein Halt, sanft als Hilfe, ergraut.
Jetzt klagt eine Stimme. Sie kommt wie aus Mulden
Gefelsten Geklüftes. Sein Seherherz schaut
Die Wand alter Trennung. Dort singt seine Braut.
Wie Sterne so ferne: »Sei treu, ohne Trauer!
Uns werde Geduld eine himmlische Huld!«
Und Orpheus stimmt ein: »O herrliche Dauer,
Die tief uns geteilt, hier heilt lange Schuld
Sich holender Seelen: wie nah du mir bist,
Ach, einzig Verlorne!« Nun singt nur die Braut:
»Die Meere sind Tränen vor unserer Frist,
Die nimmer verläuft, hart aus Leiden gebaut!«
»Erjammerte Wand!« fährt der Sänger nun fort,

»Wann tilgt diesen Ort ein entschleierndes Wort?«
Ihm klagt Eurydice: »Der wimmernde Mond
In Seelen zerschmerzender Herzen: ein Tod!
Zieht Zähren zu sich. Ein See, hold gewohnt,
Dem Monde zu folgen, erwogt uns, beloht
Von silbernden Schwirrern. Gebiete der Not!«
Und Orpheus hebt an: »Unser Meer ist ein Sang!
Wir geistern empor. Über Sterne und Klang.
Wohl dauert die Mauer: ein seelischer Spalt
Entrückt uns, doch bleibt er, mir Schwankem, der Halt!«
Die Braut singt mit Orpheus: »Mein Ich tief im Lied,
So nah in der Seele, getrennt für den Leib,
Der stirbt, mir verdirbt, dir dem Mann, mir dem Weib;
Erperle die See, die ein Seelenmond sieht.
Erschaudre vor Fischen, mit sternendem Klang!
Sie leuchten aus dir: ich fühle sie bang.
Sie holen uns zwillingshaft heiter empor:
Die Welt wird ihr Ton. Blasser, klingender Flor
Umweht dich. Wir singen. Und mich bringt ein Fisch
Zu Sternen im Ich. Doch ich lisple: Erlisch!
Wir schwimmen als Sonnen vom Boden hervor!«

Dunkel? Orpheus lauscht: bekannte Stimmen
Sprechen nahe. Echo schwirrt vom Sinter.
Flügelstürze! Letzte Hellflecken verschwimmen.
Stumm wirds! Wie ein Bienenkorb im Winter.

Blickt er? Silberts durch gezopfte Grotten?
Noch ein Auge! Ferner: Spukgehinke.
Geister, die sich wo zusammenrotten,
Rosen langsam. Jüngste Morgenschminke!

Der Gespenster schwaches Lichtgesicker
Wird Geblätter, Halt und Krone.

Näher schwankt es. Munter wirds und dicker.
Jeder Dunst erblüht als Anemone.

Knapp am Ich, ergraut um seine Lenden,
Steilt sich rasch ein kaltes Ungeheuer
Um den Sänger. Ohne Ruck zum Wenden,
Merkt er durch sich selber Ringgemäuer.

Was zerfinstert? Wohl ein Bauch mit Rippen?
Orpheus krümmt sich. Er ist mitgegossen.
O, nun droht der Unhold umzukippen!
Sturz bleibt in ihn eingeschlossen.

Was den Seher wohl am Sterben hindert?
Könnte er den Geist im Schrei befreien!
Sein Sich-Ausatmen ist schon gemindert:
Ja! Die Stimmen eisern Gitterreihen.

»Wicht, wie wirst du dich im Moloch retten?«
Hört er nun den Kupferkessel brummen.
»Winziger, ich halte dich in Ketten!«
Scheint es noch um ihn herumzusummen.

Kupferklammern strecken das Geäder.
Er steckt viereckig im Götzenbauche:
Stilles Ich bekreisen helle Räder:
Schweigt er, dröhnt der Darm vom Dampfgepfauche!

Was will Orpheus' brauner Saus verkünden?
Auskunft trachtet sacht hervorzudämmern.
Zeichen können sich im Kreis entzünden:
Geister scheinen sie im Takt zu hämmern.

Jetzt erklärt sich ihm die Falle:
Daß der Bauch beim Atmen nicht zerspringe,

Rollen rippenhaft, auf scharfem Dralle,
Grelle dehnbarheiße Kupferringe.

Um verbrauchten Pustdunst auszufauchen,
Können Kiemen sich nach außen stemmen;
Fängt darauf der Bauch an einzuhauchen,
Muß der Sturm des Sängers Brust beklemmen.

O das harte, starre Poltern,
Der Gespenster kaltes Kettenrasseln!
Orpheus spürt Gewimmer, wie beim Foltern,
Starker Flammen funkenreiches Prasseln.

Das ist ein gegoßner Götze!
Halb ein Mensch und doch Maschine!
Mumien heizen ihn, und goldne Klötze
Lodern rußend durch die Erzkamine.

Laut im Bauche surren Firlefanzer,
Die sich brühend durch den Kessel drehen,
Und es dröhnt der Dämpfe Kupferpanzer,
Wenn ihn Winde auseinanderblähen.

Plötzlich schrillt es durch das Lärmen.
Wut heischt Ordnung straffer Kupfermassen.
Deutbar pumperts in den Blechgedärmen:
Zornesröte kann den Dichter fassen.

Der Koloß ertönt: »Des Blutens Kinder,
Jede Gottheit kriecht aus meinem Bauch,
Auch die grausamste wird menschzu linder,
Und dann geht mein Angstschweiß auf in Rauch.

Da die Sonne meinen Erzrumpf sprengte,
Und der Mensch in meinen Halsring biß,

War es Zeit, daß ich mich selbst verschränkte,
Und nun heiß ich Macht der Finsternis.

Orpheus, sieh, es sind noch meine Glieder
Im Gespenste, das ich wurde nackt,
Ja, sogar das warme Ballgefieder
Ward mir, selbst im Geiste, abgehackt!

Einst beim ersten Schritt, von mir zum Kulte
Eigner Ahnen, ging ich fast noch mit.
Wer den Geist in Totenzauber lullte,
War ein Mensch, der um Vernichtung stritt.

Unsern Ursprung hab ich auch vergessen,
Selbst die Drachenbrut liegt mir zu fern:
Doch im Mammut seine Macht ermessen,
Ist nicht schwer, und deshalb tu ichs gern!

Kriecht ein neuer Gott aus meinem Bauche,
Und es war der herrlichste darin,
Tut er es auch jetzt nach altem Brauche:
Wirklich zieht ihn eine Bäuerin.

Rot, wie jedes magre Kind, geboren,
Hat er eine Amme und wird fett,
Geht sein Purpur langsam dann verloren,
Drängen Könge sich ums Wochenbett.

Kommt es schließlich gar zum neuen Glauben,
So erkenn ich meiner Därme Frucht:
Der Gedanke muß im Fleisch verschnauben,
Denn es siegt auch da die Mammutwucht.

Meine Übermacht im Sphärenstreite
Hat im ewgen Ursprung ihren Grund:

Was sich, ohne Anfang, selbst entzweite,
Hält mich offen, denn ich bin ihr Schlund!

Nacht und Ärger steigt aus meinem Trichter
In den Dingen, die entstehen, auf:
Ich vernichte wuthaft alle Lichter
Und beschränke schon den Sternenlauf.

Meine Macht kann sich geheim bekunden:
Was auf mir beruht, sucht einen Kern,
Tief in sich, zum Schutze zu umrunden:
Und dazu bin ich der Mittelstern!

Forscht nach ihm, ihr könnt ihn nirgends finden!
Gäb es ihn, so wäre gar nichts mehr:
Welten aber, die sich weiterwinden,
Ziehen dennoch Kreise um ihn her.

Herrschte ich, so wär ich längst verschwunden,
Alles bliebe eingestürzt,
Nur das Ewge hab ich nie empfunden,
Meine Macht bleibt drum verkürzt!

Doch ich bin die Gegenwart der Dinge,
Schlagbereit und riesenstark!
Wenn ich jetzt mich zur Erinnrung zwinge,
Bleibt mein Umblick trotzdem karg.

Nichts kann die Unendlichkeit umspannen:
Kein Gestirn, in dem mein Wesen glänzt,
Wird das All in seine Kreise bannen:
Überall ist meine Macht begrenzt!

Was ich trachte, ist: mich selbst zu fassen,
Keinen Augenblick setze ich aus,

Auf die Kraft kann ich mich alt verlassen,
Mir gehört das ganze Weltgebraus!

Doch die Ewigkeit ist urvorhanden,
Da der Tanz der Sterne sie beweist:
Könnt ich mich als Mittelstern umranden,
Hätte kein Geheiß die Welt geschweißt.

Schwärme nie von Ferne oder Größe!
Glaube dem, der alle Klumpen dreht!
Jeder Sterbensstern zerwühlt die Blöße
Seiner Nachbarwelt, die untergeht.

Haßerfüllt erweitert er die Wunde,
Saugt sich Geister aus dem Schlund empor;
Neid und Schadenfreude stehn im Bunde
Leidgebärend vor dem Lebenstor!

Scheelsucht ist des Werdenden Erreger,
Was ersprießt, aus eignem Grund, verrucht,
Und der ewge Ruhbedürfnisträger
Überdies zu Trächtigkeit verflucht!

Weißt du es? Der Starrsinn ist mein Schreiten,
Meine Gegenmacht die Ewigkeit,
Und durch diese Ursprungszwistigkeiten
Wird der Raum, geschieht die Zeit!

Feuer freut und heuchelt euch verteufelt:
Angeschmeichelt an den Geist,
Schmerzt es, wenn es einwärts träufelt,
Doch es streichelt auch, was es zerbeißt.

Ja, es lodert, lacht in grellen Scheinen
Meine Höllenfreude froh hervor:

Funken gleichen hellen Edelsteinen,
Und ich fliege noch als Meteor!

Ja! Ich hab das Licht erfunden,
Stürzt es doch dem Ewgen nach;
Hoffte seine Herkunft zu erkunden:
Weiß noch nicht, woran es mir gebrach!

Stille Würde ist mir schon gelungen.
Wie ein Schwan durchschweif ich als Komet
Ruhemeere, die mich nie verschlungen,
Und als Wolke gleich ich dem Gebet.

Wie das Feuer hab ich eure Freuden,
Seligkeiten ähnlich, aufgewühlt:
Sollt sie immer froh zu zweit vergeuden,
Da sich niemals Lust vereinzelt fühlt.

Höre noch — erfahr mein Sein —: durch Flammen
Schür ich zwar die ekle Lebenspest,
Doch da Wesen leibhaft mir entstammen,
Hab ich Seelen ihre Qual entpreßt.

Angst und Martern können mich mit ihnen
Endlich noch versöhnen. Mensch, dein Geist
Kann mir einst vielleicht auch dienen,
Da er schneller als ich selber reist.

Mensch, von Sonnengnaden ein Schmarotzer,
Der dus grausam bis zu dir gebracht,
Glaube mir, du eitler Sonnenglotzer,
Du gehörst durch deinen Darm der Nacht!

Wüstlinge, ihr wollt euch hier entwurzeln?
Alles überwindet einst der Tod!

Rüttelt nicht, euch selber zu entstürzen:
Enten, Menschen, Schweine lieben Kot.

Bleibt euch treu: es wird euch manches schmecken!
Jagd und Hader schaffen Essenslust:
Laßt euch nicht durch Fabelstrafen schrecken,
Neid ersinnt sie, hat er zuzusehn gemußt!

Euern Drang nach Gleichheit muß ich loben,
Wenn ihr dies so klug wie ich versteht:
Jeder Zuschnitt ist schon so verschroben,
Daß im Kind der Vater untergeht.

Doch euch krönt Geschick. Im schlichten Manne
Wurzelt unversehens ein Genie;
Ob ich Ruten lege, Netze spanne,
Diesen Zufall hasch ich dennoch nie!

Sich in eignen Kindern nachbestellen,
Wär ein Dauern, wie es mir entspringt:
Engel doch und Ahnenspuk gesellen
Sich dazu, daß jung ein Wurf gelingt! —

O, ich preis das Land der Pyramiden,
Denn dort sah man ernst und ähnlich aus,
Die Familien waren kaum verschieden,
Gleich war alles, wie bei Maus und Laus.

Orpheus! Zwecklos scheint mir deine Reise,
Laß Verstorbne, die du liebtest, ruhn:
Sag, wozu die neue Wehmutsweise,
Und warum dem Tode Unrecht tun?

Sei beglückt, dich einst ins Grab zu legen:
Diese Welt ist eigne Niedertracht.

Menschen? Glieder, die den Bauch verpflegen,
Mehr den Dünkel, den ich angefacht!

Habt ihr doch die leckern Flammenwedel
Bald als Teufelsteufelei erkannt,
Angefeuert aber, eure Schädel
Dennoch immer wieder angerannt.

Falsch sind auch die warmen Sonnenstrahlen,
Denn sie beißen euch vom Boden los:
Arg sind eure Lichtgefolgschaftsqualen,
Wonne birgt allein der Erdenschoß!

Laßt die Blumenflur die Sonne loben,
Da sie ihr ein kurzes Glück verdankt,
Auch der Vogel solls, den sie erhoben,
Nimmer doch, wer den Verstand erlangt!

Laßt die Sonne euch im Schatten lungern?
Geistesflüge, sagt ihr, gibt sie ein;
Doch hier dreht sichs nur um das Verhungern:
Eure Tugend heißt Genügsamsein!

Alle Spenderlohe ist verflogen!
Wenn der Mensch noch grausam weitersteigt,
Wird er unfrei qualhaft aufgezogen,
Und sein Glück ist das, wozu er neigt!

Orpheus, kannst du meine Nacht verstehen?
Sag, der du mein Rätsel lang benagst,
Muß ich mein Geheimnis eingestehen,
Schon weil du in mir zu atmen wagst?

— Wie, du schweigst? — So muß ich weiterreden.
Blickt mir doch in dir das Schauen klar,

Rasch verknüpf ich die Gedankenfäden,
Reim und Rhythmus bietest du mir dar.

Unhaschbare Daseinsketten schlingen
Bis zur Sonne sich in euch empor:
O, das sind des Menschengeistes Schwingen!
Selbstbedingte Freiheit waltet vor.

Meine Macht, die sichtbar alle Welten,
Rings am Himmel, voneinander trennt,
Kann im Sternengeistesschlund nicht gelten,
Weil ein Hier als lichter Sieg entbrennt.

Um die Herrschaft muß ich mich zerwühlen,
Doch ich weile, wo sich Wirken teilt:
Alle einverleibten Geister fühlen
Meine Fesseln, bis ihr Tod sie heilt.

Mit der Sonne war dereinst die Erde
Urverbunden, bis auf einmal, jäh,
Unseres Planeten eignes »Werde!«
Sich zusammenschloß zu Lust und Weh.

Doch die Rückkehr zu der Sonne lohte
Gleich als Leben auf der Erde auf:
Und in uns verkörpert, als Gebote,
Wurde sie der Zweck und Daseinslauf!

Grüble sinnlich dich über die Zeiten,
Da die Erde in die Sonne fällt!
(Und du kannst es, denn in dir geleiten
Wünsche dich in eine andre Welt!)

So verstehst du tief, warum das Leben
Seine Erde ursprunghaft verschmäht:

Jetzt ist Dasein: Werden, Streben,
Einstens war und wird es, was besteht!

Dieses letzte Erd- und Sonnverhältnis
Wird von Mond und Sternen reich ergänzt:
Menschen, ihr seid schäumend das Behältnis
Aller Fülle, die sich mir entgrenzt.

Fängst du an, die Geisterwelt zu wittern:
Glaubst du gar, daß sie auf mir beruht?
Ob die Sterne nur für euch erzittern?
Gibt dir meines Rätsels Kündung Mut?

Orpheus, wenig nur kann ich dir sagen,
Selbst in dir kommt mein Verstand zu kurz!
Blasses ahn ich von den ersten Tagen:
Glaubst du, gab es einen Ursprungssturz?

Schweigst du, Orpheus? — Soll ich fort erwägen?
Etwas weiß ich: ich bin nicht allein!
In Gesetzen kann ich mich bewegen:
Das Gebot in euch ist schon nicht mein!

Jeder Trieb kann mich im Menschen greifen,
Doch benennt ihr nicht, was euch entschlüpft:
Kein Begriff besitzt genügend Schleifen,
Daß er das, was mich erfüllt, verknüpft.

Ich, das Ursprungslose, Unnennbare,
Das sich selbst in Ringgewinde warf,
Wirke, daure, bin und offenbare
Den und das, was man nicht nennen darf!

Doch ich meine, jene innern Mächte
Sind bloß Lockrung, die mich fremd bekämpft,

Denn es wechselt nur in sich das Schlechte!
Oder weißt du, wer mein Strengsein dämpft?

Menschen, seid ihr eines Endes Boten?
Ob die Fülle meiner selbst verschäumt?
Löst der Geist die großen Ordnungsknoten,
Hat in euch sich Chaos aufgebäumt?

Euer Schicksal kann nur ich erraten,
Aber was wir sind, bleibt mir versteckt:
Endlos fast vollbringt ihr weiter Taten,
Zwecklos auch, was euch nicht heilt, noch schreckt!

Leiblich seid ihr Menschen fast nur Schlangen,
Doch der Geist, der euch nach oben reißt,
Möchte höher als die Nacht gelangen,
Und er hat den tiefsten Stern erkreist!

Leben kann ich dieser Welt verheißen,
Bis die Sonnensehnsucht einst verfällt
Und die Erde liebend in die heißen
Mutterarme sich zersternend schnellt.

Folgt der Sonne, denn ihr werdet leben,
Wie ihr es verlangt, weil ihr es müßt:
Sonnenhoch wird euch der Geist erheben,
Zu euch selbst erglüht das Lichtgerüst!

Orpheus sieht sich um. Der Unhold ist verschwunden.
Er bemerkt nun, daß er selber laut gesprochen:
Allen Lebensekel hat er überwunden,
Freude ist sogar in ihm hervorgebrochen!

Doch umgeben ihn noch immer Nebelmauern,
Die versuchen, stumm ihn anzustieren.
Wolkende Gestalten sieht er traumsacht kauern,
Und die meisten weinen, alle aber frieren!

*

Wie fängt da des Schauers Herz an zu pochen!
O, wie weiß er großes Mitleid zu verspüren,
Und schon kommen die Gespenster angekrochen,
Um, ganz nahe, sein Gemüt noch mehr zu rühren!

Hurtig schwingt der Spuk um Orpheus eine Kette,
Und das ist ein Zug von Greisen und von Vetteln;
Plötzlich grinsen zwischen ihnen auch Skelette,
Die, mit ausgestreckten Armen jammernd, betteln.

Die Gerippe klappern hart mit ihren Knochen,
Schmerzensschreie mischen sich ins Nachtgewimmer,
Denn es werden Beine irgendwo gebrochen,
Und noch immer wird der Stimmenwirbel schlimmer!

Hirnbewirbelnd ist das grelle Zähneklappern,
Auch der Späher friert vor Angst und Fiebergrauen,
Doch er stammelt: »Fangt doch takthaft an zu plappern,
Da sich hinter euren Kiefern Worte stauen!«

Nun beginnt der Haufe sich erst freizulachen,
Und dann quiekt ein Stimmchen, schrill, doch blaß verständlich:
»Orpheus, männlich stolz sollte dein Geist erwachen,
Brünstge Gier und Eitelkeit in dir sind schändlich!

Ringe nicht nach Mitleid, spar es dir zum Troste,
Denn wir steigen aus den Gräbern, dich zu warnen:

Die Mänaden, die dein herber Trotz erboste,
Rüsten sich, um dich ermenschlicht zu umgarnen!

Bleibe lieber gleich im bleichen Schattenreiche,
Menschen wirst du oben Neid und Ärger bringen;
Prügeln Jünglinge sich einst um deine Leiche,
Konntest du ihr Herz nicht sanft durch Sang bezwingen!

Sag uns, sehnst du dich zurück zum Erdenjammer?
Furcht und Elend peinigen die falsche Menge,
Nur aus Hunger schwingt der Mensch den Eisenhammer:
Schmerzlich tönen aller Arbeit Sonnenklänge!

Dumm und nutzlos sind die kühnsten eurer Kämpfe,
Seid bedacht, daß Schmerz-Erworbnes nicht zerstiebe,
Forscht, mit Umschau, wie euch Kenntnis Leiden dämpfe,
Doch das leisten schon, zur Vorsicht zwingend, Diebe!

Um ein Mitteltum von Menschen zu erhalten,
Sei gestanden, daß ich Angst und Sorgen schätze,
Auch läßt sich der Bürger gern im Zügel halten,
Sind Verbrechen euch der Vorwand für Gesetze!

Um das Volk vor Trug und Spottlust zu beschützen,
Wollt ihr die Gemüter zäumen und verriegeln,
Doch begänne sich der Staat rasch abzunützen,
Würdet ihr nicht stündlich ihn dadurch besiegeln!

Wahrlich, für das Glück und etwas Zucht der Rotten
Sind die kleinlichen Alltäglichkeiten trefflich,
Doch ein guter Sonntag, mit Gesang und Zoten,
Bleibt für einen Höllenspötter unnachäfflich.

Wisse, Elend und das Eigenfesselnschmieden
Sind für euch das Einzige, nicht bloß das Beste;

Denn durch Hunger und Siehplagen wird vermieden,
Daß der Spaß am Feiertag die Welt verpeste.

Orpheus, auch du, Holder, solltest nicht vergessen,
Daß du nur ein Wüstenwandler bist, und nimmer
Dürftest du, dem Geist zu leben, dich vermessen;
Höre unter deinen Schritten das Gewimmer!

Schmach, die dein Verstand nicht wagt bei Tag zu denken,
Kannst du klar, oft traut, in altem Traum empfinden,
Darum lasse dich durch unser Mahnen lenken,
O, versuche dein Gewissen nachts zu finden!

Weise ist, wer auf das Wünschen frei verzichtet,
Achtung aber allen Trieben zollt, auch bösen!
Glaub mir, was in dir, erkindlicht und gedichtet,
Lacht und leidet, wird sich bald in Prosa lösen!

Orpheus, folg und hilf uns wiederzuerstehen!
Schaffe hold, uns zu erholen, oben Wendung;
Wenn dann bald die Frohsten zu euch übergehen,
Feiern unsre Tiefen auch des Sängers Sendung.

Bettler sind wir nicht, die auf die Kniee fallen!
Doch bevor wir blaß in lauer Nacht vergrauen,
Bitten wir, laß unsre Worte laut erschallen,
Daß wir, ihnen nach, uns noch am Licht erschauen!«

Geier der Verzweiflung krallen
Gierig sich in Orpheus' Herz,
Rücklings wird er überfallen,
Rot erwirklicht sich der Schmerz.

Taumelnd schließt er nun die Augen:
Eine Ohnmacht schleicht heran!
Kann ein Wunsch als Stütze taugen?
Ob er nur noch greifen kann?

Bittre, speibereite Galle
Fühlt er nun vom Mund zum Darm,
Und er glaubt auch, fremd durchwalle
Ihn ein Blutblust fieberwarm.

Doch er mag sich nicht ergeben:
Brächten Hände einen Trank,
Könnte er sich fast erheben,
Schwer ist nur der Aufsprungsschwang!

Nein! Sich eigen zu bewegen,
Geht mit Blei im Blut nicht mehr:
Schlummer wird sich auf ihn legen.
Spukt bekannter Traum umher?

In zerschlissenen Gewändern
Sieht er dort die Nachtgestalt
Mühsam durch Genebel schlendern:
Ach, das lacht ja, schnalzt und lallt.

Bis zum Knie in Dunst versunken,
Bluten Zerrgespenster schwer:
Hier! Sie stinken, sind betrunken,
Schwanken, blicken voll Begehr.

»Räuschen mußt du dich ergeben!
Tollheit bleibt uns eingefleischt:
Nur ein Wahn ist unser Leben!«
Wird der Wandrer angekreischt.

Dann keuchts weiter: »Schelten, Scherzen
Gibt dem Schwanksein erst Gehalt,
Falten glätten, Gram entmerzen,
Gilt für jung und taugt für alt.

Klugheit führt euch leicht zum Geize,
Denn wer nachdenkt, ist besorgt,
Darum sinnt nicht, hascht die Reize,
Die das Leben gerne borgt.

Euch den Leichtsinn zu erklären,
Fällt mir selbst im Rausche leicht,
Und durch meine flotten Lehren
Hab ich oft den Zweck erreicht.

Des Geschickes kühne Sätze
Bringen plötzlich Glück herbei:
Laß dem Geize sein Geschwätze
Und sein bleiches Einerlei!

Mit den Winden munter segeln
Schärft und wahrt den klaren Blick,
Trau nicht der Vernunft von Regeln,
Ins Geschick verführt ein Blick.

Weise, fast so leicht wie Toren,
Stehen fest in dieser Welt;
Wer noch taugt, geht nicht verloren,
Wie er es auch denkt und hält!

Wenig wird ein Mensch erklügeln,
Der aus Früchten Kerne schält:
Den Verstand etwas zu zügeln,
Ist noch eher, was euch fehlt.

Nein, bedenkt nicht lang die Wege,
Folgt doch lieber dem Gefühl,
Bleibt trotz aller Blitzeinschläge
Gegen Rat und Warnung kühl!«

Durch ein Schauspiel voll Entsetzen
Wird des Sängers Blick gelenkt,
Plötzlich, mit verwegnen Sätzen
Kommt Gewimmel angesprengt.

Wie im ersten Morgengrauen
Kann er Wolken schwanken sehn:
Männer mit betrunknen Frauen
Nahen, sich um ihn zu drehn.

Hebt der Wind dieses Gesindel?
Tanzt da Dunst im Morgenlicht?
Oder faßt ihn selber Schwindel?
Orpheus weiß und sieht es nicht.

»Graust dir noch vor unsern Räuschen?«
Wettert nun ein Weib ergrimmt,
»Künftig soll dich nimmer täuschen,
Was dicht freut und sittsam stimmt.

Sinke, bis ins Mark getroffen,
Frei von Eingebildung, hin,
Nimmer magst du eitel hoffen,
Hab für unser Elend Sinn!

Sieh, was meine Säufer sehen,
Und hier trinkt das Weib, der Mann:
Wo sie durch das Dunkel spähen,
Schleichen Ratten schwarz heran.

Lasterlinge, die zerfallen,
Sehn sich selber rings versprengt:
Eigner Mäuse Nachtentwallen
Drängt und hält sie eingeengt.

Euch, den Menschen, unsern Tieren
Geht einmal der Atem aus,
Doch was wir am Weg verlieren,
Rettet sich noch schnell als Maus!

Ratten seid ihr, feig und kleinlich:
Ichgegier hat dich vertiert!
Ungeziefer ist euch peinlich,
Da ihr euch versteckt und ziert.

Eigne Spuren wegzuwischen,
Seid ihr wohl, aus List, bestrebt,
Und wenn Laster euch entzischen,
Wird ihr Ausfallsloch verklebt.

Doch die Ratten und die Kröten
Springen fort aus euch heraus:
Ach, wie wolltet ihr sie töten?
Euch beerben Wurm und Maus!

Kommt mir mit Gemüt und Güte:
Blickt der Seele auf den Grund!
Laßt das süßliche Getüte:
Eine Maus springt aus dem Mund!

So! Ihr wollt das Schönste, Beste?
Wie das stolz und vornehm klingt,
Doch euch bilden Lebensreste,
Die sich Sonne überschminkt!

Wollt ihr Kenntnisse erbetteln,
Wissen, was euch hier erhält?
Könnt euch rascher nur verzetteln,
Denn was sucht und hascht, zerfällt!

Doch versteht ihrs oft, wie Spinnen
Hinter einem Hirngespinst,
Heller Einsicht zu entrinnen:
Seht, und das bringt euch Gewinst!

Nein! Doch scheint ihr nicht erschaffen,
Euch als Wichte anzusehn:
Nun, so mögt ihr gieren, raffen,
Um noch etwas zu bestehn!

Sänger! Du willst Schatten haschen,
Bist du brünstig aufgeregt?
Mußtest früher lüstern naschen,
Nun ist alles weggefegt!

Fängt dich Liebe an zu plagen,
Wirst du nachts im Bett gejuckt?
Hilft nur das: den Floh erschlagen
Und den Ärger ausgespuckt!«

Orpheus ist in einen schwarzen Schlafsarg eingesunken:
Oder haben die Gespenster sich versteckt?
Weg sind die betrunknen Huren und Halunken:
Kein Getümmel mehr, das ihn als Traum erschreckt!

Doch das gute Dunkel hat nur kurz gedauert.
Schon erwacht der Dichter, traurig und verträumt.
Er entsinnt sich kaum, was ihn zuletzt durchschauert:
Hat der Schlaf sein Wichtgewimmel weggeräumt?

Um ihn her entschleichen noch verkappte Schatten,
Doch zerstreut sie schon erfrohtes Morgenlicht.
Will der Nebelzug ein Nachtgespenst bestatten:
Weinen Wolken, hingeschleppt vors Taggericht?

O, wie ist die bleiche Stunde ungeheuer!
Wähnt der Wandrer nun sein Weib in tiefster Näh?
Spukgestalten fürchten Herzensglut und Feuer:
Führt ihn jetzt ein Geist, so heilt er hold sein Weh!

Eurydice! Kann er seine Braut nun sehen?
Träumt ihm bloß von ihr? Gegründet bleibt der Bund!
Mag sie schon auf seinen Armen sacht entwehen?
Sie verschwebt. Und heilig küßt er noch den Mund!

Schon erblickt er rings nur Leichenzüge.
Nebel schleppen tote Nebel durch das Tal.
Ob der Trauerprunk sich an sein Träumen füge?
Kaum! Denn nun erwacht er schwach aus Abschiedsqual.

Orpheus! Atme, tiefster Huld dich zu besinnen!
Hast du deine Braut nicht traut im Ich gefühlt?
O, du sahst sie wohl um deinen Hals zerrinnen:
Lethes Flut hat dir die Mondhafte entspült.

Orpheus schaudert nun hinab in Traum und Trauer.
Ach, er weiß: ihn herzte, sah die stille Braut.
Doch er traute nicht dem Hauche: ohne Dauer!
Ach, er hat nach Ewigem sich umgeschaut!

Orpheus fühlt, er bleibt verlassen,
Aber nimmermehr allein:
Traumessanfte Hände fassen
Ihn behutsam an: und rein!

Hei! Jetzt rauscht es in den Pappeln!
Streiten Störche um ein Nest?
Oder wiegen sich und zappeln
Lauter Leichen im Geäst?

Windumheulte Wolken drängen,
Orpheus weckend, nah zum Tann:
Viele bleiben drinnen hängen:
Ihr Gehetz zerflügelt dann.

Orpheus packt Besinnungsschauer:
Ach, wie blaß die Braut zerging,
Als sie beide eine Trauer
Und der gleiche Traum umfing!

Mit den Seelen unsrer Fluren
Träumten auch die Toten mit,
Und da folgte Orpheus' Spuren
Eurydicens leiser Schritt.

Nicht allein ist sie vergangen:
Traut erstaunt schwand eine Schar!
Erst verblaßten sacht die Wangen,
Dann ihr Bild, zuletzt das Haar.

Um sie wieder einst zu finden,
Will der Dichter noch einmal
Sanft die Welt als Traum empfinden,
Und er blickt gebeugt ins Tal.

Doch die frische Dämmerstunde
Hat die Nebel zart zerstreut,
Und so wird ihm kaum noch Kunde,
Was nun Schläfer reut und freut.

Nur im Walde hört er klagen;
Hei! Das knistert im Geäst.
Träume, die nach Beute jagen,
Finden ein Gespensternest.

Hinter einem Geisterzuge
Flattert Giergeträume auf,
Doch der Wind würgt sie im Fluge:
Schon zerflügeln sie zu Hauf!

Ja! Der Schläfer Jagdbegehren
Hat das Raubroß rasch entzäumt,
Um den Schreck noch wild zu mehren,
Wird von Hunden mitgeträumt.

Orpheus packt ein Walderschauern:
Er will tiefbefragt erbleichen.
O, er weiß, am Morgen lauern
Traumgespielen unter Eichen.

Wenn die toten Helden wieder
Durch die alten Kronen rauschen,
Kann er in dem Braus der Lieder
Seine Braut vielleicht belauschen!

O, es singen Frauenstimmen
Heldenhymnen uns am hehrsten,
Ihre Triller schwirren, klimmen
Siegreich, wo der Braus am schwersten.

Sie beflügeln die Gefühle
Ihrer Recken, wenn sie streiten:
Höre dich, im Sturmgewühle,
Hold von Frauenlauten leiten!

Orpheus bleibt umlispelt stehen,
Und er läßt, beim Todesritte,
Nebel still vorüberwehen:
Sanft ergreift ihn fromme Sitte!

Sollte Weh sein Herz beschleichen?
Ach, von todesmüden Gäulen
Stürzen weithin blasse Leichen,
Und die Windgefährten heulen.

Dort im kalten Dunkel harren,
Wirbel ringelnd, Spukgestalten,
Die des alten Amtes walten,
Abfall unters Laub zu scharren.

Hohle eingerollte Bäuche
Ruhn veratmend unter Blättern:
Wichte huschen in Gesträuche,
Späte Träumlinge entklettern!

Orpheus wandert. Wo ein Ziel: die Richtung?
Leise blinkt im Wind ihm eine Lichtung,
Wo im Morgenrote Wolkenleiber
Sich, wie traumerwachte holde Weiber,
In betauten Blütenpfühlen regen:
Ach, da wieder traurig, still, verlegen!
Volle Arme tragen Glutgeschmeide,
Hüften hüllen sich in grüne Seide:

Blumenkissen, weiche Purpurdecken,
Morgenflechten, seltne Mondlichtschnecken
Wollen Wimpel froher Morgen hissen!
Ihm sinds Schlangen: zu Gewissensbissen!
Altverscharrte Träume glimmen wieder:
Sanft vertraut beblickt er holde Glieder
Samtig schöner, wollustheißer Frauen.
Höchste Wonne darf sein Auge schauen!
Grauen faßt ihn; ja, verwolkte Zeiten
Wollen Traumgeschleier mild durchblauen:
Bei Geburt besonnter Jugendweiten,
Als er Eurydicen bräutlich kannte
Und zur Liebe singend sich ermannte,
Fühlte er in Fiebertraumgewittern
Ihre Hand auf seiner Stirn erzittern.
Ach, er griff danach. Schon war es Morgen.
Süße Stunde sachtentschlafner Sorgen!
Doch er träumte noch! Entzückt — lebendig!
Seine Blicke glühten wildgeständig.
Seine Hände fühlten ihren Schatten,
Der sich wehrte, liebesanft ermatten;
Rauschhaft sich voll Anmut ihm ergeben
Und die Liebe mit der Lust verweben!
Eurydicen hielt er da umschlungen.
Damals schwanden die Erinnerungen
Trauter Stunden unter andern Träumen.
Doch nun sieht er sich als Schaum, in Räumen
Oder unter Bäumen, die er kannte,
Als er Eurydicen an sich bannte!

Eurydice, weiße Braut der Nächte,
Hat, Geträumte, dich mein Traum gekränkt?
Wandelst du errötend durch die Schächte
Tiefen Grauens, das dich steil umdrängt?

»Traute Braut, nach deinem blassen Scheiden,
Eurydice!« denkt der Sänger laut,
»Fühlt ich Reue, schwur ich ab in Eiden,
Hab ich wach, in Scham, dir nachgeschaut!

Ach, dein fahles Bild war bald verdunkelt!
Doch du warst es! Würde hats bezeugt.
Traumhaft traurig hat dein Blick gefunkelt,
Als du dich, umarmt, zu mir gebeugt.

Damals traf mich keines Sternes Strahlen:
Wehmut tränte auf, nicht Tau der Lust!
Haucherahnte, Atmende in Qualen,
Gütig ruhtest du an meiner Brust.

Tückischgrause, frühergraute Stunde,
Gaukelnd hast du mich zur Brunst verführt:
Ich ergab mich dem Granatenmunde,
Den ich pflückte, der mich kühl berührt!

Fieberflammen meiner Inbrunstküsse,
Glüht ihr noch als Brandmal meiner Braut?
Stürzt euch drauf, o löscht sie, Jenseitsflüsse:
Wißt, wie mir vor eignem Unheil graut!

Eurydice! Keusche, reinstes Wesen!
Arg ist, was ein Wunsch an dir verbrach.
Dein bin ich in meinem Traum gewesen:
Keine Wallfahrt tilgt die Schuld und Schmach.

Erst als du aus unserm Glück geschieden,
Wußtest du, was ich dereinst getan!
Doch du schlummertest: du schienst zufrieden.
Bin ich schuldlos: stammle ich im Wahn?«

Was jetzt atmet, lebt geheimer Stille.
Tiefen, Ferne mahnen sanft: Zu spät.
Leise! Zirpt denn nirgends eine Grille?
Alle Wesen schweigen zum Gebet.

Sonne, heitres Herrscherauge,
Meine Inbrunst wogt dir zu,
Wenn ich stumm dein Schenkenwollen sauge,
Überströmt mich sichre Ruh.

Sonne, du vergibst die Sünden,
Die ein Wesen hilflos träumt:
Was du wünschst, läßt du verkünden,
Und du züchtigst, wenn man säumt!

Bloß durch kühne Sonnentaten
Kann ich Toten freundlich sein,
Laß ich mich im Schlaf beraten,
Kann das Tagwerk kaum gedeihn!

Das Geträumte überwinden,
Sei, was Wanderern gebührt:
Menschen, voll von Traumempfinden,
Werden leicht zum Rausch verführt.

Euer üppiges Erschauen,
Seelen, streut, beim Schreiten, aus,

Was ihr sät, wird euch erbauen:
Bald verweht geträumter Graus.

Schaffend kann ich Kühnes sagen,
Wenig hat die Welt erprobt:
Sonnenflug ist sichres Wagen:
Übermut sei froh gelobt!

Nur der Sonne kanns gelingen,
Daß ich singend glücklich sei,
Wunder wird der Mut vollbringen,
Macht er uns von Träumen frei!

Werd ich je die Braut vergessen,
Die, als Meine, mich umschlang?
O, ich folge ihr vermessen:
Das ist Orpheus' Morgensang!

Die Fluren singen ihre frischen Sonnenlieder.
Die späten Nebel legen sich, wie müde Kinder,
In tiefen Schluchten, ihren kühlen Pfühlen, nieder,
O Morgenwind, du wehst noch wonniger und linder!

Auch Orpheus schöpft nun Macht zu neuen Wanderleiden,
Und er vernimmt in sich ein tiefes Flügelschlagen.
Er weiß, nun muß sich Wahn zur Wahrheit alt entscheiden,
Und er beschließt, sein Werdensweh ans Meer zu tragen.

Ist es ein Lied, so mag es dort erst frei ertönen,
Sich, ungesehn, von allem Zwang und Brauch entkleiden,
Die eigene Gestalt durch Uferhuld verschönen,
Und beim Entstehn sich schon an eignen Reizen weiden.

Auch soll sichs, als ein schlankes Weib, im Schaume baden,
Im Morgengold, am heitern Wellenspiel erfreuen:
Erregten Übermut und frohe Salzkaskaden
Erfrischt an schimmernden Gestaden nimmer scheuen!

nne
n
irich
sche
Am Strande aber steht bewegt ein andrer Sänger,
Der zusieht, wie sich haschhaft Wellen überhetzen.
Zuerst hält Orpheus ihn für seinen Doppelgänger,
Denn oft schon sah er sich zugleich an vielen Plätzen.

Doch späht er scharf, vom andern sich zu unterscheiden:
Ja, während jener heiter und alleinsam schreitet,
Wird er, der Dichter unterweltlich-tiefer Leiden,
Von Tauben und von Rehen, wo er geht, begleitet.

Doch sieht er jetzt: steil kreist auch überm andern Seher
Ein Adler hoch und herrlich, ohne leuchtend zu erlahmen.
Wie stolz er fliegt! Er kommt der Erde selten näher
Und scheint Planetenbahnen sicher nachzuahmen.

Von seiner Seelenhöhe frei, beim Flug, getragen,
Läßt er uns fast sein keusches Wesensrätsel deuten,
Doch niemand mag ihn wohl nach Sein und Herkunft fragen,
Denn schon genügt, was selbstverständlich ist, den Leuten.

Das Ungefüge will, daß man es sich erkläre,
Und du erkennst an stummer Ruhe leicht das Tiefe:
Zwar zischelt und verrät sich uns die Wut der Meere,
Doch tuts der Sturm, und nicht die See, die lieber schliefe!

So wird auch Orpheus stolz vom andern angesprochen,
Wer weiß, ob seinem Wandlertum darnach verlangte?

Wohl fügte sichs, daß ihm, in stummen Trauerwochen,
Nach frohem Wort aus kühnem Munde bangte.

Der Fremde spricht: »Allmächtig ist des Menschen Freude,
Und bloß an ihr kannst du die eigne Höhe messen,
Drum bleibe unbedacht, frohlocke und vergeude
Das innre Glück, das wir ureinzig nie vergessen!

Die Erde ist ein schönes Weib mit vollen Brüsten,
Der Reize Reichtum hütet sie in grünen Hüllen.
Sie fliegt davon! Zu Abenteuern, Flottenrüsten!
Dem Nacktsein nach! Sei Sehnsucht dir und Wunscherfüllen.

Ich hasse Wächter alter Staaten, die zerfallen,
Die statt des Glückes nur ihr Greisentum beschützen,
Die uns von Nächstenliebe und Gesellschaft lallen,
Als müßte jeder sich auf eine Krücke stützen.

O Menschen, merkt das häßliche Verhängnis!
So wie ihr euch über Gesetzlichkeit belehrtet,
Ward unsre Welt zu einem gottlosen Gefängnis,
In dem ihr euch als Kerkermeister selbst verehrtet.

Ihr trachtet nun in kluggefügte Weltgebäude
Und Zahlenkreise, was sich widerspricht, zu pressen.
Doch sage ich: Gedanken habt ihr euch zur Freude
Und nicht, versagte Möglichkeiten zu ermessen!

Ich hasse Heuchler, ein Geschlecht voll Weiberweichheit,
Zu bleichen Lebensweisheiten verfügt euch Schwächung!
Der Heldensinn versinkt in eingezirkter Gleichheit:
Schon fühlt kein Witternder das Glück der Wertzerbrechung!

Ich bin am Anfangsabhang Menschen Machtverkünder,
Erobre Widerkünfte, die ich froh erlese:
Ich liebe, kühn im Wagnis, kluge Buchbegründer
Und hoffe, daß der Mensch durch seine Lust genese!«

Es blickt nun der Fremdling empor zu den Bergen,
Die Wolken, wie Raubvögel schwebend, umwittern,
Zu Schluchten, wo Dunsteulen grau sich verbergen
Und scheu vor Gewittern des Tages erzittern.

Dann sieht er zum Meere, das schwankende Fäuste,
Die Blitze verkrallen, zum Himmel emporballt.
Dann schweigt er und sammelt die tiefste Gewalt,
Als früge er sich, ob kein Zauber ihn täuschte.

Nun ruft er, was hold seine Seele vernommen:
»Höre denn, Mensch, Pan ist erwacht!«
Dann sagt er, was heimlich im Wandrer erglommen,
Daß Pan ihn geführt und zum Meere gebracht.

Er spricht mit den Felsen, er ruft zu den Fluren,
Er sagt es der Sonne, die rätselhaft lacht,
Er meldet den Fluten, die Wunder erfuhren:
»Höre, o Mensch, Pan ist erwacht!

Die Erde verschlang einst die Wucht ihrer Wildnis,
Doch steigt noch des Urwaldes gotthaftes Bildnis
Empor aus den Tiefen ermenschlichter Nacht:
Höre, o Mensch, Pan ist erwacht!

O Dionys, feurige, schäumende Seele,
Im Stein, unterm Wasser, auf Träumen der Flur,
Verkünde Ermächtigten Freiheitsbefehle,
Die herbstzu erjauchzend dein Hochherz erfuhr!

Du herrliches Kind selbsterplötzlichter Weite,
Zersetz der Gesetze gefügige Reih,
Durchschwärme der Welt urgeschlechtliches Ei,
O komme, du Gott, der uns oft schon befreite!

Erscheine im glühenden Schweif der Kometen,
Doch tauch nicht empor als Zerbrecher der Form,
Entsteh unerklärlich, nach göttlicher Norm,
Und beuge den Starrsinn von Sonnenpropheten!

Entreiße den Menschen der Ursprungsbestimmung
Und setze das Glück für die Vorsehung ein:
Dich selbst schafft der Zufall: nach kühner Ergrimmung
Erneut sich in Freuden ein Sonnengedeihn.
Durch dich bloß gelangt holder Leichtsinn zur Macht:
Höre drum, Mensch, Pan ist erwacht!

Ich glaube an keine ergrübelte Einheit,
Ich hasse die ewig sich gleichende Kraft,
Ich weiß, daß die Regel am Ende erschlafft,
Ich mag nicht des Wissens umzirkelte Kleinheit,
Ich setze mir Jupiter stolz auf den Thron
Und lebe sein Wesen, der Sitte zum Hohn:
Ich glaube an Rache, an Willkür und Macht,
Höre drum, Mensch, Pan ist erwacht!

In Haderschaft herrschen nun Götter und Helden,
Da Leben allein durch die Zwietracht entsteht
Und nur durch Gestürme Umneblung verweht!
So komme denn, Hermes, du sollst flügelnd melden,
Wenn Jupiter wieder von schneeigen Spitzen
Herabsteigt, wo Nymphen mit tollen Tritonen
In Grotten und heimlichen Schlupfwinkeln wohnen
Und scherzend die mahnende Gottheit bespritzen.

Jetzt hascht sich dort Jupiter eine der Nymphen!
Schon trägt er die Zappelnde rasch in den Wald,
Doch macht seine Allgewalt urplötzlich halt:
Die Nymphe entwischt ihm — er sucht in den Sümpfen.

Er findet sie nicht: was wird sich erleben?
Er wütet und donnert: die Berge erbeben!
Wohl fühlen nun Felsklüfte Jupiters Wut:
Denn Herden, die lange in Schluchten geruht,
Und Hütten, die furchtlos auf Abhängen kleben,
Verschüttet des Weltherrschers plötzliche Laune.
Bemerkte kein Kind das Gerufe der Faune?
Sie haben doch schrill durch die Wildnis gelacht:
Höre, o Mensch, Pan ist erwacht!

Nun rühren sich urhaft verkrümmte Giganten,
Denn Jupiters Wut hat sie plötzlich geweckt!
Sie rütteln ertagend an Nachbarn mit Kanten,
Doch bleiben die tieferen Riesen verreckt.

Schon hoffen die Wachen auf Sieg und auf Rache,
Sie stelzen sich auf, und Zerberstungsgekrache
Verrät die Empörung verkauerter Riesen,
Die Zeus vom Olymp einst in Schlünde gewiesen.
Ergrimmendes Riesenvolk klimmt nun voll Eifer
Die Höhen, wo Zeus sich verschanzte, hinan:
Der Troß schnaubt, beim Ansturme, blutigen Geifer,
Und plötzlich verdunkelt sich Helios' Gespann!
Die Erde kann lauernde Mächte entladen:
Im Meer, wo ein Zug wilder Riesen verschnob,
Erwachen glast-prasselnde Kraterzykladen,
Laut lacht der erblindete Inselzyklop;
Er schaut seiner Feinde zerbröckelnde Macht:
Höre drum, Mensch, Pan ist erwacht!

Von Schäfchen, den winzigsten Wolken, gezogen,
Kommt Juno, die listig ihr Gatte betrogen,
Vom Ätna herbei, ihre Schande zu rächen:
Die Wölkchen, die wohl holdes Wetter versprechen,
Beginnt nun die Göttin als Flugturm zu sammeln,
Um Zeus den beschneiten Olymp zu verrammeln.

*

Bestürzt merkte Juno das Unheil, das Zeus
Im Zorne den Hirten und Tieren bereitet,
Sie hört noch des Bergausbruchs Brodelgeräusch
Und sieht, wie ein Riese die Täler durchschreitet.
Ihr Herz hat gezagt. Sie ist zweifelnd genaht
Und sinnt nun auf Rache, für Trug und Verrat;
Ihr Antlitz verhüllt sich, aus Ärger und Scham:
Sie fühlt wohl, zu lange verhielt sie den Gram!
Die Dünste der sterbenden Riesen verfauchen,
Da will sie die Göttin, beim Bau einer Mauer,
Zum Schutz ihrer zürnenden Trauer gebrauchen.
Doch Jupiter hat ihren Anschlag gewittert:
Schon sprengt er mit Blitzen den brockigen Wall;
Und Wolken, wie Linnen, vom Sturme zerknittert,
Entwuchten dem Luftbau und donnern beim Fall.
Beim Zinnenbruch werden die Riesen zertreten,
Genebel verschwindet, zu Stürzen zerstreut,
Die Wolken jedoch, die den Öta umwehten,
Umstarren die Urkraft, die Ruhe gebeut.
Nun haben auch späte Giganten verschnauft:
Die Stürme läßt Jupiter hurtig entwischen,
Sich selbst aber zeigt er als riesiges Haupt,
Das Blitze, wie Adern im Zorne, durchzischen.
Die Herrschaft der Stolzen ist wiedergekommen,
Die Macht der Olympier noch froher erglommen,
Sie zeigt ihre heitre und sonnige Pracht:
Höre drum, Mensch, Pan ist erwacht!

*

So hat unsre Seele die Freiheit errungen:
Sie lebt ohne Zweifel, verleugnet den Zweck,
Kein grausamer Wahnwitz hält Menschen umschlungen,
Ein tückischer Spuk hat für uns keinen Schreck!

Nun herrschen die Götter vergnügt und zufrieden:
Sie spenden wie Sterne ihr blühendes Sein,
Wir Menschen entfalten uns frei und verschieden
Und können uns sorglosen Gottheiten weihn.

Die Eigenart schaffe allein die Belebung!
Die Sondergestalt, die sich selber bewacht,
Behauptet ihr Dasein zu jüngster Erhebung:
Höre, o Mensch, Pan ist erwacht!

Der Wahn, daß ein Eigner in Gleichheit verschwindet,
Ward neidreich von Feinden des Lebens erdacht,
Das Ich ist die Kraft, die den Tod überwindet:
Höre, o Mensch, Pan ist erwacht!«

*

Kaum hat nun der Mann diese Worte gesprochen,
So blickt ihm erst Orpheus ins Marmorgesicht,
Sein freies Herz fängt dabei hoch an zu pochen:
Es mahnt ihn an Abschied und Freundschaftverzicht!

Noch findet kein Mund die entfernenden Worte,
Doch fühlt jeder Schritt, wie ihn Fremdheit beschleicht,
Schon träumt sich der Fremde an steilere Orte
Und denkt dabei: Sprich nicht und mach es dir leicht!

Doch Orpheus bleibt kühn und verzückt an der Küste
Und blickt dann zum Manne, der Felsen erklimmt,
Er ruft noch: »Verweile beim Meer, seine Brüste
Versprühen die Lust, die der Mensch übernimmt!«

Wohl hat noch der Wandrer die Worte vernommen!
Hoch steht er und blickt auf das Wunder der See,
Wohl hat ihn ein Heimklang zum Meer überkommen,
Doch zwingenden Felsen zu trägt er sein Weh!

Er rastet versunken, auf felsigem Hange,
Dann ruft er auf einmal zu Orpheus hinab:
»Die Weite, nach der ich voll Inbrunst verlange,
Beherrscht meine Seele von türmendem Kap;

Noch schlummern in mir stille Mittagsgefilde,
Wohl hat sie der sonnige Sommer betäubt,
Doch lauert im Herzen auch grauses Gewilde,
Das weiblich sich gegen Erruhungen sträubt!

Der Meergott entrunzelt die funkelnde Stirne,
Nun scheinen die Meere zum Frieden gewillt,
In mir aber glühen die Schicksalsgestirne,
Sie steigern mich! Nie wird die Sturmlust gestillt!

Jetzt sieht meine Seele geflügelte Schimmel —
Kein Auge wird ihrer am Meere gewahr,
Nur ich überrasche ihr wildes Gewimmel:
O Jubel! Noch steigt meine witternde Schar:

Sie dursten! Sie schlürfen die ruhenden Fluten:
O Meer, welche Würde und Wut du vermengst!
Den Schlünden entbäumen sich lechzende Stuten,
Und jäh überragt sie ein brünstiger Hengst.

Wildwiehergewimmel hat Dünen erklommen!
Das setzt steil herauf! Jeder Spann wird gekürzt.
Gerudel kommt tummelnd, um Rudel, geschwommen:
Wie durstig der Blust sich auf Strandtümpel stürzt.

Hui! Hurtig vertrocknen die salzigen Pfützen,
Noch immer drängt Fliehergefolg steil heran.
Wo soll sich das flüchtige Wolkenvolk schützen?
Die Sonne ruht goldig auf blauem Gespann!

Du, Orpheus, siehst freundlich den Frieden sich weiten,
Du fühlst wohl des Tages ergoldeten Bau,
Doch ich weiß, wie Gluten Gewitter bereiten:
Kein Spuk überrascht mich, ich laure auf Schau!

Ich spüre jetzt Pferdnebel Schwimmhäute spreizen,
Hier rüsten sich Stierhaufen brünstig zum Flug,
Nicht will mehr der Abgrund an Tiergischten geizen,
Im Tagkristall wirbelt ein Wolkenvieh-Zug.

Erstaun, wie sich schleiernde Falter entpuppen,
Ein Wurfversuch wird schroff in Felsen geengt,
Die flüggen Gewolkungen lauern um Kuppen,
Gedrungne verstummen, in Mulden versenkt.

Jetzt fliegen auch Katzen mit winzigen Köpfen;
Sie langen die eine der Pfoten voraus,
Ein haschhafter Schwarm von gewolkten Geschöpfen
Bereitet im Katzenzug Fallangst und Graus.

Ich hasse die Fratzen und Nebelgesichter
Und fordre des Blitzes zermalmenden Schlag,
Dann stürzen die Wichte durch sturmsteile Trichter:
Die Wolken verneigen sich bleich vor dem Tag.

Ich warte darauf! Bald donnert es wuchtig.
Wann blitzt und wo gießt es mit Schaudergewalt?
Die Berge um mich sind zerklüftet und schluchtig,
Schon hör ich, wie felsher mein Echo erschallt!«

Verzückt hat der Fremde durch Felsen gerufen!
Schon folgt er, beim Aufstieg, dem sehenden Geist:
Dumpf, unter ihm, schwinden die Blöcke wie Stufen,
Er weiß, daß ihn Träumen ins Freiheitsland weist.

Schon ahnt er Geschlechter machtheischender Ringer;
Er haßt die Ergebung, den starren Verbleib:
Er sieht sieben kommende Menschenbezwinger,
Er steigt und er fühlt nicht den eigenen Leib!

Der Mittag erstrahlt in kristallener Klarheit,
Und Orpheus erbaut einen Sonnenaltar,
Sein Mund kündet Worte von Weisheit und Wahrheit,
Und morgenfroh lauscht eine friedliche Schar.

Wohl hörten die Hirten vom sanften Erzähler,
Dem Sänger der Milde und Huld in der Welt,
Drum hat stilles Volk sich der einsamen Täler
Beglückt um den freundlichen Richter gesellt.

Der Älteste bittet: »Gib himmlische Kunde,
O sag, sind uns Gottheiten huldvoll gesinnt,
Was ist die Geburt, was die Todeskampfstunde?
Erzähl, wer die Menschengeschicke verspinnt!«

Da lächelt der Dichter und fragt seine Hirten:
»Gesteht, warum ließt ihr die Frauen zu Haus?
O, bringt sie herbei und bekränzt euch mit Myrten,
Beginnt einen Sang, windet Rosen zum Strauß.

Ich bringe, um Götter mit uns zu versöhnen,
Am Sonnenaltare ein Brandopfer dar,

Doch ihr sollt das Fest mit den Bräuten verschönen:
Zieht heimwärts und holt die vergnügliche Schar.

Vernehmt nun ein Gleichnis, hört fein, wie ichs deute,
Und habt ihrs erfaßt, so empfangt meinen Dank:
So rein wie die Flamme ist, seien die Bräute,
Und Götter erfreue ihr aufrechter Gang.

Drum brauch ich, um Liebe und Licht zu verkünden,
Das Lächeln von Mädchen um meinen Altar:
Bevor sie die Herdfeuer mündig entzünden,
Verneige sich hier jedes künftige Paar.

Bringt Bräute, in Farben des Lenzes gekleidet,
Aus Tälern, von Höhen, zum Lichtfeste mit!
Hold hole sich jeder ein Weib, das noch weidet,
So weilt nicht, zieht freudig, beflügelt den Schritt!

Bald mögen die Lieder der Liebe erklingen!
Vereint eure Bräute in buntem Gewand;
Und wollt ihr dann jubelnd den Festreigen schlingen,
So schmettern auch Lerchen aus blühendem Land.

Erscheint, wenn ihr heiratet, fein in Geschmeiden
Und tragt weich gefaltet ein duftiges Kleid,
Doch mögen die Jungfrauen Schmuckstücke meiden:
Weiß, einfach und sanft sei der Bräute Geleit.

Dann singt, was ihr heimlich im Walde gedichtet!
Oft gleichen die Lieder, die Liebe gestehn,
Geschliffenen Steinen, die, kunstsam geschichtet,
Den Gürtel der Frau, die ihr heimführt, besän!

Doch werden Gestorbne zu Grabe getragen,
So sage ein dunkelgekleideter Schwarm,

Mit Harfenbegleitung, die schaurigen Sagen
Von Helden und Frauen in Trauer und Harm.

Ermurmelt Gedenken, so lange ihr schreitet,
Und dann haltet stumm vor dem offenen Grab:
Und wird leis von Seufzern der Nachthauch begleitet,
So sinke die Leiche behutsam hinab!«

Der Dichter hat bebend die Worte gesprochen
Und knickt jäh zusammen; sein Herz weiß bestimmt:
Dahin alles Hoffen, sein Stern ist gebrochen!
Schon fühlt er, wie langsam das Leben verglimmt.

Da schleichen die Hirten hinweg vom Altare:
Auch sie wurden tückisch von Schaudern erfaßt
Und möchten, daß Orpheus sie nimmer gewahre:
Er bleibe sich, einsam erseligt, in Rast!

Schon ziehen sie fort durch die heißen Gelände
Und reden von Opfern, von häuslichem Glück:
Sie denken, sie kämen mit reichlicher Spende
Zu Orpheus, von Bräuten begleitet, zurück.

Ein Jüngling jedoch ist von ihnen gewichen!
Er fühlt in sich selber ein eigenes Lied
Und ist an den Altar zu Orpheus geschlichen;
Dort harrt er geheim, was nun heilig geschieht.

Er fürchtet, ein Kind noch, es sei ungebührlich,
Den Wandrer zu fragen, ihm seltsam zu nahn;
Er grübelt: ihm bleibt sein Ersinnen natürlich,
Ach wäre das Wagnis in Keuschheit getan!

So blickt er denn schweigsam ins knisternde Feuer
Und träumt mit dem Rauch, der sich buschhaft verzweigt.
Er brütet: vielleicht ist sein Wunsch ungeheuer!
Und fühlt sich auf einmal zum Fliehen geneigt.

Doch Orpheus erspürt seine schwankende Nähe
Und sieht ihm ins Auge: er winkt ihn herbei,
Dann grüßt er den Knaben und sagt ihm: »Gestehe,
Mein Sohn, deinen Schmerz, und sei freundlich und frei!«

Bald fängt dann der Jüngling an, sachtsam zu stammeln:
»Ich kenne kein eigenes, quälendes Leid,
Doch sag mir, wie kommts, daß sich Vögel versammeln,
Bevor es dort oben bei Windwetter schneit?

Wer macht es, daß Hunde die Menschen bewachen?
Sie sehen doch fast wie die Wildtiere aus,
Nur können die Augen oft träumen und lachen;
Und stirbt wo ein Hund, trauern Menschen zu Haus.

O sage, warum sich die Tiere so hassen!
Wie kommts, daß im Frühjahr, zu Paaren vereint,
Sie bald ihre wimmernden Jungen verlassen:
Ists wahr, daß kein Reh seine Eltern beweint?

Oft schein ich mir selber den Tieren zu gleichen,
Doch plötzlich dann kann ich sie kaum noch verstehn:
Ich freue mich, wenn sie ihr Weibchen umschleichen,
Auch grämt sich mein Herz, sie so lieblos zu sehn.

Ich bin im Gebirge nicht gerne alleine!
Ich hab eine Braut, unten, ferne im Tal,
Bei ihr aber zieht michs zu anderm Vereine,
Wie schwach ist das Herz bei der lieblichsten Wahl!«

Der Dichter kann lange vergrübelt nicht sprechen,
Doch sagt er dann endlich zu sich und dem Wald,
Es hörts auch der Jüngling: »Ein großes Verbrechen
Am Schweigen im All hat als Welt uns durchhallt!

Der Aufruhr der Lichter, der Ausbruch der Töne
Wird jetzt wieder milder und naht seinem Tod,
Doch leidvoll bleibt ewig der Wesen Gestöhne,
Und Blut ist das Leben, wildflammendes Rot!«

Und Orpheus singt, umringt von hohem Vogelbogen!
Der Löwe horcht, ein Knabe ist an ihn gelehnt:
»Der Sonne gleich ist unser Geist emporgeflogen!
Dein Herz erweckt ein Stern, der sich nach Sternen sehnt.
Du wirst nicht Sonne, bleibst nicht Erde; du bist Fehde!
Im Lied erglimmt dir Friede: Fehde schafft noch Rede!
Die Seele ist ein Schlund, in Sonne eingesenkt,
Wie See in deine Erde, die uns Wolken schenkt.
Und du wirst Traum! Der jüngste Mond im All!
Du bist ein Brunnen. Unterm Ich erwirbeln Wir:
Ein Sturz in dich ist tiefster Wonne steilster Fall:
Ich zittre still, daß ich in dir mein Ich verlier!
Du hast die Erde, eine Mutter: lieb' sie hold!
Doch bleibst du Sonne: Mond dein Träumen; Taten Sterne!
Der Tod ist oft eine Gestalt im Schleiergold,
Das hoch dein Sonnlich-Sein zu stolzem Flug entrollt.
Das Herz allein birgt Größe: du erdichtest Ferne!
Dein Sterben sei dir Halt: das Ich im Urverloren
Hat fromm, durch Selbstgeburt, den Tod erkoren!
Er hält dich fest. Bei Sonnenhochflut droht Ertrinken:
Kommt Gott in uns, so wollen wir in Ihn versinken,
Doch wird dein Herzensstern den Sturz ins Licht verwinden!

Du bist der Tod. Du wirst dich heimlich wiederfinden!
So wunderbar, so unberührt,
Durch Sonnenfügung jung zu dir geführt,
Du ewig Wort, du oft dein Tod, du Mensch, erkürt,
Mit wachem Geist die Schlummersterne zu verbinden,
Du bist der Flug, das Ich der Sonne zu erreichen!
Doch unsre hellen Schwingen dürfen sich nicht gleichen,
Ihr nennt sie Tugenden, die Seelen unversehrt zu eigen,
Um hold besonntem Traumgetal sanft zu entsteigen.
Wer weiß, ob Ichbesinnungen sich leis erhalten?
Wo bin ich Ewigkeit? In Traum gewolkt die Seelen!
Der Sonnenmündige? stürzt ab: er kann erkalten!
Du findest dich vielleicht, wo wir uns fast verfehlen:
Wohl mag ich euerm Stern die Sonnenwelt verheißen,
Doch fühl ich auch in mir verwünschter Feuer Wüten.
Beim Fluge faßt der Tiefen Flamme meine Flügel,
Sie fürchtet uns, will dich in Finsternisse reißen.
Sie nistet im Genick! Dir. Eier auszubrüten.
Sie blickt wie Giergeier vom Abhang über Hügel:
Dir eingeeignet, unsre Flamme! Traumgefilde
Sind Sonnenlehnen ihr, die Händen traut gehören;
Erfrommter Füße goldnes Spuren mag sie stören.
Sie weiß: der Kundige wird einst die Welt ererben.
Ihr Geisterblick bespäht die Welt zerteilt: in Scherben.
Ein Feld beim Feld, zum Eigentum dich zu betören!
Doch birgt dein Feuerleib noch andre Ungeheuer:
Ein Busch aus Blut, korallenrotes Ganggeäder,
Du drohst der Sonne: Tod! und bist der Sternerfreuer.
Gerechtes Fügen stützt in dir die Himmelsräder,
Doch wirst du, fieberndes Gesträuch, beim Sprung zum Fluge
In eitler Brunst, ein unterweltlicher Entzünder
Von Urverruchtheiten, Erdenker und Verkünder
Des Sonnenabsturzes! Du bist im Sternenzuge
Erfinder eines Mondes, der dir Heimat war,

Bevor der Sonne Ich durch dich Vernunft gebar;
Du ahmst den Mond nach, so dich selbst! vermehrst dich, stirbst!
O Mond im Menschen, Stein im Herzen Urgefahr!
Gewagte Welt, du wirst dein Gott oder verdirbst!«
»Ummenschter Tod: gefürchteter, doch holder Mond!
O bleicher Leichenstein auf Sonnen leiser Nacht!«
Fällt hold der Knabe ein: »Wie hoch dein Kommen thront;
So silbre fern: du hast mich schon zu Gott gebracht!«
»Mein Liebling,« schluchzt nun Orpheus, »halte glücklich ein,
Vielleicht ist unsrer Wagniswelt Beschluß: der Stein!«
»Als ich heranschlich, fing mein Herz an hoch zu pochen;
Ich wollte dich verstehn, du solltest mich beloben:
Ich horchte, als dein Wort die Sonne ausgesprochen,
Und kam zu Gott. Auch du versinkst: still bleibt es oben!«
Das sagt der Knabe und erstummt auf Orpheus' Schoß.

*

Der Sänger lispelt: »Liebling, sing dich los
Von meiner Brust, umwolktem Fels, betannter Schlucht.
Mein Hirtlein, liegst du still im Moos,
So überträume der Gewitterzüge Wucht.
Und bleib um mich, denn wisse: ich bin sichre Flucht!
Mein Liebling lausch: dein Leib ist bloß,
Die Seele rein: ein sternendes Gefäß.
In dir sind Sonnen Gold und groß!
Nimm das Gefäß, so faß dich, folge mir: und drehs
In himmlischer Verschwendung um!

Dann schäumt der Kelch: verschäumt das Du! Der Wald wird stumm.
Gesänge geistern auf wie Wetter eines Sees.

Gestürm erkommt. Die Bäume schütten Schicksal ab.
Ein Sänger muntert Sterne auf: die Welt genest!

Die Eiche hier ist Sternenwuchs. Ein Baum ein Stern!
Die Pappel zittert ihren Stern empor: wird schlank.
Der Wolf sucht seinen Stern und findet Fraß: zu fern
Ist der Gebieter ihm. Dein Sang sei Wolfesdank!

Ein Lied erreicht den Stern. Erfreiter Erde Spende
Entträume dir. Wer Sternen gibt, wird stolz!
Der Mensch sei der Begabung Ende: Geisteswende!
Gesegnet sind die Blätter: edel wird das Holz.
Ein Sterngeschenk, mein Himmel: unser Wald!
Die Erde aber spendet Dank, wo holder Sang erhallt.«
Da ruft das Kind: »Der Bär reckt seinen Stern mir zu,
Der Hund trägt einen freudigen um mich herum.
Das Lamm bringt seinen gütigen zur Ruh.
In Bienen hör ich trautes Sterngesumm!«
Und Orpheus sagt: »Mein froher Sohn,
Ergib dich nur der guten Tiere Führung.
Sie schenken alles dir — und ohne Lohn,
Doch der ist schon ein Fünkchen Rührung.
Die Tierlein werden krank. Um deinen Dank: Erbarmung!
Du bist, wo du auch wandelst, ein Altar: der Thron.
Des Menschen Seele öffnet sich zur Weltumarmung!«
»Ich bring dir Sterne, Vater, bring sie dir zuhauf:
Und sei dein Lied«, ruft froh das Kind, »ein Sternenstrauß!
Hüpft, Schäflein mein, springt, Sternlein, her im Lauf!
Singt, Amseln, Knaben: Sternlein kommt aus Hag und Haus!«
»Der Mensch allein wird Geist und nimmt die Sterne auf!«
Erhebt sich Orpheus' Sang: »Mein Lied ist eine Blume!
Der jüngste Mond, mir stumm ein Wunder: ihre Frucht!

Das Lob der Sonne singt mein Mund der armen Krume:
Der Sterne Aufstieg kennt die fromme Fichtenschlucht,
Der Sterne Ankunft — bunt bemastet, froh die Bucht:
Wir alle dichten unser Lied zum Sternenruhme.
Ich weiß, daß, seit ich bin, auch jedes Sternlein ist:
Mein Blick die Ferne mißt, das Lied sie leis vergißt!«
»Gesegneter!« sagt sanft der Knabe,
»Ich glaube nicht an den versteinten Mond!
Was du da schenkst, ist eine warme Gabe,
So volle Sonne, goldne Welt gelohnt.
Ich hoffe nicht auf deinen Mond!
Dein Sang ist ja so nah. Kein Strahl: ein Mein!
Ein Sonnenwohl, das unter Menschen wohnt.
Ich liebe Wonne, o so gütig, dein und rein!«

An Orpheus lehnt der Knabe in verzückter Rührung
Und schaut empor in hohe, himmlische Bewegung.
»Jetzt kommen«, spricht sein Mund nach holder Überlegung,
»Lebendge Vögel unter engelhafter Führung,
Die sich nicht blicken läßt, in stillem Kreis zu dir!«
»So sing ich ihnen«, sagt der Sänger, »Freudenschürung!
Erwecke gut die Glut, in Blut von Baum und Tier;
Ein sanftes Feuer glimmt durch milde Erdenkinder:
Aus unsern Herzen sternte tiefer Glutenmund.
Die sachte Flamme macht die Sonnenangst gelinder:
In keuscher Reinheit glüht der Seelen Liebesbund.

So horch! zu Glück durchschauert uns geheimes Feuer,
Das tiefer noch zu Ursprungsfunken dich gemahnt;
Die sind im Menschen wie die Sterne: Freudenstreuer!
Ein freier Gott sei im Gemüte froh geahnt.

Die Mutter Erde soll ein eigner Glanz umglühen!
Sie sei durch Urgeduld aus Sonnenschuld befreit.
Sie glimme selbst! Ihr Leuchten suchen Menschenmühen:
Dem Weib, als freier Sternung, sei mein Lied geweiht.

Ein innrer Feuerbund durchglüht die Sonnenwesen,
Denn Sonne ist der Mensch, die aus dem Boden glimmt.
Dein Erdensonnentum kann frommes Tun erlesen,
Wenn tiefer Griff aus eignem Herzen Flamme nimmt!«

So holdes Wort entgoldete des Sängers Leier.
Und nun verstrahlt so sachter Sonnensang.
Das Kind versteht ihn kaum, doch wonneweiche Schleier,
Umflorte Bilder, weckt noch fort versungner Klang.

»Geliebter!« sagt der Knabe traut zum Sänger,
»Der Flug der Tauben, Habichte wird enger.
Und Sperber drängen sich zu deinem Sang:
Ein Adlerpaar umrauscht sie hoch und lang.«
Und Orpheus fragt: »Erblickst du keine Rehe?
Sie kommen fromm, sie wittern unsre Nähe!
O Schmetterling, auf meines Löwen Ohr,
Hol deine Frau, die sich ins Korn verlor!«
Das gelbe Tierchen folgt, — fliegt fort.
»Nun ist der Löwe voll von goldnen Bienen!«
Der Knabe merkt es, findet flugs das Wort:
»Ein Bär ist da, er trampelt hinter ihnen.
Doch lockt ihn wohl dein honigsüßes Lied:
Hier läuft der Wolf, der Luchs ist auch erschienen;
Dort kommt ein Wolf, wie man ihn selten sieht!«
Und Orpheus zeigt, wie Friedlichkeit geschieht:
»Das ist das leise Lied der sachten Liebe,
Die in den Seelen ewig auferstehn:

Denn stille Wesen sind die Sehnsuchtssiebe
Des Feuerwunsches, der die Flur besät.

Aus allen Blüten lachen Erdengluten,
Die sich den Weg zum Sonnenlicht erahnt,
Doch ihre Lust am Licht mag rasch verbluten,
Da bald die Frucht an Tiefensturz gemahnt.

Erblüht nicht fast die Scham in wilden Tieren,
Wo sich das Elternpaar die Brut bewacht?
Die Lust ist alter Wunsch, sich zu verlieren,
Wenn er, zum Licht befreit, in uns erwacht!

Drum mögen Wesen sich auch treu bewachen,
Wenn ihre Liebe froh zum Lichte lacht!
Die Weltenliebe kann erst spät erwachen,
Hat sich ein Wunder sanft in uns vollbracht!«

Nun stürzt ein Eber durch das Goldgetreide;
Erblickt den Sänger, knickt in seine Knie!
Den Wald durchschallt ein Rausch von grausem Leide:
Dem Seher wirds, als ob ein Wesen schrie!
Mänaden, weiß er, sammelt sich zum Eide,
Dem Orpheus stummer Feind Gewalt verlieh:
Er lebt geheim und wild in unsrer Liebe.
Er ist ein Gott im Blut: die Wucht der Triebe!

Nun schwirren Schmetterlinge, gelb, zu Paaren,
An Orpheus' Leier, gar verlangend an.
Auch Schlangen kann des Sehers Blick gewahren:
Sein Auge hält sie fromm in sachtem Bann.
Ein Kranz von Bräuten, mit geschmückten Haaren,
Umarmt die Au, um den geweihten Mann.
Gekrönt, umgürtet ist die Schar mit Myrten.
Doch ferne lauschen, mit der Braut, die Hirten.

Der Sänger schwärmt: »Gestreute Wesen finden,
Auf Schlangenwegen, Gott, dem jedes gleicht!
Ihr mögt an seine Freiheit Frieden binden:
Bleibt stark, bis Treue das Gemüt erreicht!

Der Vogellieder helle Freudenkette
Erzittert noch als zarter Erdensaum.
Damit des Menschen Leid die Sterne rette,
Ersilbt das Herz den Sprachenbaum, aus Traum!

Du bist die Zuflucht geisternder Gewitter,
Denn aus dem Sprechgeblätter blüht das Wort!
Geschmack im Blut zum Namen: Mensch! ist bitter,
Doch Sterne werden Ich, der Sonnen Hort.

Hört, unsre Worte sind der Freiheitssamen,
Den Geist, als Wind, in tiefe Welt verweht:
Die Lust am Mutterlaut mag nie erlahmen,
Denn du bist fruchtbar, wenn durch Traum beredt!«

Im Wald erschallt ein echoreiches Schreien!
Mänaden, denkt der Dichter, noch ein Wort!
Doch sind das flammend grelle Papageien:
Sie krächzen laut zu ungewohntem Ort.

Ein Ibis, hergereiste Reiherreihen,
Flamingos kommen, Strauße! Fort und fort.
Das Wort ertönt als Sonne: Vögel singen
Des Sängers Lied empor in holden Ringen.

Noch freier greift jetzt Orpheus in die Saiten:
»Erklinge heitergoldnes Sonnenlied,
Die Klänge, die den Sang hinangeleiten,
Sind Sonnenlust, die sich im Schmerz erriet.

Wenn Feuerfreuden aus dem Sänger steigen,
Sind sie aus tiefsten Flammen hergeregt:
Er wird betäubt. Um ihn erwogt ein Reigen:
Wie hold der Rausch den Mutterlaut noch hegt!

Dann mag ein Stimmenregen sich ergießen:
Erseelter Traum wird silbende Gewalt,
Du hörst geredete Gewitter sprießen!
Das Wort erblitzt. Dann grollt ein Samenwald.

Die Erde sprüht den Funkenstrauß der Liebe,
Als Gottesahnungen, ins freie All!
Erflammtes Ich bestürzen Feuertriebe
Zerstürmter Seele vor gesprochnem Wall.«

Der Knabe ruft: »Gesegneter! Gazellen
Erreichen deiner Leier frommen Klang!
Ein Tigerpaar wird sich zu dir gesellen:
Sein Pfauenschwarm umschweift uns nah, — doch bang!

Kamele wandeln klug in alten Fellen:
Von Affen wimmelts, mit verrenktem Gang.
Ich lauf davon, mit Tigern will ich spielen.
Sie bringen mich zu ungenannten Zielen!«

Doch Orpheus singt: »Der Erde Feuersamen
Durchschwängert lusthaft den gesternten Raum.
Einst wird der Geist! Wenn Welten fern erlahmen,
Berauscht der Mensch das All im Liebestraum!

Der Güte Samen ist die volle Blüte!
Er zuckt aus unsern Herzen in die Welt.
Sei sanft, daß deine Huld die Kinder hüte,
Denn Sternlein haben sich zu dir gesellt!«

Auf einmal muß der Sänger tief verstummen!
Der Knabe fort! — Kaum ahnt er, was er sprach.
Sein Wunsch folgt still den Klängen, die versummen:
Er sinnt dem Liede traumergeben nach.
Vielleicht wird sich der Abend schwarz vermummen?
Schon grauts, bevor der Tag zusammenbrach.
Kein Jüngling da? Wer wagt es, ihn zu stören!
Die Hirten konnten fern die Leier hören.

Nun kommen Männer, bringen fette Stiere!
Sie haben sich, beim Sang, nicht vorgetraut.
Doch blieben sie, daß sich kein Klang verliere,
Geheim im Busch, aus dem sie zugeschaut.
Sie schreiten stolz auf ihre Opfertiere!
Ihr Blick ist froh. Und jedem folgt die Braut.
Sie bitten: »Opfre nun auf dem Altare,
Denn Blut entflammt die Glut vom Sonnenaare!«

Der rote Flügelschlag der Scham erzuckt im Dichter.
Er spricht: »Hinweg den Stier, der mich verdrießt!
Erwildertsein durchglüht eure Gesichter:
Verdammt den Opferer, der Blut vergießt.
Doch hier die Hand! Ich rufe euch: Versöhnung!
Ihr bleibt meine geliebte Hirtenschar.
Ein Opferfeuer sei des Sanges Krönung:
Bringt trocknes Holz und Harz für den Altar.«

Nun schürt der Sänger, rasch erblaßt, die Flamme.
Der Mensch, die Tiere fühlen fromme Ruh.
Schon knistern Sternlein aus zerhacktem Stamme,
Und auch die Sonne sieht nun wieder zu.

Orpheus' Blicke schweifen in die Weite:
Feinde kommen, doch er scheut sie nicht.
Hirten bleiben still sein Talgeleite,
Und er singt, denn sagen ist ihm Pflicht:

»Flammen fühl ich durch die Seele schlagen:
Schwache Schatten hascht des Grüblers Geist!
Tracht ich sie im Zwielicht fortzutragen,
Faß ich Sang: zu Bildern eingeeist.

Milde glimmt die stille Liebeskette,
Aus der Erde in den Geist geblüht.
Heiligt leiser Ehe Lagerstätte:
Sterne werden in der Lust ersprüht!

Durch das Erdgeschlecht, das haßt, sich peinigt,
Klimme prustend pure Erdenglut!
Priester, schürt, was Seelen heilt und reinigt,
Glaube an Erflammtsein gibt uns Blut.

Purpurmut, der unser Wesen schwängert,
Der vom Erdenkerne sonnwärts drängt,
Hilf am Weg, der sich auf uns erlängert,
Freu uns, Macht, die Durstgequälte tränkt!«

Wolken fliegen fluchthaft durch die Täler.
Hirten brechen vom Altare auf,
Ziehn die Stiere fort vom Sternenzähler;
Auch die Bräute folgen schon im Lauf.

»Uns erwarten blutgeweihte Mäler!«
Einer sagt es, und man glaubts zuhauf!
Bang umflügeln Kraniche den Sänger,
Um das Lied der Hirtenkranz wird enger.

Orpheus segnet: »Schwärmt dahin, ihr Lieben!
Taten mögen euern Trieb gestehn;
Wo ein Funke treu und schön geblieben,
Kann ein Wanderstamm zur Sonne gehn.

Feinde! Daß ich eure Geister stähle,
Zückt nach mir! Die Messer sind geschärft.
Leise List belispelt eure Seele:
‚Schnür den Hals!' daß ihr den Gegner werft!

Doch der Geist, der weiß, daß er in jeden
Sonnensohn, aus Erdenheimweh, kam,
Mahnt uns sanft: Ihr sollt euch nicht befehden,
Werdet reich an Taggewalt und Scham!

Willst den Menschen du aus Sonnenkreisen,
Wo sein Wesensflug ihn hingesetzt,
Oder aus den reinen Taggeleisen
Niederziehn, so ist er tief entsetzt!

Hilfreich rollt ihm Feuer durch die Adern;
Von Bedenken rasch und fest gepackt,
Schwankt er, fängt an hart mit sich zu hadern:
Seine Seele sucht den alten Takt!

Flügle, Gut im Blut, du Glut der Erde,
Feuer, das mir Seelenhuld verklärt,
Durch die Wangen meiner treuen Herde:
Freie Friedlichkeit sei unversehrt!«

Schwalben zittern wie durchbangte Herzen.
Steil entsaust ein trauter Taubenschwarm.
Schafe blöken auf, in wilden Schmerzen.
Hirten packt ein unerhörter Harm.

Weg der Wind, mit seinen Wolkenscherzen!
Orpheus sinkt beim Opfern starr der Arm.
Hauchlos, ohne Laut — harrt die Gemeinde:
Tiefer Schreck gemahnt an nahe Feinde.

Orpheus blickt gefaßt nach oben!
Seine Sonne hat sich schwer bedeckt.
Waldzu läßt er seine Tiere toben,
Pan hat ihre Angst, beim Herd, erweckt!

Hirten aber mag er loben,
Die kein Haggespenst erschreckt;
Seine Lieblinge sind fromm geblieben:
Die Entsetzten mögen fremd zerstieben!

Heller muß er in die Saiten greifen:
»Lauscht dem Tönen, das Erjüngung wagt!
Was Gedanken kühn im Flug ergreifen,
Sei den Mündigen sanft zugesagt.

Reinen Samen will ich hoch verstreuen:
Was ich innerm Lächeln je entlieh,
Soll euch zu Verholdung leis erfreuen,
Glaubt: bevor ich von euch zieh!

Ja! Mein Lächeln gleicht dem Glanz vom Meere,
Wenn er Wellen lustig überspringt,
Und beim Sturz der flugsen Thunfischheere
Wild und blaßverächtlich um sich blinkt!

Einem Meere, das sich langsam kräuselt,
Wenn es Stürme kühn im Busen trägt,
Und schon fiebertraumhaft bebt und säuselt,
Ähnelt auch mein Stamm, der Krieg erwägt!

Wellenschäumen mag ich euch vergleichen:
Wißt ihr, daß ihr tobend mich umdrängt?
Unser Seelensee verlangt nach Leichen,
Manches Schwere liegt nun bald versenkt!

Vor dem Sturme reißen hohle Wellen
Ihre Silbermünder spöttisch auf,
O, ich hör jetzt Hohngelächter gellen:
Wogen, krümmt euch zum Zerstörungslauf!

Laßt mein Wesen, hier in eurer Mitte,
Noch zum Heile rasche Schritte gehn,
Mein Verschenken sei euch letzte Bitte,
Dann will ich die Tote wiedersehn!

Meine Braut mag ich am Weg ereilen!
Ach, wir sind ein unzertrennlich Paar:
Fortgewolkt muß sie verweilen,
Doch schon goldet mir geträumtes Haar!«

Jünglingsscharen stürzen laut zum Sänger:
»Hirten opferten berückt den Stier!
Blut brach auf. Erschwültes Glutgeschwänger
Klaffte! Angst erfaßte Baum und Tier.

Stück um Stück, Bestürzling, Fluchtheiß, Dränger,
Rudelts, tummelts: fort und auf von hier!
Zauber scheint auch Wolken zu betören:
Such die Sonne heilig zu beschwören!«

»Alle Leiber werden auferstehen!«
Ruft der Seher: »Sonne! Traumgemeer!
Weiber, die zum Feind, in Brunst, sich drehen,
Liebe ich bei meiner Wiederkehr.

Aus des Fleisches schwerem Lustbegehren
Hat sich Menschenliebe sanft entschält,
Ihren Weg zu heitern Sonnensphären
Aus Verfußung lächelnd-leicht gewählt.

Seht das Meer mit seinen reichen Brüsten:
Bald besiegt es unsre Geistesmacht!
Schiff und Schiffer wird kein Sturm entrüsten,
Furchtlos schaut der Mann durch Spuk und Nacht.

Vollen Daseins Liebeskette sprengte
Einst der Erde Sonnengegensatz.
Und er schuf Geschlechter. So versenkte
Sich entzweigetiefter Flammenschatz.

Starkes Feuer glüht, verwahrt im Manne,
Sternenher verblitzt beim Schritt im Geist:
Auch das Weib erschwangert Glut, im Banne
Eines Gatten, der sie mondzu neigt.

Wird ein Weibchen hinterrücks genommen,
Wird die Liebe ihm noch oft zum Druck,
Doch das Weib, in dem die Brunst erglommen,
Folgt beim Kosen einem Sonnenruck!

Herz an Herz und Blick in Blick versunken,
Sehn sich Menschen, die sich lieben, an:
O, es jubeln, zucken Seelenfunken
Durch den Mann zum Weib, vom Weib zum Mann!

Liebe können Paare sich verschenken,
Liebe ist der Flamme Daseinstausch:
Mut und Glut, die sich verschränken,
Heiligen den Sinnenrausch!«

Fort ist jeder Vogel! Aufgeflogen.
Bloß die Sonne goldet und frohlockt.
Orpheus' Tiere sind davongezogen;
Nirgends hat die Flucht gestockt.

Nur der Löwe blieb! In holdem Bogen
Wird noch der Altar vom Volk umhockt.
Jünglinge, die Orpheus nicht verlassen,
Wollen im Gesang Vollendung fassen.

Auch des Sängers Liebling ist verschwunden —
Tiger trugen ihn davon! Im Sprung!
Froh verhieß er kühne Hoffnungskunden:
»Horcht: es steigt das Glück! Der Mensch wird jung!

Sonnenglut und Erdenblut verbunden,
Blitzen, donnern: Herzgewitterung!«
Sonne siegte: Heiterkeit! Ein Knabe
Bringt die Worte; des Verwegnen Gabe!

Orpheus singt: »Wir Menschen: Glückes Träger,
Da in uns ein Flammentag gelingt,
Seien auch der Freiheit beste Heger,
Bis ein stiller Geist das All beschwingt.

Unsre Seelen sollen lieben, lieben;
Überschwang wird wunderreich gedeihn:
Blitzend stehts mit Flammenschrift geschrieben:
Ewig wird allein die Liebe sein!«

Gejauchze ist laut durch Gesang vorgebrochen!
Im Walde erbraust eine rasche Bewegung;
Das Herz jedes Hirten fängt wild an zu pochen:
Was tanzt und erwogt da in toller Erregung?

Die Pinien erzucken und schlanke Zypressen,
Auch fallen schon Zapfen von Ästen herab.
Was sucht sich so wild durch die Büsche zu pressen?
Was donnert? Vielleicht der Bacchantenzugtrab?

Ein Schauder umhüllt nun des Dichters Umgebung;
Das Feuer auf marmornem Sonnenaltar
Erstickt fast im eigenen Qualme und Rauch,
Und überall knistert ein morsches Geäst.
Im Walde entstand die Mänadenerhebung:
Mit wallenden Schleiern und fallendem Haar
Erscheint schon die Sippe, nach bacchischem Brauch,
Verwegen und wütend, beim orphischen Fest.
Das eint sich im Walde zum baldigen Kampf!
Und: »Evoë, Evoë!« schallt es im Kreise;
Schon reißen sich listig die jungen Mänaden
Die flimmernden Schleier vom üppigen Leib:
Sie trabten auf Rappen, und Rossegestampf
Verriet durchs Gebirge des Weibertrupps Reise.
Sie rasteten selten, und gern bloß zum Baden:
Für solches Geblüt ist Verlust ein Verbleib!
Nun rufen sie: »Orpheus, wir schlingen die Kette
Vereinender Liebe, von der du gedichtet,
Vom singenden Seher zurück bis zur Wildnis,
Die friedliche Seelen in Stummheit umgibt!«
Nun drängen auch Leiber zur lieblichen Stätte,
Wo Orpheus den Griechen Altäre errichtet,
In Tanznacktheit ein und erheben ein Bildnis
Des Gottes, der Räusche und Blutopfer liebt!
Das tolle Volk singt, verheißt Fleischauferstehung,

Umwirbelt die Hirten, verspricht ihnen Ehung,
Verkündet Erfreudung und häusliches Glück,
Und sprengt wieder bald, ohne Nachtrab, zurück. —

Entzweiung? Verschwunden sind alle Mänaden!
Ein Abgrund ertrichtert? Verfiel ihm die Rotte?
Vorbei auch die schwankenden Waldgaloppaden;
Im Abend am Meere erscheint eine Flotte.

Und Orpheus singt lispelnd: »Unendliche Stille,
O Stille, die Stürme als Pause verbindet,
Umweht meine Seele, — du schweigst, liebster Wille,
Zu künden, bevor mich die Sterbenacht findet!

Ihr Freunde in Buchten, auf ruhenden Booten,
Mein Schicksal verwehrt euch, am Ufer zu landen:
Ihr seid meiner Totenfahrt hilflose Boten,
Gewogt in der Windstille flimmernden Banden!«

Mänaden sammeln sich im alten Pinienwalde:
Sie fürchten, draußen fern, die fremde Fischerflotte.
Das ahnt und, ohne Sterbensbangen, sagt der Skalde:
»Hört noch mein Wort! Dann, Feinde, lebt es euerm Gotte!

Es gibt im Geist auf Erden: Sonne-Sein! Kein Scheitern:
Die Schicksalsknoten, die ich kundig vorentwickelt,
Versucht behutsam aus Verschlingung aufzuweitern,
Mein Werk entschmückt ihr nicht, wenn ihr den Leib zerstückelt!

Ich danke euch verblendet rasenden Mänaden,
Ihr müßt in euren Seelen meinen Sang begraben,

Den Haß, Mänaden, werdet ihr durch Mord entladen,
Und eure Söhne werden meine Sonnenknaben!

Was Liebe und was Haß! Ich will der Flamme Wirkung!
Ich weiß, ihr helft, erhellten Pfad ins Ich zu schaffen:
Sein Wunsch zum Lied trifft wieder meine Lichtbezirkung:
Durch euern Wandel werd ich meinen Halt erraffen!

Bei Eurydice hör ich bald den Klang der Dinge
Und wünsche in erleiblichte Musik zu schauen:
Im Totental erwelten tiefgewußte Ringe,
Die Inhaber vom Ich, als Starrgekrust, umstauen.

Du kannst nach mir dich, Unterwelt, nicht mehr gedulden!
Ich habe Menschen, was die Seele sah, gegeben;
Nun schein ich ihnen auch dafür den Leib zu schulden,
Damit sich Völker einst zu meinem Sang erheben!

Ja! Wer einst suchen wird, sein innres Licht zu finden,
Der ist mein Sohn, den ich mit Eurydicen zeugte:
In ihm wird nie geweihte Kindlichkeit verschwinden,
Ob Kummer oder Alter ihn auch niederbeugte.

Was Ewigkeit in sich verschließt, kann nicht veralten!
Kein Sonnensohn wird, hier erborgt, zum Greise werden:
Verbrüderte Geschlechter schüren und verwalten
In sich die hehre Glut zu hohen Opferherden.

Der Mond war ein Versuch, die Sonne zu versöhnen:
Die Erde wollte ihn der fernen Mutter schenken,
Wohl kann des Mondes Licht die Nächte hold verschönen,
Doch nicht mit Milde Erdgeschicke lenken!

Nun will die Erde einen zweiten Mond gebären,
Doch zeugt ihr inneres Erschüttern nur Propheten,
Die ihren Völkern die Entstehungsliebe lehren
Und Urgebote menschlich unter euch vertreten.

Im Inderlande kommt der Erdensohn stets wieder,
Um durch den Geist die Bruchnatur zu überwinden,
Die Tiere selbst verstehen seine Freiheitslieder:
Des Menschen Überhebungen verschwinden!

An unseren Gestaden kommt er urgespalten!
Den irdisch-weiblicheren Teil muß ich vertreten:
Der männliche wird sich, erwartet, einst gestalten
Und durch den Geist die Tierheiten in euch zertreten.

Da wir uns schon, durch das Geschlecht getrennt, erheben,
So müssen wir gemartert und zerfleischt verenden,
Im Land des Bären aber wird erweihtes Leben
Die Flammen seiner Gnadenpracht aus allen spenden!«

Das hallt und das schallt nun noch lauter im Walde!
Viel wiehernde Pferde erscheinen am Feld.
Bacchantische Weiber durchtollen die Halde:
Das schwirrt und erzittert, das raschelt und gellt!

Das singt und durchtummelt sich hurtig und munter,
Das fühlt sich tiefinnerlich sorglos und frei
Und sprengt über Hänge, auf Hengsten, herunter,
Und plötzlich erschallt auch, gleich dreimal, der Schrei:

»Pan!« »Pan!« »Pan!«

Wie? Mag sich der Tag noch am Abend erheitern?
Er ist wie von innersten Gluten berauscht,
Schon werden die Wolken, wie Scharen von Reitern,
Die langsam verbluten, vom Winde zerzaust.

Das Meer schimmert milchig, doch Purpurglutadern
Durchfurchen die tückische, steigende Flut.
Die Wellen zerschellen schon laut an den Quadern,
Und Strandpfützen funkeln wie glühendes Blut.

Horcht! Überall donnern jetzt mächtige Wogen,
Doch willenlos wiegen sich Möwen darauf:
Auch naht schon die Flotte in funkelndem Bogen,
Und muntre Dephine umziehn sie zuhauf.

Nun sind die Mänaden am Strande entkleidet!
Sie haben sich, wie sie das Fischervolk sahn,
Gefreut und am Anblick der Knaben geweidet,
Und lachend gleich Übermutstreiche getan.
»Pan!«

Das hatte sich schon mit den Blicken besessen,
Vom Meere aus wählte sich jeder ein Weib;
Doch Orpheus steht stumm unter steilen Zypressen,
Und manche Mänade begehrt seinen Leib.

Nun ruft wohl die schönste der nackten Gestalten:
»O Träumer vom schäumenden, traurigen Meer,
Ergib dich den stürmischen Seelengewalten:
Versinkst du in mir? O wie wirst du so schwer!

Wir spielen und wühlen in wallenden Flechten,
Nun komm und verbirg hold im Gold das Gesicht,
Empfange die Wollust von sterblichen Nächten,
Entzünde beim Buhlen des Urschauers Licht.

Wie Fluten sich stumm zwischen Wäldern verschluchten,
So dringe dein Wesen ins Mädchentum ein,
Wie Fluren durch Wolken der See sich befruchten,
So wird uns dein Atemzug Hoffnung verleihn!

Ach Orpheus, du bist eine einsame Klippe!
Ergib dich dem Leben, verlang nach Genuß!
O trinke den Jubel von fiebernder Lippe
Und freu dich, ermann dich zum Wollustentschluß!

Genieße das Wogen der fleischlichen Liebe:
Es gleicht doch der Schwall einer pulsenden Brust
Dem windeverwehenden Wellengetriebe:
Das Weib ist die See, voller Seele und Lust!

Doch Orpheus, es machen uns Klippen verlegen,
Wie Sphinxe umfrage ich bang deinen Fels.
Doch merke dir, stellt sich ein Was? mir entgegen,
So spricht unser Gott: Wills nicht fort, so zerschells!«

Doch antwortet Orpheus gefaßt und prophetisch:
»Für euch ist die leibliche Sonne verhängt,
Ihr opfert im Geist einem giftigen Fetisch,
Der Schicksale greift und zu Abgründen lenkt.

Was sprecht ihr vom Leben, Entschleicher der Gräber?
Ihr seid nicht das Meer, ihr Verbreiter von Gier,
Ihr Hüllen von Magen, Gedärmen und Leber,
Der Gott, den ihr bergt, ist ein grausames Tier!

Ihr merkt, wie Erstandenes traurig verschwindet,
Und seht nur die Wesen im Fleische bezirkt,
Den Geist, der durch Formung Gespenster verbindet,
Doch nicht, was ein Widerstand aufgeisternd wirkt!

Die Seele der Klippe, ihr stolzes Beharren,
Verdichtet sich leise zum Wunsch unsrer Welt;
Den keimenden Kern wird ein Körper umstarren,
Denn nimmer vergeht, was sein Urmaß erhält.

Ihr wollt nicht die Liebe, wie ich sie verschenke,
So zieh ich denn fort aus der irdischen Brunst:
Doch wo ich Gedanken ins Dunkel versenke,
Erzittert ein bebender Funke im Dunst!«

Gebilde von Schleiern, Gestalten und Lichter,
Wie selten sie Dichter im Überschwang sahn,
Umwallen den Schmachter. Mänadengesichter!
Sie möchten ihm, vorsichtig anschwebend, nahn.
»Pan!«
Den Dichter ergreift sanfte Reinheit des Tanzes:
Er liebt diesen rhythmisch entfesselten Takt!
Wie freut ihn der Anblick des wallenden Glanzes:
Die tanzenden Weiber sind brünstig und nackt.

Ein Kräuselwind rauscht nun im Haupt von Zypressen.
Die Sonne vollendet verzückt ihre Bahn.
Erseelte beginnen den Tag zu vergessen,
Der Abend verstrahlt seinen rosigen Wahn.
»Pan!«
Jetzt greift noch der Sänger mit Kraft in die Saiten,
Um stolz durch den Klang seinen Sang zu begleiten:
»O Freunde und Feinde!« ertönt seine Bitte,
»Vergebt mir die letzten entscheidenden Schritte:
Wie hat sich die Glut, die ich eben verschwendet,
Unfaßbar vom Lieben zum Streiten gewendet?
Schon hör ich den Kampfruf im Walde erschallen,
Mänaden gewinnen und Jünglinge fallen!

Ich sehe, wie Leiber die Felsen erklettern,
Und kühne Gestalten im Tale zerschmettern.
Verzeiht euerm Seher, ihr treuen Genossen,
Ich habe das Blut holder Unschuld vergossen!
Doch seht auch die Flammen der Liebe aus allen,
Als feurigen Samen, der Erde entwallen!
Bestaunt euern glühenden Gürtel der Zucht,
Erwühlt stillen Innenlichts ruhige Wucht!
Ich fühle die Kraft, mich in andern zu fühlen:
Es können sich Seelen voll Schauer bespülen,
Wir müssen uns freudig das Erdglück versagen
Und Wahrheit durch mutige Taten erwagen!
Schon schwellen die Fluten. Nun strahlt unser Licht.
Hier üben die Gluten im Menschen Gericht!
O seht die Tragödie, nach der ich mich sehne.
Jetzt bildet sich rings eine riesige Szene.
Die Berge, die starr in das Wolkenmeer wuchten,
Verhüllen nun langsam auch unsere Schluchten:
Das Schicksal beginnt sich bereits zu drapieren,
Es will nicht sein tiefes Geheimnis verlieren.
Die Tragik trägt nie ihre Nacktheit zur Schau,
Ihr Bildnis erscheint uns in marmornem Grau.
Die Berge beherrschen das Drama der Täler.
Sie scheinen mir schreckliche Zukunftsverhehler
Und hüllen sich nun in ein Dunstgewand ein,
Um wortlose Schicksalsbetrachter zu sein!«
So träumt und besinnt sich der sehende Dichter,
Dann sieht er im Dämmerschein innere Lichter:
Das Wesen der Berge, der Menschen und Dinge,
Erscheint ihm, als ob es sich innig verschlinge!
Er fühlt seine Seele ums All sich erweitern,
Und Schreckliches kann ihn auf einmal erheitern,
Noch tiefer ergreift er das Gold seiner Saiten
Und singt voller Milde: „Verschwindet, ihr Zeiten
Entwickelter Wünsche und schneller Affekte,

Die einstens die Urgier des Chaos erweckte;
Ich fürchte euch nimmer, ihr Dunstelefanten,
Ihr Rüsselbeschnüffler von Felsrückenkanten!
Ich trotze den Riesen und Nebelgischtbären:
Bald wird sie das Licht meiner Leier verzehren;
Ihr Albatrosscharen auf blutigem Meere,
Ihr Tauwindflamingos und Schaum-Eiderheere,
So kommt mir doch näher! Ich will euch belehren
Und allen die Glut meiner Liebe gewähren!
Ihr Tigergespenster aus sumpfigen Auen,
Erscheint, denn ich will euer Katzenfell krauen.
Delphine, durchschwimmt unsre geistigen Fluten,
In denen Gesänge wie Sonnen verbluten!
Vernehmt nun, ihr Sperber und Schwäne, ich sterbe:
Ich sterbe, ich sterbe; ich weiß, ich verderbe!
Ihr Windwölfe, heult nicht, ich atme ja schwer:
Es werfen sich Panther, zu Paaren, ins Meer!
O Leier, mein Lied, so beschwöre die Löwen!
Zerreißt mich nicht, weibliche Samtleoparden:
Zurück vor dem flammenverheißenden Barden!
Mein Gott! Ich vermag nun mein Lied zu gewahren,
Schon glimmt es und strähnt sich zu goldenen Haaren:
Nun steigts in die Mähnen von Nordlichtgeschlechtern,
Von geistigen Kämpen und Wahrheitsverfechtern.
Schon bleicht und entweicht auch die nächtliche Bräune:
Der Lenz meines Liedes erweckt alle Zäune,
Die grünenden Bäume beginnen zu blühen,
Und Kühnheit in Jünglingen hold zu erglühen;
Ich kann meine strahlenden Völker verkünden,
Ihr herrliches Werden im Weltschoß ergründen!
Nun steigt ja die Glut, die das Weltall vereinigt
Und Seelen von tierischen Nachtlastern reinigt!
Ein nordlichtgestaltetes, sprühendes Leben,
Ein mündiges Volk mit beflügeltem Streben
Verleiblicht mein brünstig empfundenes Lied,

Und seht doch, schon seh ich, wie alles geschieht!
Die Erde verbildlicht sich klar in Gestalten,
Die männlich ihr Wahrheitsgut sehn und verwalten:
Sie scheinen im Rahmen des Tages zu ruhn
Und schon durch ihr Dasein die Erbpflicht zu tun.
Ihr Wesen beflügelt unendliche Taten!
Aus Seelen erhebt sich ein freies Geraten.
Die Umwelt empfängt ihre geistige Nacht:
Durch sie ist Vollendung und Dauer erwacht!«
Nun kniet der Verkünder verzückt auf der Erde;
Er küßt sie und ruft: »Alle Wesensgebärde,
Der Weg eines Tieres, das auflauern geht,
Der Biß jeder Schlange wird hier zum Gebet!
Ich danke euch Feinden des menschlichen Leibes
Und sorglosen, dämmrigen Urwaldverbleibes,
Ihr habt uns verdoppelt und höher gebracht!
Und was haben wir an euch hilfreich vollbracht?«
Nun sucht eine Geierschar Orpheus die Leier,
Voll Gier, zu entreißen. Der Wesen Befreier
Jedoch hat sich wieder vom Boden erhoben,
Um Freunde und Feinde erseligt zu loben:
Nun schmeicheln sich Tiger behutsam heran,
Auch Pfaue umschwärmen den sehenden Mann,
Da singt er: »Wohl haben mich tausend Gewalten,
So Feinde wie Freunde, im Dasein erhalten,
Und ging ich mit euch durch den herrlichsten Wahn,
So lenkten mich Böse auf fruchtbarer Bahn!«
Da tönt es vom Felsen her: »Pan!«
Doch Orpheus singt weiter: »Ihr treuen Hellenen,
Ihr sollt euch das orphische Völkervolk nennen!
Doch ändert sich bald der Geschlechter Gehaben,
Mein Lied aber wird keine Zukunft begraben;
Ich sehe ihm sternenher Fremdlinge nahn:
Der orphische Sang ist ein weltweiser Schwan.«
Da tönt es im Abendwald: »Pan!«

Und Orpheus fährt fort: »Alle freundlichen Rassen
Beginnen von heute an, Wurzel zu fassen:
Was kommen wird, stamme vom orphischen Tage,
An dem ich zu sterben und Ich zu sein wage!
Drum müßt ihr mich heut noch dem Martertod weihn,
Sonst wäret ihr nimmer vom Vatermord rein,
Denn würde, schon morgen, von orphischen Sprossen
Das Blut meines Leibes, auf Erden, vergossen,
So wäre die Menschheit für immer verflucht:
Und ich habe Unschuld zu hegen versucht!«

Schon ist nun die Sonne gesunken,
Das Licht in den Fluten ertrunken.
Der Wind saust; und draußen das Meer.
Ihr Brausen tönt doppelt und schwer.

Der Tag hat, durch Morde verdrossen,
Ermüdet sein Auge geschlossen;
Wie Wimpern zusammengepreßt,
Verschließen es Windwolken fest.

Der Abend ging blutlos verloren!
Die Liebe hat Paare erkoren:
Wer hat, durch sein Hoffen berauscht,
Wohl kaum auf den Sänger gelauscht?

Nun geht ein so mildes Verstehen,
Wie Ruhe vor großem Geschehen,
Auf einmal vollbracht, durch den Wald:
Du horchst, ob kein Urruf erschallt!

Der Wind springt jetzt lustig durch finstre Gefilde,
Und heitre Mänaden beginnen ihr Lied:
»O Sänger der himmlischen Liebe und Milde,
Verschenk dich der Nacht, da die Sonne verschied.

Erzähle, warum diese lustigen Winde
Auf einmal ein jammerndes Klagen durchkreuzt!
Dein Lied, holder Sänger, ist sieghaft und linde,
Und doch hast du oft, tief in Schwermut, geseufzt!

Wie scheinen sich Winde und Lieder zu gleichen!
Sie suchen die Liebe, die leise entrinnt.
Was möchten wohl Schmachten und Singen erreichen?
Sei Mädchen erfreundlicht und huldvoll gesinnt.

Ach Orpheus, besinne dich einsamer Nächte!
Wie war dir so oft vor dem Fortträumen bang!
Du hofftest, daß Schlummer dir Glücksstunden brächte,
Bis spät schon ein Seufzen dein Atmen durchdrang.

So ist einst ihr Traumbild zu dir sanft gedrungen!
Dein Liebchen: und seufzte. Als wärt ihr erwacht.
Da hast du die Maid, hold im Schlummer, umschlungen,
Dein Herz und ihr Atmem zur Ruhe gebracht.

Nun sind unsre Lieder dein Stöhnen im Walde.
Erhör mich, daß Sehnsucht uns nimmermehr täusch!
Du schmachtest, ich liebe: wir sterben so balde;
So leidet auch, liebt urgeheimes Geräusch!
— Orpheus! —«

Es wurde Nacht. Verdeckt sind Sterne und Mond.
Die Hirten liegen, um Orpheus lauschend, gelagert.
Schon starrt alle Schroffheit tief finster betont:
Auch scheinen Zypressen im Schwarz abgemagert.

*

Ein Jüngling spricht—: »Ach Orpheus, milder Meister,
So sag, wozu versteigt sich unsre Flur?
Wo bleibt der sanfte Sang erlauchter Geister,
Ein Liederhauch, der mild vorüberfuhr?!«
Und Orpheus sagt: »Mein Herz ist schwer beklommen:
Nun harrt ein Sturm im dunklen Wolkenmeer,
Sein Nahen hat die Seele bang vernommen;
Im Walde rüstet sich der Feinde Heer.
Sahst du am Abend nicht die Sonnenspangen?
Sie hielten Wolken lange eingepreßt.
Schon war die Furcht vor Sturm in mir vergangen,
Doch wehe, wenn der Tag uns jäh, wie heut, verläßt!«
Was glitzert jetzt gerötet durch den Wald?
Mänaden scheinen Feuer anzufachen.
So manche hat die Rüstung umgeschnallt
Und denkt sich rasch zum Kampf bereit zu machen!
Nun fangen tausend Weiber an zu lachen.
Auf einmal alles still: kein Lärm im Wald.
Doch was? Nun scheint man Fackeln zu erheben!
Wer hat sie, Fäusten gleich, emporgeballt?
Mänaden oder wer? Was fängt drin an zu beben?
Ach nein! So kommt noch nicht der wilde Sturm!
Nur wackelt wohl schon mancher Dunkelturm,
Und es entkriecht ihm auch sein Wolkenwurm,
Doch meistens legt er sich um Felsenkuppen,
Als wäre so ein Gipfel sein Gehäuse.
Auch hängen dran verkrampfte Wolkengruppen,
Wie schlafumfangne, finstre Fledermäuse.
Da spricht der Dichter: »Stürme, fangt doch an zu heulen!

O Wolken, die ihr Hügel überdacht,
Heut schützt ihr keinen stummen Riesen über Nacht!
Schon zittern und bald knittern Nebelsäulen:
Mein Herz, bestehst dus, deinen Weltbruch zu betrachten?
Begänne doch das Sturmeswüten und das Schlachten!«

O Nacht, o unendliche, herrliche Nacht,
Bald wird dir die Menschheit Genesung verdanken!
Du fügst ja, was stürmisch vom Lichte entfacht,
Ursprünglich, lebendig, auf Erden erwacht,
Allmächtig, allmählich, in zwingende Schranken!
Du willst alle Stürme des Tages entladen!
Du suchst deine Ruhe in ewigen Kreisen!
Du singst deiner Schönheit unendliche Weisen,
Um stumm deine stille Vollendung zu preisen!
Es dichtet der Sänger: »Ihr mögt mich zerreißen,
Jetzt siege die selig erhabene Nacht:
Ich habe den Menschen ein Machtwort gebracht,
Nun sollen es andere rauschend verheißen:
Schmerzstillende Mutter, am Ende der Schlacht,
O Nacht, wieder ringsum gestirnte Nacht,
Ich kann dir allein mein Geheimnis beklagen,
Wer Bacchus ist, dir, die es ahnen muß, sagen,
Denn er ist so alt wie du selber, o Nacht:
Und wo deine Jugend im Urwalde lacht,
Ist Bacchus in Sternen und Blumen erwacht.
Er ist ja die Schönheit und Reinheit der Dinge,
Der Schmelz alles Frischen, die Würde des Alten,
Der Ewigkeit alles durchdringendes Walten:
O laß, daß ich Bacchus, erbleichend, besinge!
O Dionys, Liebe des Mannes und Weibes,
Gynandrische Sehnsucht der beiden Geschlechter,
Enthüllung der Weiche des weiblichen Leibes,

Geschickeverflechter und Freund von Gelächter,
Erfüllung der Reize erblühter Epheben,
Asketenverächter und Traumpalastwächter,
Du Wiedergeburt und du ewiges Leben,
O lasse mich jetzt durch dein Seelenreich schweben!
O goldener Gott, große Sonnenerscheinung,
Du endliche Streiter- und Heldenverneinung,
Du männliche Wärme, du Erdenentsprießen,
Ich konnte dich lange als Wandrer genießen,
So schicke den Tau, deinen himmlischen Regen!
Eröffne die Erde! Ich forsche nach Wegen
Zum Reich des Empfangens und Wonneverlangens:
Nun will sich der Wandrer zu Wartenden legen!«

ENDE DES INTERMEZZOS

INHALT

DES ERSTEN BANDES

DIE SELBSTDEUTUNG 5

DAS NORDLICHT

ERSTER TEIL: DAS MITTELMEER

PROLOG 45
DIE HYMNE DER HÖHE 65
VENEDIG 75
ROM 115
FLORENZ 314
DER TRAUM VON VENEDIG 350
PERLEN VON VENEDIG 355
NEAPEL 441
PAN / ORPHISCHES INTERMEZZO 469

DRUCK VON BREITKOPF & HÄRTEL IN LEIPZIG

296550 LG
Author Däubler, Theodor D 123 8n
Title Das Nordlicht. Vol. 1.
DATE. NAME OF BORROWER.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU